

WIRTH,
Landschaft-
malerei
Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**APRIL-JUNI 1983
HEFT 2**

Za 692

SCHWÄBISCHE HEIMAT

34. Jahrgang Heft 2

April – Juni 1983

Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 8,- (zuzügl. Versandkosten, incl. 6,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 223243.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten
Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 432981.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 7119 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 223243.

Inhalt

WOLFGANG W. KRESS Die Stamburg des Hauses Württemberg	76
WOLFGANG NIESS Historiker in Schwierigkeiten	85
WOLFGANG IRTENKAUF Wanderungen in die Vergangenheit (14): Mit Grimmshausen nach Geislingen	88
HERBERT SCHWEDT Vereine im ländlichen Raum	90
GOTTFRIED KORFF Besser ein wüster Fleck als ein schönes Loch . . .	99
OSWALD SCHOCH Flößerei im Enztal	103
JOSEF F. KLEIN Ein Stausee soll den Neckar kühlen	109
Goldersbach: Gefahr für ein naturnahes Talsystem	113
LOTHAR ZIER «Bäume von der traurigen Gestalt»	114
BERND ROLING Waldsterben oder ein Pfennig mehr pro Kilowattstunde	116
WINFRIED ASSFALG Storchenkämpfe in Oberschwaben	121
BERND ROLING Der Ipf unter Naturschutz	125
EHRENFRIED KLICKERT Ein schwäbisches Arkadien	126
MAX BÄCHER 75 Jahre Pfullinger Hallen	134
RAINER HARTMANN Die Wandbilder in den Pfullinger Hallen	143
Buchbesprechungen	150
sh intern	161
sh aktuell	170
Veranstaltungen und Studienfahrten	178



Das Titelbild

«Die einstige Stammburg vom Dorfrand Rothenbergs aus gesehen, Weingärtner und junges Volk die Burg und damit zugleich den König bejubelnd.» Als Carl Heinzmann 1841 dieses Aquarell schuf, stand die Stammburg des Hauses Württemberg schon etliche Jahre nicht mehr. König Wilhelm I. hatte sie abtragen und die Bergkuppe abrunden lassen, um darauf von Giovanni Salucci die Grabkapelle für seine Gemahlin Katharina zu errichten, einen klassizistischen Rundbau. Carl Heinzmann (1795–1846) hat also, auch wenn der erste Eindruck etwas anderes vorspiegelt, nicht nach der Anschauung gemalt, er hat vielmehr das Skizzenbuch des Cannstatter Kupferstechers August Seyffer benutzt, um sich von Lage und Aussehen der Burg eine Vorstellung zu machen. Es ist ein Huldigungsbild. Im Vordergrund rufen – wohl stellvertretend für das württembergische Volk – Weingärtner und junges Volk «Er lebe hoch!» Gemeint ist König Wilhelm, der 1841 sein 25jähriges Regierungsjubiläum gefeiert hat. Dabei ließ er sich auch von den Künstlern feiern, deren einige Seiner Majestät untertänigst dieses Aquarell schenkten. Das Original ist im letzten Krieg in der ehemaligen Hofbibliothek verbrannt. Karl Gerok (1815–1890), Prälat und Oberhofprediger in Stuttgart, hat im selben Geist in eleganten Versen dem Hügel gehuldigt, der vordem die Stammburg seiner Dynastie getragen hat:

*Sei gegrüßt erlauchter Hügel
Herzblatt unsres Schwabenlands,
Lieblich in des Neckars Spiegel
Malt sich ab dein Rebenkranz.*

*Fühlst den Hauch entschwindner Zeiten
Leis um deinen Scheitel wehn,
Sahst der Erde Herrlichkeiten
Kommen und Vorübergehn.*

Josef F. Klein: Zur Sache

Tannensterben! Es ist nicht nur eine Geschichte der Hilflosigkeit, die sich da seit Anfang der siebziger Jahre abspielt. Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit haben daran keinen geringeren Anteil. Für die Landespolitiker war es lange Zeit die bequemste Lösung, mit spitzem Zeigefinger gen Bonn zu weisen. Dort gab es nicht wenige, die den Schwarzen Peter gern an den Europarat weitergegeben hätten.

Was läßt sich auch schon ernstlich gegen den Masantod der Tannen, Fichten, Lärchen, Kiefern und neuerdings auch der Laubbäume machen, solange man noch über die mögliche Ursache streitet? Fast schon hatte man sich auf den sauren Regen geeinigt, da kommt die Außenseiter-Theorie vom Ozon ins Gespräch. Aber ob Schwefeldioxid oder Stickoxide – beides stammt doch schließlich aus den Verbrennungsvorgängen der Kraftwerke, der Haushalte, der Kraftfahrzeuge. Und auch die ebenfalls diskutierten Metallablagerungen kommen auf diese Weise in den Boden. So wagt inzwischen wenigstens kaum noch jemand zu bestreiten, daß es die Feuerungen und die Motoren sind, deren – wie immer auch zusammengesetzte – Abgase unsere Wälder vernichten.

Aber was geschieht? Nach jahrelangem Hin und Her werden jetzt mit einer «Großfeuerungsanlagenverordnung» die Schwefeldioxid-Abgase von derzeit 650 Milligramm auf 400 Milligramm pro Kubikmeter Luft reduziert. Dieser neue Grenzwert ist jedoch immer noch dreimal höher als der Wert, bei dem Fichten überleben können. Und mit unverfrorener Blauäugigkeit hoffen die Kraftwerksbetreiber immer noch, aus Kostengründen um Filteranlagen für ihre alten Betriebe herumzukommen.

Da ist doch das ganze Geschrei der Politiker, daß der Wald nicht sterben dürfe, nichts als eine Farce! Und hinter den Forderungen der Umweltschützer stehen zwar viele Bürger, aber keine Macht, die ernstlich etwas durchsetzen könnte. Noch lacht man über diejenigen, die uns in 20 Jahren den Tod des deutschen Waldes und damit die große Versteppung prophezeien. Aber wie soll es denn sonst enden, wenn jetzt schon zum Beispiel in Baden-Württemberg nur noch ein Prozent der Tannen gesund ist? Nun, als Mittelmeerurlauber sind wir ja schon bestens damit vertraut, wie eine Landschaft aussieht, in der die Wälder zum Teufel gegangen sind. Nur läßt sich mediterranes Leben nicht auf unsere Breitengrade übertragen. Wenn bei uns der Wald stirbt, dann stirbt auch der Mensch!

In Stuttgart-Rotenberg, hoch über dem Neckar, dort wo heute die Grabkapelle für Königin Katharina und ihren Gemahl König Wilhelm I. von Württemberg steht, erhob sich bis 1819 die Stamburg des Hauses Württemberg. 900 Jahre ist es nun her, daß die Burgkapelle am 7. Februar 1083 feierlich dem heiligen Nikolaus geweiht wurde und damit der Bau der Burg sein Ende fand. Die Entwicklung Württembergs aus kleinsten Anfängen bis hin zum Königreich Württemberg und als Teil des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg nahm damit ihren Anfang.

ANNO · DOMINIC · E · INCARN ·
 MILLE · LXXX · III · INDIC · V ·
 FEB · DED · HEC · CAP · ABA ·
 MEN · S · EC · E · PO · IN · H · S ·

ANNO · DOMINICE · (I)NCARN(ationis) ·
 MILL(esimo) · LXXX · III · INDIC(ationis) · V(I) · VII ·
 IDUS · FEB(ruarias) DED(icata) HEC · CAP(ella) ·
 AB A(D)EIB(erto) WORM(ati)ENS(is) · EC(clesi)E ·
 EP(iscop)O · IN H(onorem) · S(ancti) (Nicolai?)

Im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1083 im 6. Jahr der Steuerperiode am 7. Februar ist diese Kapelle geweiht worden von Adelbert, der Wormser Kirche Bischof, zu Ehren des hl. Nikolaus(?)

Ihrer Bauzeit gemäß bestand die Burg aus Wall und Graben sowie aus drei Ringmauern, welche die eigentlichen Burgebäude umschlossen. Sie entsprach damit dem ältesten bekannten Verteidigungssystem dieses Typs. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts waren noch alle eigentlichen Burgebäude vorhanden wie der Palas (Herrenhaus) mit dem Saal (Dürnitz) und den darüberliegenden Gemächern, der «Lange Bau», in dessen Erdgeschoß sich die Burgkapelle, die Ställe und die ehemalige Burkküche befanden, und schließlich der «Zwerchbau», ein Querbau zwischen den beiden vorher genannten Gebäuden, der auch als Wagenremise bezeichnet wurde. Innerhalb der ersten Ringmauer standen damals noch das Wohnhaus des Burgvogts, die Burgvogtei genannt, und verschiedene Nebengebäude. Von Rotenberg aus kam man zur Burg entweder über den Fahrweg, der zum Haupttor führte, oder über eine steile Staffel, die bei einer kleinen Pforte an der Burgvogtei endete.

Mittelpunkt der Herrschaft Württemberg

Die Geschichte der Burg und die der kleinen Herrschaft Württemberg sind anfangs eng verbunden.

Von der Burg aus wurde der Besitz verwaltet und durch eine kluge Politik vergrößert, die Burg gab ihrem Besitzer Ansehen, persönliche Sicherheit sowie Schutz vor militärischem Zugriff und Überraschungsangriffen. Durch ihre Stellung und ihre Lage sorgte die Burg auch für die wirtschaftliche Grundlage zum Erhalt und Ausbau der Herrschaft. So war die Burg mit verschiedenen Abgaben und Fronen der umliegenden Dörfer verbunden und sicherte den Grafen wichtige Zolleinnahmen bei Cannstatt durch ihre Lage an der bedeutenden Fernhandelsstraße, die von Italien über Wien und Ulm nach Cannstatt führte, den Neckar überquerte und weiter an den Rhein und bis in die Niederlande verlief. Auf dieser gesicherten Finanzgrundlage konnten die württembergischen Grafen, wie sie 1134 erstmals bezeichnet werden, ihren Besitz ausbauen und beispielsweise, als 1260 die Uracher in wirtschaftliche Schwierigkeiten gerieten, mit dem Kauf der Uracher Herrschaft ihr Territorium auf einen Schlag verdoppeln. Großzügige Schenkungen – so an das Kloster Hirsau – hatte es nur im 11. Jahrhundert unter dem ersten bekannten Württemberger und dem vermutlichen Erbauer der Burg, Konrad von Württemberg, gegeben. Schon bei seinem Sohn, der ebenfalls Konrad hieß, gab das schwäbische Blut der Mutter, Luitgard von Beutelsbach, mit dem Hang zur Sparsamkeit den Ausschlag.

Die ersten Herren von Württemberg wohnten und lebten auf der Burg. Ihre Dienerschaft, Gesinde und die Wachmannschaften lebten entweder auf der Burg selber oder in der Nähe und legten damit die Anfänge des Dorfes Rotenberg. Die Vergrößerung der Herrschaft bewirkte bald auch eine Vergrößerung des Haushalts der Grafen, der wie der Haushalt des deutschen Königs aufgebaut war, wenn auch bescheidener. Bereits im 12. Jahrhundert finden sich die ersten Dienstleute auf der Burg, so 1120 einen Swenegar, der sich nach der Burg «von Württemberg» nennt. Bald standen den Grafen auch weitere Burgen und Städte als Wohnsitze zur Verfügung. Ein Marschall, der ansonsten die Oberaufsicht über das Gefolge und den Oberbefehl im Krieg hatte, vertrat die Grafen nun bei ihrer Abwesenheit auf der Stamburg. Schon 1173 wird ein ehemaliger Marschall Konrad Ritter erwähnt. Für die Küche und das gesamte Hofwesen war der Truchseß zuständig. Der früheste bekannte Inhaber dieses Amtes war 1241 ein Eberhard von Stetten.



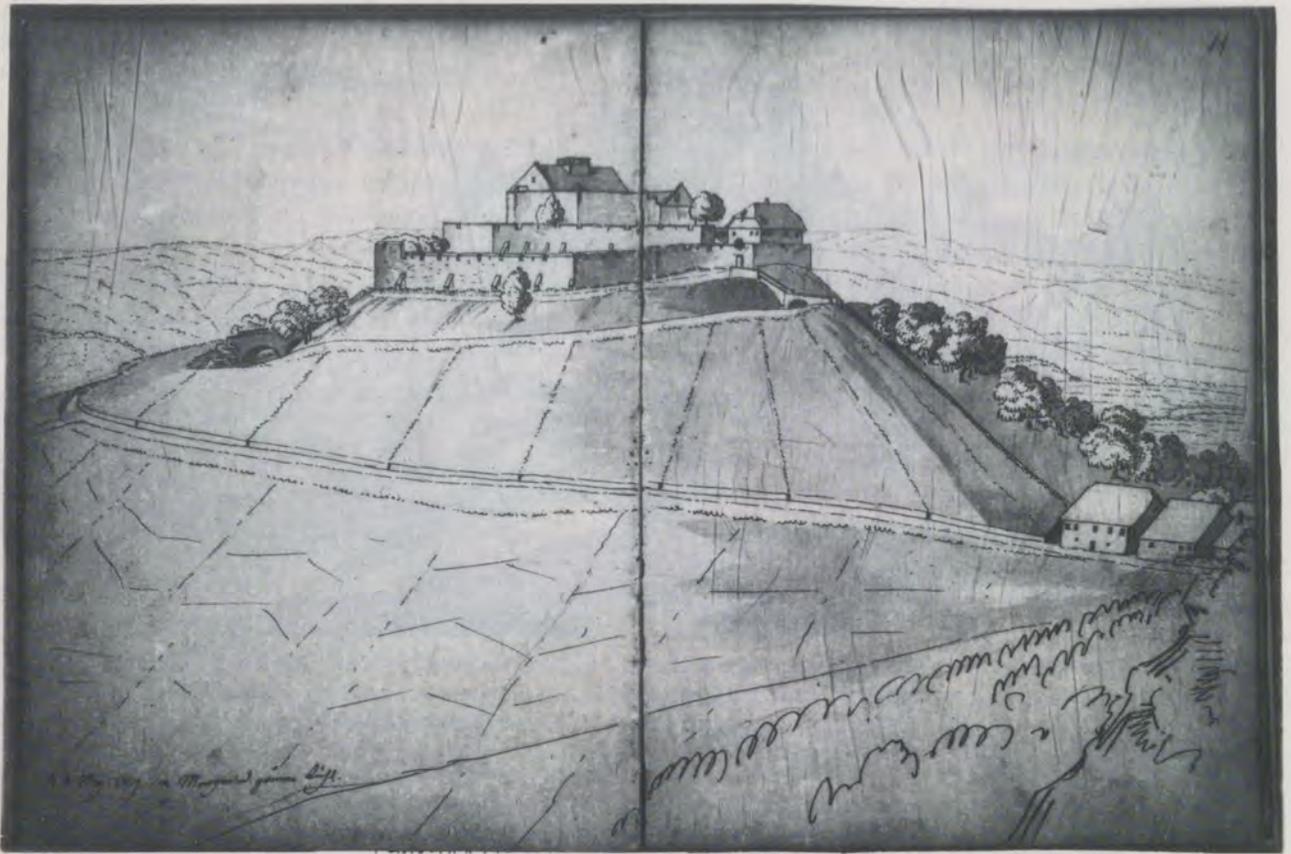
«Schloß Württemberg» von Osten her gesehen, rechterhand das Dorf Rotenberg. Aus: Thesauri Philipolitici oder Politisches Schatzkästlein, Frankfurt bei Eberhard Kieser, 1624. Im Gegensatz zur Vorlage von Merian hat Eberhard Kieser die Burg in ihrer Lage korrekt wiedergegeben. Von Kieser stammt auch die allegorische Darstellung im Vordergrund: Wiege des Hauses Württemberg.

Beurkundungsort der Grafschaft Württemberg

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erweiterten sich die Aufgaben der Burg. Die Burg Württemberg, in der sich Wehrbereitschaft, Herrschaftsanspruch und Repräsentationsstreben verbanden, wurde Beurkundungsort. Solche Beurkundungen, die Ausstellung und Unterzeichnung von Urkunden, wurden meistens in oder vor der Burgkapelle vollzogen, vorzugsweise unter freiem Himmel und eventuell bei geöffneten Toren, damit die Öffentlichkeit hergestellt war. Die Kapelle wurde zum Archiv, der Burgkaplan war der Schreiber, Rechtsberater und Notar. Erst später finden sich besondere Notare auf der Burg Württemberg. Da man damals wie heute das Angenehme mit dem Nützlichen verband, waren Beurkundungen zumeist mit einem Fest verknüpft oder geschahen aus Anlaß eines Festes. Die adeligen Zeugen sind dann zu Pferd in die Burg eingeritten, begleitet von Knappen und Knechten, gelegentlich auch von ihren Damen. Als am 18. Januar 1270 Eglolf von Steußlingen in feierlicher Beurkundung auf der Burg alle seine Eigengüter den Grafen Ulrich II. und Eberhard dem Erlauchten zu Lehen machte, waren der Markgraf Heinrich von Burgau und Graf Ulrich von Asperg wichtige Zeugen. Desweiteren waren Wolf von Frauenberg, Wolf von Stetten, Walter von Kaltental und Rugger von Weißenburg anwesend.

Blütezeit in nachstaufiger Zeit

Die höchste Bedeutung hatte die Burg Württemberg, wie alle Burgen in Südwestdeutschland, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erlangt, zu einer Zeit, als die Konkurrenz der Städte immer stärker wurde. Wegen der Beengtheit und Unbequemlichkeit der Burgen, zu denen alles auf weiten und beschwerlichen Wegen gebracht werden mußte, gab man nun den festen Häusern in den Städten mit ihrem Komfort langsam den Vorzug. Graf Eberhard der Erlauchte benutzte verschiedene Burgen und Städte gleichrangig als Wohnsitz, doch nahm die Burg Württemberg noch eine besondere Stellung ein. Dies zeigt sich 1311, als Eberhard mit dem Reich und insbesondere mit den Reichsstädten wie Esslingen und Reutlingen in Konflikt geriet, da er zu energisch versuchte, seine Herrschaft auf deren Kosten zu vergrößern. Als es schließlich zum Krieg kam, verteilte er das Kriegsvolk auf seine Burgen und Städte, die Kerntuppe legte er aber in die Burg Württemberg, die im Mai 1311 von einem Heer der Reichsstädte belagert wurde. Zwar gelang es Eberhard, nach einem Ausfall die Feinde in die Flucht zu schlagen, da man jedoch das eroberte Lager plünderte, statt die Feinde zu verfolgen, konnte das Heer der Reichsstädte sich wieder sammeln und den Württembergern eine verlustreiche Schlacht liefern, bei der auch der württembergische Marschall fiel.



«8. May 1819 von Morgen oder grünen Bühl», Skizzenbuch des Cannstatter Kupferstechers August Seyffer. Württembergische Landesbibliothek.

Die Burg konnte sich zwar noch bis Juli 1311 halten, wurde aber schließlich erobert und zerstört.

Stuttgart wird Residenz

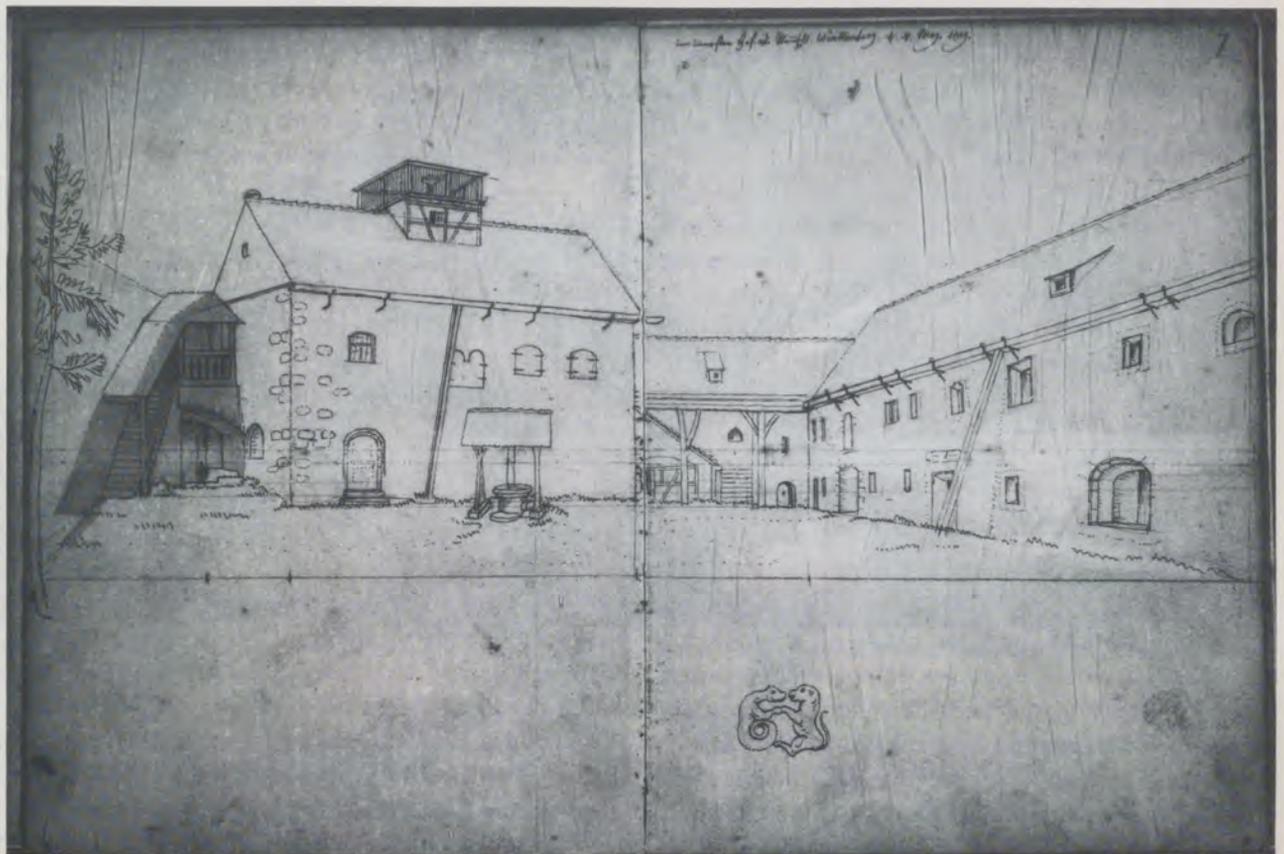
Nach dem Friedensschluß 1316 wurde die Stammburg wieder aufgebaut, wenn auch vermutlich nicht mehr so aufwendig. Doch Graf Eberhard ließ 1320/21 nicht nur die Reste der gleichfalls zerstörten württembergischen Grablege aus Beutelsbach in die Stuttgarter Stiftskirche überführen, sondern er verlegte auch die Residenz von der Stammburg nach Stuttgart. Die meisten regierenden Grafen und Herzöge sollen auch weiterhin von Zeit zu Zeit Geburtstagsfeiern und Hof auf der Stammburg gehalten haben, doch wird der Wandel in der Bedeutung der Burg am ehesten darin deutlich, daß statt einem Marschall oder – wie in Stuttgart – statt einem Burggrafen die Burg nun von einem Burgvogt verwaltet wird, der nur noch ein spezieller Beamter ist. Der erste uns bekannte Burgvogt ist 1346 Johann von Württemberg, der vermutlich aus einem Ministerialengeschlecht stammt, das sich nach der Burg benannt hat.

In den Jahren 1488 und 1490 ist Beer von Hirnheim

auf der Stammburg zu finden. Er war Aufsichtsbeamter, Hausvogt, gleichzeitig auch für die Burg in Stuttgart. Seine Tätigkeit auf der Stammburg scheint mehr einer Vertretung entsprochen zu haben. So hatte Dietrich von Weiler 1501 als Burgbeamter den Sitz auf der Stammburg; er dürfte aber schon in den Jahren um 1485 auf der Burg gewesen sein, wie sich anhand von alten Verzeichnissen beweisen läßt, in denen immer wieder ein Landhofmeister auf der Burg Württemberg in Erscheinung tritt. Und eben dieser Landhofmeister war seit 1481 Dietrich von Weiler. Der Landhofmeister war das Haupt der Landesverwaltung. Er stand an der Spitze der Regimentsräte, war verantwortlich für die Wirtschaftsführung und war zugleich der engste Berater des Grafen und dessen Stellvertreter.

Kalk, Lehm, Mist und Wasser

Bei den oben erwähnten Verzeichnissen handelt es sich um die Listen für Landschaden, Amtsschaden und die Wagensteuer, die aus dem Oberamt Cannstatt für wenige Jahre erhalten sind.¹ Ihrem Inhalt nach handelt es sich um Frondienste, hauptsächlich Fuhren von Personen, Naturalien und Geräten, die



«Im innersten Hof auf dem Stammschloß Württemberg 8. May 1819». Skizzenbuch von August Seyffer. Hinter dem Brunnen der Palas, rechts davon der «Lange Bau» mit Ställen und Küche. Über der mittleren Tür ist die Weiheinschrift von 1083 zu erkennen.

für die Herrschaft und hohe Beamte nötig waren und von der Bevölkerung kostenlos erbracht werden mußten. Um diese Lasten gerecht zu verteilen, wurden die Gesamtkosten jährlich auf die einzelnen Ämter, d. h. auf die Dörfer und Städte in jedem Amt, umgelegt. Ähnliches gilt auch für die Wagensteuer. Da in diesen Verzeichnissen alle Fahrten mit Angabe des Ziels abgerechnet werden, erlauben sie uns einen kleinen Einblick in das Leben auf der Burg um 1485. Wie bei jedem Gebäude waren auch auf der Burg Württemberg immer wieder größere Reparaturen nötig, und so wurden Materialien wie Kalk, Sand, Lehm, Erde, Brunnensteine, Ziegel, Scheiben, Bretter und Pfähle auf die Burg gebracht. Weggefahren wurde hauptsächlich Mist. Für die Verpflegung der Bewohner und Besucher der Burg sowie für das Vieh dienten Fuhren mit Zwiebeln aus Esslingen, weiter Fuhren mit Salz, Hafer, Wildbret, Äpfeln, Stroh, Heu und Öhmd, vor allem Wein, der in Fässern, z. B. von Untertürkheim und Waiblingen, auf die Burg gebracht wurde. Den Löwenanteil aber machten Fuhren mit Holz und Wasser aus. Für das Jahr 1488 allein waren es mehr als 400 Fuhren mit Holz und Brennholz sowie mehr als 250 Fuhren mit Wasserfässern. Dies war nötig, da der Burgbrunnen

nur eine Zisterne war, die von den Dachrinnen gespeist wurde. Auch Wäsche und Hausrat wurden gefahren; Wäsche beispielsweise von Kaltental, Leonberg oder Stuttgart zur Burg oder von der Burg weg nach Untertürkheim an den Neckar. Viele dieser Fahrten geschahen ausdrücklich für den Landhofmeister, der bis 1488 auf der Burg wohnte. Im gleichen Jahr wird der Hausrat des Beer von Hirnheim auf die Burg gebracht und in der Abrechnung voller Freude festgestellt, das restliche Holz hätte ihm bis Weihnachten gereicht. Der Landhofmeister dürfte also die Burg zu Württemberg zu dieser Zeit verlassen haben.

Weitere Fahrten, die abgerechnet werden, dienten der Personenbeförderung. Die Frau des Landhofmeisters wurde immer wieder von der Burg weg und wieder zurück gebracht, z. B. nach Waldenbuch oder 1485 zur Teilnahme an des *Newhuser Hochzyt*. An allen heiligen Tagen wurde sie nach Untertürkheim in die Kirche gebracht. Andere Personen, die auf die Burg gebracht wurden, waren der *gnedig herr* und die *gnedig fraw*, die teilweise auch als *min gnedige fraw von Mantua* bezeichnet wurde. Dabei handelt es sich um niemand anderes als um Graf Eberhard im Bart – erst 1495 wurde er zum Herzog erhoben – und

seine Gemahlin Barbara von Mantua. Die Burg war zu dieser Zeit also noch hoffähig. Die Anwesenheit des Landesherrn, des Landhofmeisters und später die des Stuttgarter Hausvogts sowie die verschiedenen Fuhren geben deutliche Hinweise auf das rege Leben auf der Burg und lassen die vielfach aufgestellte Behauptung, daß die Burg Württemberg seit ihrer Zerstörung 1311, spätestens aber seit Anfang des 15. Jahrhunderts nur noch die Bedeutung einer kleinen Burg hatte, zumindest für das Ende des 15. Jahrhunderts zweifelhaft erscheinen.

«anzünden und verprennen lassen»

Einen tiefen Einschnitt in der Bedeutung der Stammburg findet man erst in der Regierungszeit von Herzog Ulrich. Wiederum hatte der Versuch, die freien schwäbischen Reichsstädte zu württembergischen Landstädten zu machen, einen Krieg ausgelöst, diesmal gegen den Schwäbischen Bund, einer Vereinigung der schwäbischen Reichsstädte unter der Führung von Herzog Wilhelm von Bayern. Schon im Sommer 1519 war die Burg, vermutlich ohne größeren Widerstand, in die Hände des Bundes gefallen. Als dann am 15. Oktober 1519 Herzog Ulrich das Land besiegt verlassen mußte, war das Schicksal der Stammburg besiegelt. Als Symbol für das Ende der Herrschaft von Herzog Ulrich, ja vielleicht überhaupt des württembergischen Fürstenhauses, wurde die Burg in Brand gesteckt. Ein Soldat im Lager des Herzogs von Bayern berichtet über dieses Ereignis: *Item am sambstag zu abennt hat unnsere g.d.h.hz.willh: (gnädiger Herr Herzog Wilhelm) das schloß wierttenberg . . . in der nacht anzünden unnd verprennen lassen dasselb feur hat man durch das gantz lannd aus dann das schloß hoch gelegen, gesehen.*² Die brennende Burg wurde so zur Fackel für die weintrunkenen Scharen, die am Fuße des Hügels ihr Lager hatten. Zugleich hatte sie aber fortan ihre Funktion als Riegel zwischen der Residenzstadt Stuttgart und der Reichsstadt Esslingen verloren. Ohne den Ausbau zur Festung – wie der Asperg oder der Neuffen – blieb der Stammburg kaum noch eine militärische Bedeutung. Zwar sollte Herzog Karl Alexander, der von 1733–37 regierte, Pläne zu einem Ausbau der Burg für militärische Zwecke entwickeln, doch nach seiner kurzen Regierungszeit verschwanden sie unausgeführt in der Schublade.

Erst 1534 konnte Herzog Ulrich wieder nach Württemberg zurückkehren und sich dem Wiederaufbau des Landes und seiner Verteidigungsanlagen widmen. Auch die Burg Württemberg wurde nun wieder aufgebaut, weniger als militärische Anlage, sondern als Denkmal des Hauses und der Herr-

schaft. Ihren Wert hatte sie nur noch als Symbol und als Stammburg, da auch die Abgaben, wie z. B. der Bedwein – eine Naturalsteuer –, früher an die Burg gebunden, in der Zwischenzeit auf die Person des Landesherren übergegangen waren.

Langsamer Wiederaufbau

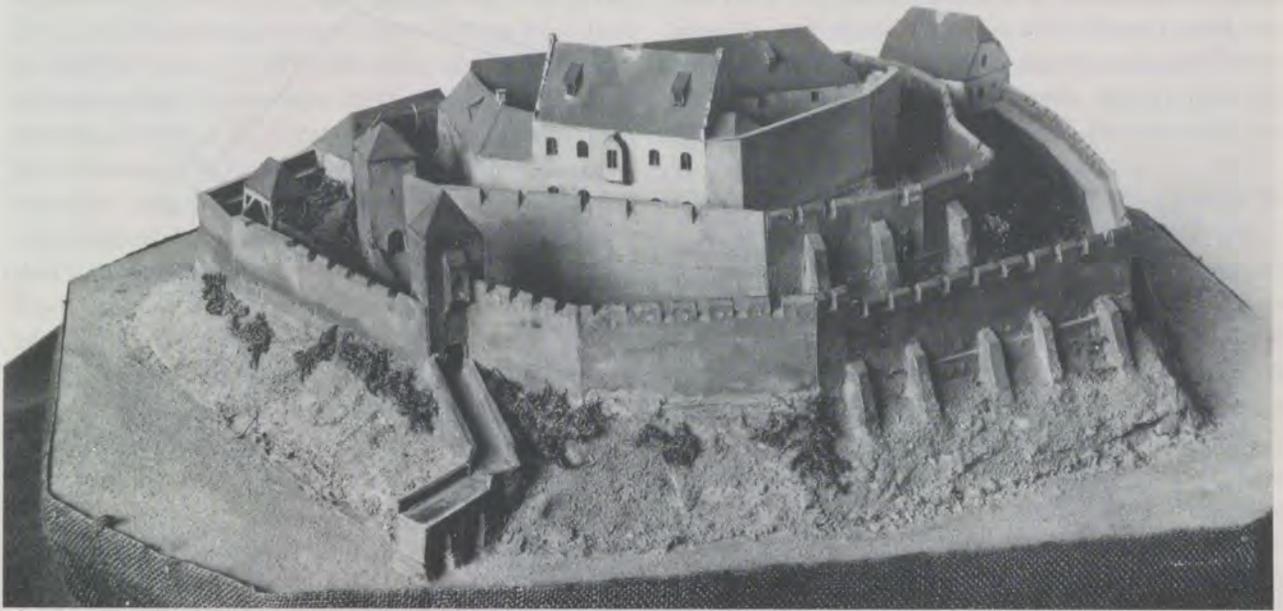
Dementsprechend war auch der Wiederaufbau: im alten Stil und anfangs recht dürftig, wobei man sich zuerst hauptsächlich auf die Ringmauern und auf die Burgvogtei beschränkt haben dürfte. Dazuhin wurde der Wiederaufbau 1546 durch den Schmalkaldischen Krieg unterbrochen: Der katholische Kaiser Karl V. ging dabei gegen den Schmalkaldischen Bund vor, gegen ein Bündnis zur Verteidigung des evangelischen Glaubens, dem auch Württemberg angehörte. Für das Bündnis endete der Krieg mit einer schweren Niederlage, für die Stammburg brachte er am 2. Januar 1547 die Kapitulation der Besatzung und die Besetzung durch spanische Soldaten. Sie entwendeten dabei acht Gewehre, Wein, Brot und alle Küchenvorräte und mußten mit 15 Mann einen Monat lang von den Bewohnern des Dorfes Rotenberg versorgt werden.



Älteste Ansicht der Burg. Teil eines Holzschnitts von Hans Schüuffelin, 1. Hälfte 16. Jahrhundert.

Die Bewaffnung der Burg und ihre Vorräte konnten also nicht gerade üppig gewesen sein. Auch dürfte die Besatzung der Burg, neben dem Burgvogt und zwei bezahlten Wächtern, damals nur aus Rotenberger Bürgern bestanden haben. Die Rotenberger waren verpflichtet, wie ein Privileg von 1478 feststellte, gegen große Steuererleichterungen die Burg im Kriegsfall als Mannschaft zu verteidigen.

Aus diesen Ereignissen zog Herzog Ulrich 1554 die Konsequenzen: Gegen die Meinung seiner Räte schaffte er die beiden bezahlten Wächter ab. Die tägliche Wachpflicht scheint jetzt auf Rotenberg übertragen worden zu sein. Der weitere Aufbau der Burg verlangsamte sich. Erst 1555/56 wurde am Giebel



Modell der Burg, angefertigt von dem Kunsthistoriker Max Bach. Das Original ist im Krieg mit dem Württembergischen Landesmuseum zerstört worden.

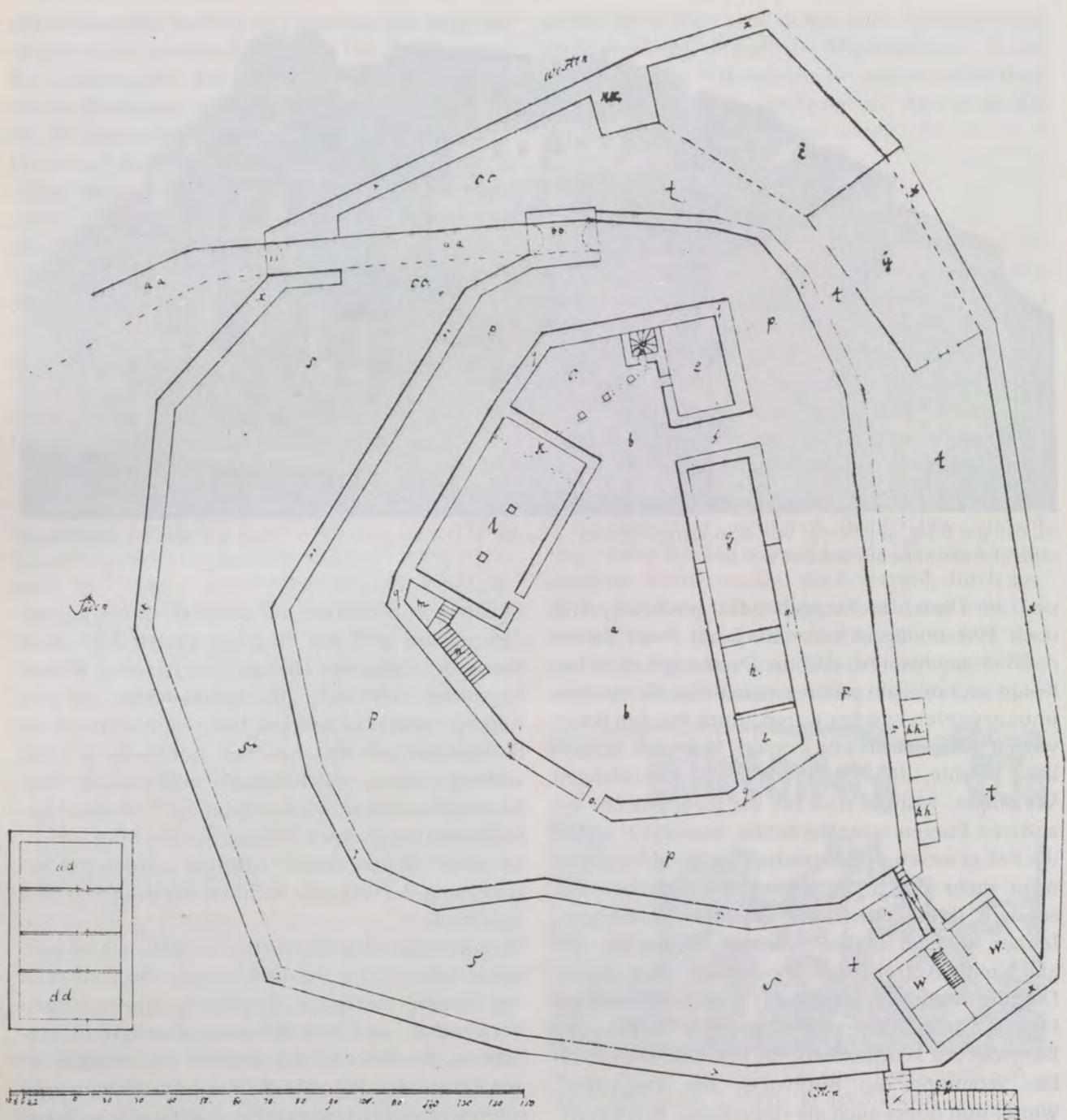
und am Dach des Burggebäudes gearbeitet, und noch 1562 mußte sich der Burgvogt Peter Zainer darüber beschweren, daß die Dachziegel nicht befestigt und deshalb schon zweimal von Sturm heruntergeworfen worden waren. Auch bei den Burgvögten selber wurde nun gespart. Nur noch bürgerliche Beamte, die billiger waren als ihre adeligen Vorgänger, wurden jetzt auf die Burg gesetzt. Bei anderen Burgen war dies schon wesentlich früher der Fall gewesen. Auch geschah die Besoldung jetzt nicht mehr durch die herzogliche Rentkammer, sondern direkt durch das Oberamt Waiblingen. Immer häufiger finden sich nun Burgvögte, die gleichzeitig Aufseher im Schorndorfer Forst waren. Dies dürfte ein Kompromiß des Jahres 1556 sein, als Herzog Christoph – anders als seine Räte – den Burgvogt auf Württemberg für unentbehrlich hielt. Die Wohnung des Burgvogts, die Burgvogtei, wurde nun öfters auch als «Jägerhaus» bezeichnet. Vorübergehend erfuhr die Burg 1590 eine neue Nutzung als Gefängnis. Nikodemus Frischlin, ein Tübinger Professor und Schriftsteller, der etwas zu kritisch gegen seinen Landesherrn geschrieben hatte, wurde im April jenes Jahres als Gefangener auf die Burg gebracht und in ein Gemach geführt, in dem vorher ein spanischer Mönch gelegen hatte und das eigentlich für einen Abt in Untersuchungshaft hergerichtet worden war. Es zeigte sich aber, daß die Burg keine fest verschließbaren Räume besaß, und so wurde Frischlin schon wenige Tage später in ein sicheres Gewahrsam auf die Festung Hohenurach gebracht. Weitere Gefangene auf der Burg sind nicht bekannt.

Es war nun friedlicher auf der Stammburg geworden, so daß 1592 der Burgvogt Lorenz Marschalkbat, in den ruhigeren Diensten auf der Burg bleiben zu dürfen und nicht als Kommandant auf den Asperg versetzt zu werden. Das zeigte sich auch im Burggraben, der zu jener Zeit, seinem Sinn völlig widersprechend, mit Kirschen- und anderen Bäumen bepflanzt war, wie der Tübinger Professor Martin Crusius nach einem Besuch auf der Burg berichtet. Auch in der immer häufiger werdenden Bezeichnung der Burg als «Schloß» findet dies seinen Ausdruck.

Mitglieder des Hauses Württemberg besuchten weiterhin «ihre» Burg, so 1588 Ursula, die Gemahlin von Herzog Ludwig in Begleitung von mehreren Verwandten, und 1629/30 Herzog Eberhard III. Unliebsame Besucher fanden dagegen im Dreißigjährigen Krieg ihren Weg auf die Burg: Die Rotenberger führten oftmals Klage darüber, daß feindliche Scharen und herumstreifende Soldaten in der vergeblichen Hoffnung auf reiche Schätze gewaltsam in die Burg einzudringen versuchten, und, falls die Tore nicht geöffnet wurden, mit der Zerstörung des Dorfes Rotenberg drohten.

Hochwacht: Bei Feuer ein Schuß

Nach dem Ende dieses Krieges beginnt für die Stammburg wieder eine neue Zeit: alle Teile, von der Brücke über den Graben bis zu den Mauern und Dächern, werden regelmäßig instand gesetzt. Auch die Schäden, 1693 von französischen Dragonern angerichtet, werden sofort behoben. Selbst Heinrich



Grundriß der Burg Württemberg, aufgenommen von Steinhauermeister Friedrich Niefer im Jahre 1807.

- | | | | |
|-----|---|-----|--|
| a | Brunnen | r | Mittlere Ringmauer |
| b | Burghof | s/t | Äußerer Zwinger |
| c | Wagenremise im Querbau | u | Backhaus |
| d | Wendeltreppe | v | Steg vom Obergeschoß der Burgvogtei zur Ringmauer |
| e/g | Pferdeställe im Langen Bau | w | Untergeschoß der Burgvogtei mit Ställen und Keller |
| f | Durchfahrt in den Burghof | x | Äußere Ringmauer |
| h/i | Küche mit Stube | y | Scheuer |
| k/l | Saal mit Nebenzimmer im Palas | z | Scheuergarten |
| m | Gewölbe unter der Dürnitz | bb | Alte Bastei |
| n | Stiege ins Obergeschoß, das linksaußen eigens dargestellt ist | hh | Hühner- und Schweineställe |
| o | Durchgang in der Ringmauer | ii | Äußeres Burgtor |
| p | Innerer Zwinger | | |
| q | Innere Ringmauer | | |

Schickhardt arbeitet zu jener Zeit an der Burg, die jetzt als Hochwacht wieder eine wichtige Funktion zu erfüllen hat. Ungefähr seit 1655, dem Jahr der Erneuerung der Rotenberger Freiheiten, zündete man jedesmal, wenn es im Umland brannte, auf der Burg eine Kanone. Die Rotenberger stellten dazu die Feuerwache, der Burgvogt überwachte diese und das Abschießen der Kanone. Für die Jahre 1670/71 finden sich auch Rechnungen über die Errichtung einer Bastei auf der Burg, damit die Kanone, deren Räder gleichzeitig neu beschlagen wurden, besser aufgestellt werden konnte. Die Kanone, die in Kriegszeiten von der Burg abgezogen werden mußte, war in der übrigen Zeit leider sehr oft in Gebrauch und wurde dabei immer wieder in Mitleidenschaft gezogen. Das bedeutete für die Gießerei in Königsbronn mehrmals den Auftrag für eine neue Kanone. Daß sich die Hochwacht auf der Stammburg bewährt hat, zeigen im übrigen auch ähnliche Einrichtungen, die auf dem Asperg und auf der Stuttgarter Gänsheide errichtet wurden.

Wie funktionierte nun die Hochwacht? Die neue Landesfeuerverordnung von 1752 und die Stuttgarter Feuerordnung von 1773 geben darüber genaue Auskunft.³ Am Tage mußte je ein, in der Nacht mußten je zwei männliche Bewohner von Rotenberg jeweils sechs Stunden Wache stehen und dabei in jeder Stunde einen Rundgang um die Burg unternehmen. Wurde ein Brand entdeckt, dann war der Burgvogt zu wecken und die Kanone schußbereit zu machen. Bei einem Feuer in der Ferne wurde ein Schuß gelöst, bei einem Feuer in der näheren Umgebung zwei Schüsse. Bei einem Brand in den Residenzen Stuttgart und Ludwigsburg waren drei Schüsse zu lösen, bei einem Brand in einem herzoglichen Gebäude sogar drei, vier oder mehr Schüsse mit dem zusätzlichen Anzünden des «Lärmen». Diese Signale wurden wiederholt, bis das Feuer gelöscht war. 1811, nach dem Tod des letzten Burgvogts, führte Rotenberg die Wache allein weiter. Dabei wurde ein Brand in Vaihingen viel zu spät angezeigt und, ähnlich wie bei den Cannstatter Mondlöschern, in Ludwigsburg ein Mondschein als Feuer gemeldet. Nach mehreren solcher Irrungen befahl König Friedrich noch 1811, daß ein, später zwei Invaliden auf die Burg zur Bedienung der Kanone versetzt werden sollten. Die Nachricht von einem Brand war nun vom Rotenberger Schultheißen schriftlich zu melden und mittels einem Läufer nach Untertürkheim zu bringen. Im Stall des dortigen Metzgers stand ein Pferd bereit, mit dem ein Bote die Nachricht dann weiter nach Stuttgart brachte. Zur besseren Rundsicht und um den Brandherd noch genauer bezeichnen zu können, wurde auf dem

Dach des Palas eine Plattform errichtet, auf der eine Scheibe, mit einem Fernglas und einem Lineal verbunden, befestigt war, in die alle Namen der Orte in der Umgebung eingraviert waren. Blickte man mit dem Fernglas auf den Brandort, konnte man am Lineal den Ortsnamen ablesen.

Als 1819 die Burg Württemberg auf königlichen Befehl abgetragen wurde, blieb die Hochwacht erhalten. In der Nähe der Baustelle wurde ein Bretterverschlag errichtet, von dessen Zweckmäßigkeit und Diebstahlsicherheit sich König Wilhelm I. höchstpersönlich überzeugte. Diese Rotenberger Hochwacht wurde erst 1851 aufgelöst und die Kanone endgültig ins Arsenal zurückgebracht. Der Telegraph sollte nun die Brandmeldungen schneller nach Stuttgart übermitteln, und – wie es in einem Gutachten heißt – er sollte auch die Nachtruhe der umliegenden Bevölkerung weniger stören. Umweltschutz also schon vor mehr als 130 Jahren!

Ornament in der Burg, gezeichnet von Carl Heideloff.



Touristisches Ziel

Unter den Besuchern der Stammburg waren auch Herzog Karl Eugen und Franziska von Hohenheim, die in ihrem Tagebuch über den Besuch am 9. September 1781 notiert: *Nach die halb 9. uhr geng es nacher Stuttgardt, da selbst geng es in die Kirch, u. zum Essen von der academie, in die Ecoll – die Hohe Karlsschule – geng ich auch einen augenplick, nach diessem geng es auf den roden Berg oder Württemberg, man Besahe da selbst das alde schloß, u. geng noch am Berg herum, die Aussicht zu Sehen u. geng wieder nacher Stuttgardt.*⁴ Ein weiterer Besucher war Ludwig Uhland, der in seinem Tagebuch allein von drei Ausflügen auf die Burg berichtet, so am 10. Juli 1814, als er die Aussichtsplattform bestieg und auf der alten Bastei an einem lustigen Gelage mit Gesang teilnahm. Durch einen kleinen Ausschank, den schon der letzte Burgvogt Martz auf eigene Rechnung für die Besucher betrieben hatte,



«Müller Rigensis ad natur. pinxit 1806», von Müller-Riga nach der Natur gemalt. Im Vordergrund rastet ein Weingärtner, der Burghügel ist überhöht dargestellt. Original: Württembergisches Landesmuseum, Stuttgart.

war die Burg attraktiver geworden. Auch wird von den beiden Invaliden berichtet, die Fremde gerne durch die Burg führen und ihnen kleine Erfrischungen aus dem Dorf holen. Ansonsten war der Wirt in Rotenberg der Wirt am Berge. Ein Stuttgarter Wein- und Bierschenker wollte sich dieses Geschäft ebenfalls zunutze machen und bat bei Hofe um die Erlaubnis, auf der Burg Speisen und Getränke verkaufen zu dürfen; falls er in der Burgvogtei wohnen dürfte, wollte er auch für Ordnung und Sauberkeit auf der Burg sorgen. König Friedrich lehnte diesen Antrag jedoch ab.

Gerade unter Friedrich hatte die Burg eine kleine Renaissance erlebt. So ließ er außer den notwendigen Reparaturen auch die Wege der Burg neu belegen und die Gebäude weiß streichen. Eine Ruine war die Burg Württemberg zu dieser Zeit keinesfalls. Da König Friedrich die Stammburg öfters besuchte und dort zu Mittag speiste, wurden viele Arbeiten in direktem Bezug auf ihn ausgeführt, so der neue Fußboden im Saal des Palas, *worin S. K. Majestät manchmal zu speisen geruhen*. Die Stiege zur Plattform

auf dem Dach wurde für ihn verbreitert und auf halber Höhe mit einer Bank versehen, da die alte Stiege für ihn mit zu vielen Unbequemlichkeiten verbunden gewesen wäre. Was bei seiner Größe und Statur nicht erstaunlich ist.

König Friedrich hatte die Absicht gehabt, die Stiftskirche in Beutelsbach, wo die erste württembergische Grablege gewesen war, renovieren zu lassen. Auch von der Stammburg ließ er sich Grundrisse zeichnen. Hätte König Friedrich unter weniger Geldmangel gelitten und länger gelebt, vielleicht stünde die Stammburg des Hauses Württemberg, die sein Sohn Wilhelm I. abbrechen ließ, noch heute auf jener Kuppe bei Stuttgart-Rotenberg.

Anmerkungen

- 1 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 54a, Bände 182 f. und 214–218.
- 2 ebenda, A 84, Büschel 4.
- 3 vgl. Gottlob Kill, Rotenberg mit dem Württemberg, Stuttgart-Untertürkheim 1928, und Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 251, Büschel 25.
- 4 Tagebuch der Franziska von Hohenheim, Hrsg. von A. Osterberg, Stuttgart 1913, S. 112.

Wer die Vergangenheit beherrscht, beherrscht die Zukunft! lautet ein Slogan der Einheitspartei in George Orwells visionärem Roman «1984». Big brother überwacht deshalb nicht nur alle Lebensregungen der Menschen in der Gegenwart, sondern verbietet auch die Beschäftigung mit Geschichte, macht freie historische Forschung unmöglich.

Wiederholt wurde beim letztjährigen Südwestdeutschen Archivtag die Befürchtung geäußert, wir seien auf dem besten Wege, zu eben der geschichtslosen Gesellschaft zu werden, die Orwell beschreibt. Fast einmütig klagen Historiker und Archivare, ihre Arbeit werde immer mehr erschwert und in Zukunft vielleicht ganz unmöglich gemacht, wenn die gegenwärtigen Entwicklungstendenzen sich fortsetzen. Auch über die Ursachen der Misere besteht weitgehend Einigkeit: Datenschutzgesetze und Datenschützer, so wird behauptet, legen die Archive lahm und verhindern, daß der Forschung alle Archivalien zur Verfügung gestellt werden können, die sie braucht.

Da wurden beispielsweise – zumindest für längere Zeit – sämtliche Gemeinderatsprotokolle der Stadt Heilbronn bis zurück zum Jahr 1900 der Öffentlichkeit und der historischen Forschung vorenthalten, weil Datenschutz eine Einsichtnahme nicht zulasse. Ein extremer Fall, aber kein Einzelfall. In zunehmendem Maß klagten Historiker in den vergangenen Jahren über Behinderungen ihrer Arbeit. Nicht immer wird die Einsichtnahme in Archivmaterial völlig verwehrt; häufiger sind die Fälle, in denen die Veröffentlichung bestimmter Angaben verboten oder von Auflagen abhängig gemacht wurde.

Auch dazu ein Beispiel: Jürgen Genuneit hat im vergangenen Jahr eine Ausstellung über die Vor- und Frühgeschichte der NSDAP in Stuttgart zusammengestellt. Er durfte in den Archiven zwar alle Akten einsehen, aber die Veröffentlichung mancher Dokumente wurde von Auflagen abhängig gemacht: *Ich habe versucht, Fotos von führenden NSDAP-Funktionären aus Stuttgart aus der Zeit 1920 bis 1923 zu beschaffen, und fand in einem Archiv Paßanträge aus der Zeit von 1923 mit entsprechenden Paßfotos. Für die Veröffentlichung ergaben sich jedoch Schwierigkeiten. Man machte mir zur Auflage herauszufinden, ob die betreffenden Personen gestorben sind und ob noch Verwandte leben. Für den Fall, daß noch Verwandte leben, sollte ich die Einverständniserklärung der Verwandten beibringen. Das ist zwar ein in vielen Archiven geübter Brauch, aber für den Historiker stellen solche Auflagen*

eine fast unüberwindliche Hürde dar. Ob noch Verwandte leben, läßt sich in der Regel nur in Familienregistern feststellen, und die darf man normalerweise nicht einsehen, wenn man nur ein wissenschaftliches Interesse vorbringen kann.

Falsche Frontstellung gegen Datenschutz

Vor allem jüngere Forscher ohne Beziehungen und Institutionen im Rücken müssen vor solchen Auflagen oft kapitulieren. Die Zahl dieser Fälle nahm in den vergangenen Jahren immer mehr zu, wie Professor Rudolf Morsey beim letztjährigen Südwestdeutschen Archivtag in Göttingen erläuterte, der sich ausschließlich diesen Problemen widmete. *Die Auswirkungen der neueren Datenschutzgesetzgebung, stellten Historiker bei einem Kolloquium des Münchner Instituts für Zeitgeschichte fest, sind seit einiger Zeit Anlaß zu erheblicher Beunruhigung innerhalb der Historikerschaft der Bundesrepublik, vor allem der Forscher auf dem Gebiet der neueren Geschichte und Zeitgeschichte.* Personenbezogene Themen aus der Nachkriegszeit – Wiedergutmachung, Entnazifizierung, Lastenausgleich – und aus der Zeit des «Dritten Reiches», präziserte Professor Morsey, seien nur unter größten Schwierigkeiten zu bearbeiten. Die Datenschutzbeauftragten, die so ins Schußfeld der Kritik geraten sind, sie wehren sich. Was von den Historikern zurecht beklagt werde, das könne nicht den Datenschutzgesetzen angelastet werden, meint die Datenschutzbeauftragte des Landes Baden-Württemberg, Ruth Leuze, denn die gegenwärtigen Bestände der Archive würden durch diese Gesetze gar nicht betroffen: *Der Anwendungsbereich des Landesdatenschutzgesetzes beschränkt sich auf Dateien. Nicht betroffen sind also Akten, Listen, Bücher, Sammlungen. Das Landesdatenschutzgesetz gilt ferner nur für natürliche Personen, nicht aber für andere juristische Personen, wie zum Beispiel Aktiengesellschaften oder Kommanditgesellschaften. Im übrigen schützt das Landesdatenschutzgesetz nur lebende, nicht aber tote Personen.*

Sperrfristen zum Schutz der Persönlichkeit

Es sind nicht die Datenschutzgesetze in ihrer juristischen Substanz, das läßt sich mit Sicherheit sagen, die den Historikern Anlaß zur Klage geben. Wo aber liegen dann die Ursachen? Und warum wird ständig der Datenschutz ins Feld geführt?

Erstens: Trotz der öffentlichen Debatten über Fragen

des Datenschutzes dürfte es mit der exakten Kenntnis der datenschutzrechtlichen Regelungen nicht weit her sein. Rechtsunsicherheit bestimmt das Verhalten vieler Archivare. Die Konsequenz: Um keinen Fehler zu machen, werden mehr Akten zurückgehalten, werden mehr Auflagen an die Veröffentlichung von Unterlagen geknüpft, als es nötig wäre.

Zweitens: Es ist zu bedenken, daß die Archive – unabhängig von den Regelungen der Datenschutzgesetze – schon immer bei ihrer Arbeit die Rechte betroffener Persönlichkeiten zu wahren hatten. Im Schriftgut, das die Archive für die Nachwelt erhalten, befindet sich notwendigerweise eine große Zahl personenbezogener Angaben, die nicht in jedem Fall der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden dürfen. Es ist grundsätzlich abzuwägen zwischen dem Recht der einzelnen Personen auf ihre Privatsphäre und dem Recht der Wissenschaft, personenbezogene Angaben auszuwerten, um im Interesse der Öffentlichkeit Forschung betreiben zu können. Im Einzelfall kann diese Abwägung der gegenläufigen Interessen durchaus Schwierigkeiten bereiten, vor allem bei Betroffenen, die nicht als «Personen der Zeitgeschichte» anzusehen sind, die also nicht durch besondere Ämter oder Aktivitäten aus der Anonymität hervorgetreten sind. Durch Sperrfristen – in der Regel dürfen Akten erst 30 Jahre nach Abschluß des Vorgangs eingesehen werden – sind die mit dem Persönlichkeitsschutz zusammenhängenden Probleme aber bereits auf ein Minimum reduziert. Kommunalarchiven, die diese für Staatsarchive geltende Sperrfristregelung bislang nicht praktizieren, ist zu empfehlen, sich an ihr zu orientieren.

Über diese Sperrfrist von 30 Jahren hinausreichende Einschränkungen sollten nur in seltenen Ausnahmefällen gemacht werden. *Der Archivar wird gut daran tun, sich bei seiner Prüfung nicht zu sehr als absoluter Herr über seine Archivalien aufzuspielen*, empfahl Hermann Rumschöttel von der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns beim letztjährigen Südwestdeutschen Archivtag. In erster Linie müsse der Forscher bei seinen Veröffentlichungen die Persönlichkeitsrechte wahren, und nicht bereits im Vorfeld der Archivare, denn oft könne der Archivar die wissenschaftliche Tragweite bestimmter Unterlagen nicht ermessen.

Obrigkeitsstaat – kein Rechtsanspruch auf Einsicht

Als dritter Faktor für die Beeinträchtigung der historischen Forschung sind schließlich – neben Rechtsunsicherheit der Archivare und allgemein geschärf-

tem Bewußtsein für die Persönlichkeitsrechte – obrigkeitsstaatliche Traditionen zu nennen. Die Benutzungsordnungen der Archive beinhalten in aller Regel Einschränkungsklauseln. Wenn die Interessen der Bundesrepublik Deutschland, eines Bundeslandes, einer Kommune oder – sehr vage formuliert – «Dritter» beeinträchtigt werden könnten, dann können Unterlagen zurückgehalten werden. Vor allem private Archiveigner – beispielsweise Firmen oder Adelsfamilien – verfahren nicht selten nach dem Grundsatz: Einsicht bekommt nur, wer gewährleistet, daß seine Ergebnisse nicht zum Nachteil des Archiveigners sind. Aber auch öffentliche Archive legen hier mitunter beachtliche Vorsicht an den Tag. Akten aus der Geschichte bekannter ortsansässiger Firmen, so die Klage eines Diskussionsteilnehmers beim Archivtag, werden von Kommunalarchiven *wie heilige Kühe* behandelt. Generell gilt, daß ein Rechtsanspruch des Forschers auf Einsicht in Archivalien in der Bundesrepublik nicht besteht.

Im Dezember 1982 hat das Oberverwaltungsgericht Koblenz entschieden, daß das Bundesarchiv Wissenschaftlern durchaus Personaldokumente vorenthalten darf, und damit die Klage eines Heimatforschers aus Hessen abgewiesen. Bis heute hat – leider – noch kein höchstinstanzliches Gericht aus der verfassungsmäßig garantierten Freiheit der Wissenschaft einen Anspruch des Forschers abgeleitet, alle Archivalien einsehen zu können, die er für seine wissenschaftliche Arbeit braucht.

All diese Probleme und Schwierigkeiten *heutiger* Forschungspraxis haben aber – man kann es nicht deutlich genug betonen – mit Datenschutz im Sinne der Datenschutzgesetze nicht das geringste zu tun. Weder Persönlichkeitsrechte noch sogenannte schutzwürdige Interessen des Staates oder Dritter leiten sich aus Datenschutzgesetzen ab.

Gleichwohl könnte – und diese beiden Ebenen werden in der gegenwärtigen Diskussion nicht sauber genug getrennt – die Datenschutzgesetzgebung für *zukünftige* Historikergenerationen zum Problem werden. Immer häufiger ersetzen Verwaltungen Akten durch Dateien, in immer stärkerem Maß hält die elektronische Datenverarbeitung Einzug in die Behörden, ohne daß bisher die Archive das Recht haben, die so gespeicherten Daten zu übernehmen und aufzubewahren. Die Datenschutzgesetze verbieten die Weitergabe dieser Daten an Dritte, sofern nicht ausdrücklich eine Genehmigung besteht – und eine solche Sondergenehmigung für die Archive gibt es noch in keinem Bundesland.

Die Archive können sich bisher nur auf ihre traditionellen Aufgaben berufen, nicht aber auf eine gesetz-

liche Regelung. Manche Archivare sehen deshalb – sollte es nicht bald zu einer Klärung im positiven Sinne kommen – düstere Zeiten auf die Archive und damit letztendlich auf nachfolgende Generationen zukommen. Ganz von der Hand zu weisen ist die Befürchtung nicht, daß man in hundert Jahren mehr über die sozialen Verhältnisse im Mittelalter wissen könnte als über die in unseren Tagen, wenn die geltenden Regelungen nicht verändert werden. George Orwells Vision hat für die Zukunft durchaus realen Hintergrund.

Archivgesetze sind nötig

Um es so weit nicht kommen zu lassen, fordern viele Archivare Archivgesetze, in denen ausdrücklich verankert werden soll, daß auch die Übernahme von Dateien in den Aufgabenbereich der Archive fällt. Solche Archivgesetze, die von den Landtagen beschlossen werden müßten, hätten juristisch Vorrang vor den Landesdatenschutzgesetzen und könnten somit alle anstehenden Probleme lösen.

Daß es sie bis heute nicht gibt, wird allzu schnell und häufig auf den beharrlichen Widerstand der Datenschutzbeauftragten zurückgeführt. Doch davon kann keine Rede sein. Daß dem Hessischen Landtag seit Februar 1982 der Entwurf eines Archivgesetzes vorliegt, ist dem dortigen Landesdatenschutzbeauftragten zu verdanken, der diesen Entwurf erarbeitet hat. Im selben Jahr hat die Konferenz der Datenschutzbeauftragten des Bundes und der Länder unter dem Vorsitz der baden-württembergischen Beauftragten Ruth Leuze Empfehlungen für ein Archivgesetz erarbeitet und auch an die zuständigen Ministerien weitergeleitet. Beim Stuttgarter Ministerium für Wissenschaft und Kunst, so Ruth Leuze, *blieben bislang diese Hinweise und Vorschläge ohne Resonanz.*

Zweifellos gibt es im Detail unterschiedliche Vorstellungen über den Inhalt von Archivgesetzen. Sie ergeben sich fast zwingend aus den gegenläufigen Interessen von Archivaren und Datenschutzbeauftragten: Während den Archiven an der Übernahme möglichst vieler Daten in ihre Bestände liegt, weil sie ein möglichst umfassendes Bild der Gegenwart für die Nachwelt erhalten wollen, ist das Ziel der Datenschützer, nur das Notwendigste zu überliefern, denn der beste Schutz vor Mißbrauch besteht im Löschen von Daten. Trotz dieses grundsätzlichen Interessenkonflikts ist man sich freilich in der Expertendiskussion längst näher gekommen, auch wenn in der Öffentlichkeit immer wieder ein anderer Eindruck erweckt wird.

Wenn bisher die Verabschiedung von Archivgeset-

zen nicht in die Wege geleitet wurde, so haben das nicht in erster Linie die Datenschutzbeauftragten zu verantworten, sondern die zuständigen Ministerien und Landtage. Dennoch wird vor allem den Datenschützern die Rolle des Buhmanns für diese Versäumnisse zugewiesen. Warum? Vielleicht ganz einfach auf Grund von Fehlinformationen und Mißverständnissen, vielleicht aber auch aus politischen Erwägungen: In vielen Politikbereichen – man denke nur an die Interessen der Sicherheitsbehörden – werden zur Zeit heftige Angriffe gegen den Datenschutz vorgetragen mit dem Ziel, die bestehenden gesetzlichen Regelungen aufzuweichen und zurückzunehmen. Je allgemeiner und breiter sich Unbehagen gegenüber den Datenschützern breit macht, um so leichter lassen sich diese speziellen politischen Interessen durchsetzen. Daß der Datenschutz nun auch als Prügelknabe im Feld des Archivwesens erhalten muß, paßt in die herrschende Stimmung.

Zur Lösung der Schwierigkeiten von Historikern und Archiven trägt meines Erachtens die falsche Frontstellung gegen die Datenschützer nicht bei. Dafür sind ganz andere Maßnahmen nötig. Erstens muß dringend die *Rechtsunsicherheit der Archivare beseitigt werden.* Information über die begrenzte Reichweite des Datenschutzes tut not, damit nicht Archivmaterial ohne Notwendigkeit zurückgehalten wird.

Zweitens. Für diejenigen Archivbereiche, die bisher keine *forschungsfreundlichen Benutzungsordnungen* kennen, sind entsprechende Regelungen durchzusetzen. Es kann nicht angehen, daß einzelne Kommunalarchive willkürlich Sperrzeiten von 80 oder mehr Jahren festlegen. Es darf auch nicht Praxis werden, daß einzelne Archive Akteneinsicht verweigern, weil sie die Interessen von Staat, Städten oder Institutionen schützen wollen – oder was sie dafür halten. Das sind obrigkeitsstaatliche Traditionen, die in einer lebendigen Demokratie keinen Platz haben sollten.

Drittens schließlich sollte baldmöglichst ein *Archivgesetz* verabschiedet werden, das es den Archiven erlaubt, auch Dateien zu übernehmen. Dieses Gesetz muß einerseits die Stellung der Archive gegenüber der Verwaltung, den Abgabebehörden, stärken, andererseits aber auch den Zugang von Forschern, Publizisten und Bürgern zu Archivalien sichern – in der Regel mit Sperrfristen von etwa 30 Jahren, wie sie bisher ja meist üblich waren. Gefordert sind hier vor allem das zuständige Ministerium für Wissenschaft und Kunst sowie der Landtag. Die Datenschützer sollten endlich aus der Schußlinie genommen werden.

Wanderungen in die Vergangenheit (14): Wolfgang Irtenkauf Mit Grimmelshausen nach Geislingen

Gemeint ist nicht, um dies vorneweg klarzustellen, das allen Auto- wie Eisenbahnfahrern gleichermaßen bekannte Geislingen an der Steige, sondern das kleinere Geislingen im Westen von Balingen an der Straße nach Rosenfeld. Mit Grimmelshausen treffen wir auf Deutschlands berühmtesten Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, der seine Kriegserlebnisse als junger Mann keineswegs nur in seinem *Simplicius Simplicissimus* verarbeitet hat, sondern darüber hinaus in den simplicianischen Schriften – gleichsam Fortsetzungen, die um das Leben des Simplicius kreisen und das ergänzen, was der große Roman nicht bringt. Dabei erweist sich, daß schon vor dreihundert Jahren überstandene Kriegsabenteuer und Kriegsschicksale nachhaltig auf die Betroffenen eingewirkt haben; denn wie sonst wäre es zu erklären, daß ein Mann wie Grimmelshausen ein Leben lang Kriegsromane schrieb?

Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen war blutjung, als er während des Dreißigjährigen Krieges zum Militär gezwungen wurde. Daraus resultiert die Tatsache, daß er beinahe zwei Jahrzehnte «unter den Fahnen» stand, wobei diese Fahnen allerdings für ihn, je nach Kriegsablauf, wechselten. Seit 1639 gehörte er zum Schauenburgschen Regiment, das die Ortenau-Metropole Offenburg zu verteidigen hatte. Der eintönige Wehrdienst immer am gleichen Platz wurde allerdings mehrmals unfreiwillig durchbrochen. Was hätte er auch gegen solche Abkommandierungen machen können?

Eine dieser Abkommandierungen führte den aus dem hessischen Gelnhausen stammenden jungen Soldaten – er war damals ungefähr 23 Jahre alt – ins Württembergische. Es war einer der wenigen Abstecher über den Schwarzwald herüber. Aber in welche Situation kam da der junge «Springinsfeld», so dürfen wir Grimmelshausen nach seinem gleichnamigen Roman, in dem die Begebenheit geschildert ist, ansprechen? Grimmelshausen lag damals in Balingen, bis er eines Tages auf Spähtrupp und Kundschaft geschickt wurde. Man steckte ihn in Bauernkleider und schickte ihn mit einem Schreiben nach Villingen, um anrückende (protestantische) Feinde zu melden. Alles ging gut ab, Villingen wurde erreicht, die Botschaft ausgerichtet, das Schreiben abgegeben. Auch der Heimritt ließ sich vielversprechend an. Die Nacht brach herein, Balingen lag schon zum Greifen nahe. Doch da versperrte ein Wolf mit aufgesperrtem Rachen in einer Dorfstraße den Weiterweg. Grimmelshausen fand in dem veröde-

ten Ort keine Menschenseele. So rettete er sich, wie er glaubte, in ein Haus, das aber weder Türen noch Fenster hatte. Der Wolf aber war so unverschämt, daß er den Ort nicht respektierte, der zur menschlichen Wohnung gewidmet worden, sondern zottelte in einem reputierlichen Wolfgang fein allgemach hernach, weshalb ich notwendig mein Refugium die erste und andere Stiege hinaufnehmen mußte. Und weil mich der Wolf sehen ließ, daß er auch Stiegen steigen konnte, wurde ich gezwungen, mich in aller Eile, welches zwar kümmerlich und mit großer Not geschah, durch ein Tageloch hinauf auf das Dach zu begeben.

Aber der Wolf zog noch andere Wolfs-«Kameraden» hinter sich her. Grimmelshausen setzte von seinem luftigen Platz mit einem Bombardement von Ziegeln ein, das aber seine Wirkung völlig verfehlte, denn wann ich gleich den einen oder anderen auf den Pelz traf, so kümmerten sie sich doch nichts drum, sondern behielten mich also belagert oder blockiert. Unglückseligerweise war es bereits Anfang November und daher kalt des Nachts, überdies fingen die Wölfe nach Mitternacht eine solche erschreckliche Musik an, daß ich vermeinte, ich müßte von ihrem grausamen Geheul übers Dach herunterfallen. Dem Bedrängten kommen allerhand Gedanken über ein mögliches nahes Ende, und wir glauben ihm gerne, wenn er resümiert, diese Nacht habe länger gedauert als vier normale Nächte.

Müde, matt und schläfrig war er geworden, unser Springinsfeld, dazu noch hungrig. Rettung nahte erst, als fünf Soldaten aus dem eigenen Lager heranspürten. Nachdem sie acht Wölfe erschossen hatten, konnte Grimmelshausen gerettet werden. Doch die erhoffte Pause währte kurz, denn Oberst Sporck befahl, die inzwischen angerückten Truppen des Generals von Rosen anzugreifen. Dazu Grimmelshausen: Der Oberst nahm seinen Weg gerade auf Geislingen zu, allwo wir auch unversehens um 11 Uhr ankamen und den Rosen mit bei sich habenden vier Regimentern unsäuberlich aus dem ersten Schlaf weckten. Bei 300 Reiter setzten ins Dorf, die übrigen aber hielten davor haufen und zündeten es an vier Orten an. Darauf wurden gleichsam in einem Augenblick diese vier Regimente zerstört und ruiniert. Und dann wurde geplündert, was in dem brennenden Geislingen noch zu haben war. Der Einfall war glücklich verrichtet – Sprache des Krieges. Was der Schriftsteller aber nicht berichtete: so «glücklich verrichtet» war der Einfall doch nicht, denn der General konnte sich mit 300 Soldaten ins Schloß retten.



Nur von den Einwohnern, von den Geislingern ist nie die Rede: sie leben nicht in und zwischen den Zeilen. Daß man als Soldat drei Pferde und einen Jungen, der offenbar elternlos war, fangen konnte, das gibt es noch zu berichten. Mehr nicht. Für Geislingen, dieses so schön an den Kleinen Heuberg angelehnte Dorf, war der Schicksalsschlag dieser einen Nacht tatsächlich mehr als nur ein Einfall. Es war gleichsam dessen Ende. Acht Jahre zuvor hatte die Pest gewütet, jetzt kam der Brand dazu. 1945 sollte sich dasselbe Schicksal für Geislingen wiederholen, als die französische Armee anrückte.

Das Schloß, durch seine Anlage als Wasserschloß erkenntlich, ist heute noch der geschichtliche Mittelpunkt Geislingens. Man sollte im Schloßbezirk sich Zeit lassen, herumschlendern und dieses alte Geislingen mit den Augen unserer Zeit betrachten. Das Jahr 1643 ist längst vergessen. Und wenn man sich in Geislingen umgetan hat, dann spaziere man im Norden auf die Höhe, um den Albtrauf zu sehen oder aber man wandere auf dem Albvereinsweg hinein in den Kleinen Heuberg, der mit Recht als eines der schönsten Wandergebiete unserer Heimat angesehen wird. Für Nichtmotorisierte: Geislingen ist mit Postbus vom nahen Balingen aus leicht erreichbar.

Südlich von Kirche und Pfarrhaus, welche von der Stiftung zu unterhalten, liegt schön und frei das Stauffenbergische Schloß. Es verräth noch die Anlage eines ächten Wasserschlosses: außen umher ein gemauerter Graben, der einen quadratischen an den vier Ecken einst durch je einen Rundthurm gefaßten Vorgarten umschließt, dann wieder ein breiter gemauerter im Viereck umher laufender Graben, der wie der äußere mit Wasser gefüllt werden konnte und in dem das eigentliche Schloß sich erhebt. Ueber den ersten ringsum laufenden balustradengekrönten gemauerten Graben tritt man in den Vorgarten, der rechts und links mit je einem auf dem Rumpfe eines der Rundthürme stehenden Pavillon geschmückt ist . . . Das Schloß, zu dem man auf einer über dem inneren auch von einer Balustrade bekrönten Graben gebauten steinernen Brücke gelangt, ist stattlich, dreistöckig mit abgestuftem Walmendach und läuft nach hinten in zwei Flügel aus. Seine architektonische Hauptzierde ein schönes Rundthor mit dorischer Umrahmung: Seitenpilastern, Triglyphenfries, wappentragender Attika und der Jahreszahl 1783; der schönste landschaftliche Schmuck im hintern ausgedehnten, feinere Obstsorten beherbergenden Garten zu beiden Seiten sind 2 herrliche Linden, nach der Tradition 430 Jahre alt.

Oberamtsbeschreibung Balingen, 1880, Seite 392 f. Ortsbeschreibung Geislingen.

In einem Werkblatt der Katholischen Landvolkbewegung Deutschlands finden sich zu unserem Thema die folgenden Sätze: *Durch die Reformen der letzten Jahre (Schulreform, Gemeindegebietsreform) haben unsere Dörfer wichtige Einrichtungen verloren. Mit diesen Einrichtungen sind auch Persönlichkeiten (Lehrer, Bürgermeister, Gemeinderäte), die das öffentliche Leben getragen haben, verschwunden. Zudem wird der Priester am Ort immer seltener. Das Dorf aber braucht Bezugs- und Leitpersonen, die den Ton angeben, die das Klima im Dorf mitbestimmen. Wer wird diese Funktion übernehmen? Das Aufblühen der Vereine ist eine Antwort auf diese Frage. Selten haben die Vereine einen solchen Zulauf erfahren und eine solche Aktivität entfaltet wie in unseren Tagen. Sie spielen eine wichtige Rolle im gesellschaftlichen Leben des Dorfes. Sie entwickeln Initiativen. Sie haben neue Kräfte im Dorf mobilisiert.*¹

Dieses Zitat ist deshalb von Gewicht, weil es eine inzwischen weit verbreitete Meinung widerspiegelt. Ähnliche Bemerkungen gehören längst zum Repertoire von Festrednern, welche die Schirmherrschaft über ein dörfliches Vereinsfest übernommen haben, und die Vereinsvorstände haben es selbst übernommen: *Die Vereine sind heute das Rückgrat des örtlichen Lebens, ohne Vereine läuft nichts.* Und damit haben sie zweifellos in vielen Fällen recht. Trotzdem muß ich diese Auffassung kritisieren. Das könnte ich auf sehr vordergründige Weise tun, indem ich nämlich bestreite, daß zwischen den Reformen der frühen siebziger Jahre und der Intensität des dörflichen Vereinslebens ein Zusammenhang besteht. Den gibt es wohl tatsächlich nicht: eher bin ich der Meinung, daß es die Vereinsaktivitäten des vergangenen Jahrzehnts nicht wegen, sondern trotz der genannten Reformen gegeben hat. Aber die Kritik muß wohl tiefer ansetzen. Sie könnte ausgehen von folgendem Satz: Wenn man glaubt, daß der Verein etwas Selbstverständliches ist, etwas Naturgegebenes gewissermaßen, etwas, worauf man sich unter allen Umständen verlassen kann – wenn man das glaubt, dann ist das ein Aberglaube. Vielmehr ist der Verein, auch der dörfliche, das Ergebnis einer ganz bestimmten, beschreibbaren historischen Entwicklung. Er ist, als Ganzes und als einzelne Vereinsgat-

tung gesehen, einmal entstanden und kann also auch wieder verschwinden. Seine Grundlage ist das soziale System des Dorfes. Wird dieses System gestört, so wird auch der Verein nicht unbeschädigt bleiben. Ihm drohen Gefahren von verschiedener Seite; das heißt auch, daß er Hilfe braucht. Das vor allem deshalb, weil es wahrscheinlich ist, daß es heute und in absehbarer Zeit zum ländlichen Verein keine Alternative gibt: man muß also bemüht sein, ihn, auch wenn man ihn kritisch betrachtet, keinen unnötigen Gefährdungen auszusetzen.

Entstehung der Vereine

Der Verein ist das Produkt einer bestimmten historischen Entwicklung, wurde eben gesagt; die Soziologin Renate Pflaum hat das folgendermaßen ausgedrückt: *Die erste Voraussetzung (für die Entstehung von Vereinen, der Verf.) ist eine Differenzierung der Lebenssphären und das Entstehen eines gesonderten Bereiches «Freizeit».*² Darüber ließe sich manches sagen, vor allem etwas über die geringen Freizeitbudgets im vorigen Jahrhundert; es genügt aber festzuhalten, daß der moderne Verein seine Wurzeln im Prozeß der Demokratisierung, auch der Industrialisierung hat, also im 19. Jahrhundert. Von Renate Pflaum übernehmen wir auch – mit einigen Vorbehalten – die Definition dessen, was unter einem modernen Verein verstanden werden soll: *Unter Vereinen werden hier die organisierten Freizeitgruppen verstanden, die 1. freiwillig gebildet und für alle Gemeindeglieder offen sind, die 2. sportliche, gesellige oder andere kulturelle (zum Beispiel Gesang) Ziele, jedoch im allgemeinen weder wirtschaftliche, noch politische, noch religiöse Ziele verfolgen und 3. deren Aktivitäten ungeachtet ihrer körperlichen und zeitlichen Anforderungen außerberuflicher Art sind und als Liebhabereien gelten.*³ Das ist die Definition von Vereinen, wie sie hierzulande erstmals in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegründet wurden. Die frühesten davon waren zweifellos die Gesangsvereine. Ihre Vorbilder waren städtische Gründungen. Schon im Jahre 1808 war die Zeltersche Liedertafel in Berlin entstanden, 1810 ein Chor des Musikerziehers Hans Georg Nägeli in Zürich, 1824 folgte der Stuttgarter Liederkränz. Recht schnell setzte sich diese Form auch auf dem Lande durch. Im Landkreis Tübingen – um ein Beispiel zu nennen – finden wir die folgenden Gründungsdaten: Hirschau 1840, Hailfingen 1844, Seebronn 1856, Ofterdingen 1856, Derendingen

* Vortrag, gehalten am 19. 11. 1982 auf der Sonnenmatte anlässlich der Tagung «Vereine im ländlichen Raum» der Arbeitsgemeinschaft ländlicher Raum im Regierungsbezirk Tübingen.

1857, Ergenzingen 1857, Unterjesingen 1861, Lustnau 1861 (1843), Hirrlingen 1862, Oberndorf, Dußlingen und Wendelsheim 1863, Wurmlingen 1864, Pliezhausen und Kilchberg 1865, Hagelloch 1866, Wankheim 1868, Walddorf 1873, Dettenhausen und Nehren 1874, Rübgarten 1882, Bühl 1885, Altingen 1886, Schwalldorf 1892, Jettenburg 1897, Öschingen und Pfäffingen 1899. Die Gründungen des 20. Jahrhunderts sind hier nicht aufgeführt.

Zu dieser Zusammenstellung wäre einiges zu sagen, beispielsweise zur Häufung von Gründungen in den sechziger Jahren, während die fünfziger eher schwach vertreten sind – wohl eine Folge des Mißtrauens, welches die Obrigkeit in den Jahren nach 1848 jeder Art von Vereinen entgegenbrachte. Zweierlei möchte ich herausgreifen. Erstens fehlen kleine, abgelegene Gemeinden, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Dort sind Gesangsvereine entweder erst später oder gar nicht entstanden, wie etwa in Mähringen oder Stockach, in Frommhäusern, Hemmendorf oder Immenhausen. Auf diese Tatsache muß später noch etwas ausführlicher eingegangen werden. Zweitens aber fällt auf, daß unter den frühen Gründungen stadtnahe Dörfer besonders häufig vertreten sind – Derendingen, Lustnau, Hirschau, Seebronn, Unterjesingen. Das belegt unsere Vermutung, daß der Verein ursprünglich eine städtische Institution ist und von den Städten aus das Land erreicht hat. Dazu wiederum ein Zitat von Renate Pflaum: *Der Verein ist eine typische städtische Erscheinung. Liefse man die kleine Gemeinde ganz allein und abgeschirmt von jedem fremden Einfluß und Vorbild, so würde sie erst nach sehr langer Zeit oder gar nicht das Modell der satzungsmäßigen, rationalen Organisation für sich entdecken.*⁴ Man könnte diese Sätze freilich, ja man muß sie ersetzen durch die entschiedene Feststellung, daß die ländlichen Vereine längst keine Nachahmungen von städtischen mehr sind, sondern daß sie ihre eigene Form und Funktion gefunden haben und im dörflichen Rahmen spezifische Aufgaben erfüllen. Doch soll dieser kleine Exkurs uns nicht ablenken beim Blättern in alten Vereinsprotokollen.

Sie zeigen als nächste Kategorie nach den Gesangsvereinen das Entstehen von Kriegervereinen nach dem Krieg von 1870/71. Über sie vermag ich deshalb nichts zu sagen, weil ich zu wenig von ihnen weiß – außer eben, daß sie an den weit verbreiteten Sedansfeiern und -feuern beteiligt waren. Dann folgen die Turnvereine. Wieder sei der Kreis Tübingen als Beispiel herangezogen. Hier wurde nach meinen Unterlagen der erste Turnverein außerhalb der Mauern der Städte in Lustnau gegründet, und zwar im Jahre 1888. Es folgte 1896 der von Kirchentellinsfurt, 1900

entstanden Turnvereine in Derendingen und Dußlingen. Die weiteren Gründungsjahre: Pliezhausen 1902, Nehren 1903, Ofterdingen 1904, ebenso Mössingen und Walddorf, Häslach 1905, Bodelshausen und Mähringen 1906, Gniebel 1910, Öschingen 1911, Hagelloch und Entringen 1913. Dann brach der Erste Weltkrieg aus, und weitere Gründungen gab es erst danach.

Von ihnen wird gleich zu reden sein; zuvor lohnt sich ein etwas genauerer Blick auf die eben genannten Orte. Unter ihnen gibt es größere und kleinere, bedeutendere und weniger bedeutende, solche an großen Verkehrsadern wie die Steinlachorte und abgelegene wie die im alten Unteramt Walddorf. Eines aber haben sie alle gemein: sie sind samt und sonders evangelisch. Das zu erklären fällt nicht leicht. Vielleicht muß man dabei berücksichtigen, daß die Turnvereine von damals etwas anderes waren, als es die heutigen Sportvereine sind: ihr Vereinszweck war in der Tat das Turnen, der Fußball war damals bei uns weitgehend unbekannt. Die Turnbewegung aber hatte und hat eine ausgeprägte politische Geschichte. An Friedrich Ludwig Jahn, dem Turnvater, läßt sich diese Entwicklung ablesen: 1811 richtete er den ersten Turnplatz in Berlin ein, in den Befreiungskriegen kämpfte er im Lützow'schen Freicorps, 1849 war er Abgeordneter in der Nationalversammlung. Auch an der Gründung von studentischen Burschenschaften war er beteiligt. Wie diese, so veränderte auch die Turnbewegung später ihren Kurs, indem sie, spätestens nach der Reichsgründung, ihren demokratischen Elan zugunsten eines nationalen vernachlässigte. In diese Phase, die bis zum Ersten Weltkrieg dauerte, fallen auch die genannten Turnvereinsgründungen. Nun läßt sich vermuten, daß das katholische Deutschland sich im neuetablierten Reiche nicht ganz so zu Hause fühlte wie das protestantische, und Bismarcks Kulturkampf war wenig geeignet, das zu ändern – eine gewisse Immunität der katholischen Bevölkerung gegenüber allzu heftiger Kaisertreue und damit auch gegen das nationale Turnen könnte die Folge gewesen sein. Aber das ist nichts als eine Hypothese, die schon allein deshalb nicht sehr weit trägt, weil sie auf nichts beruht als auf Material aus einem sehr kleinen Gebiet. In den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen wird, wieder in den Gemeinden des Kreises Tübingen, ein Dutzend neuer Vereine gegründet, nun auch in den katholischen Orten. Aber jetzt erscheint ein neuer Name, nämlich Sportverein, und die alten Turnvereine müssen sich umbenennen: der «TuS» entsteht, der Turn- und Sportverein. Das hat seinen Grund darin, daß nach dem Ende des Ersten Weltkrieges der Fußball seinen

Einzug hält, und man kann hier ohne Zögern von einem Triumphzug sprechen. Fast könnte man im Rückblick sagen, daß der dörfliche Fußball das Turnen dorthin zurückgedrängt hat, wo es hergekommen ist: in die Städte. Die Entwicklung der Sportvereine im Kreisgebiet war damit freilich noch nicht abgeschlossen – in einem Dutzend Orte wurden sie erst nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet.

Ein letzter Blick in die Geschichte des schwäbischen ländlichen Vereinswesens soll den Musikvereinen gelten. Als Beispiel soll eine Untersuchung aus dem Jahre 1966 im Landkreis Ulm gelten, der damals knapp 80 Gemeinden umfaßte. In diesen Orten gab es damals 25 Musikvereine. Zwei von ihnen stammten aus dem vorigen Jahrhundert, wobei die angegebenen Gründungsjahre, nämlich 1854 und 1870, mit etwas Skepsis betrachtet werden müssen. Die meisten Vereine, nämlich 14, wurden in der Zwischenkriegszeit gegründet, und das heißt hauptsächlich in den zwanziger Jahren – in den Dreißigern wurde dann ja bevorzugt im Gleichschritt musiziert. Neun Gründungen fanden in der Nachkriegszeit statt. Schaut man die Verteilung der Vereine im Ulmer Kreisgebiet näher an, so stellt man sehr schnell fest, daß 23 von 25 in vorwiegend katholischen Gemeinden entstanden sind; nur zwei gibt es in evangelischen Orten, und einer davon ist eine Stadt, nämlich Langenau. Dazu muß man wissen, daß der Ulmer Kreis zu fast gleichen Teilen katholische und protestantische Orte umfaßt. Sind also Katholiken musikalischer als Protestanten? Auf den zweiten Blick findet sich des Rätsels Lösung: ausschließlich in evangelischen Gemeinden findet sich eine andere Art des Musizierens, nämlich in 15 Posaunenchoren.

Nun ist allgemein bekannt, daß Posaunenchorer vorzüglich in protestantischen Kirchen und Orten spielen, aber auch aus bekannten Tatsachen läßt sich etwas lernen – wie überhaupt aus der Geschichte, und vielleicht ist es an der Zeit, ein erstes Resümee zu ziehen. Der Verein ist ein Stück Geschichte, ich sagte es schon. Dazu gehört die politische Geschichte im engeren Sinne, der wir die Turnbewegung und damit die Turnvereine verdanken. Zu ihr tritt die Geistes- und Ideengeschichte – ohne die Gedanken der Romantik wäre wohl der im Verein betriebene Chorgesang nicht recht zu denken. Auch die Wirtschaftsgeschichte wirkt auf das Vereinswesen ein – Krisenzeiten, zu denen selbstverständlich auch Kriegszeiten gehören, waren immer auch Krisenjahre der Vereine. Schließlich haben auch historisch gewachsene konfessionelle Verhältnisse eine Rolle gespielt, wie wir gesehen haben. Und ganz allgemein kann gelten, daß der Verein überhaupt ohne

Veränderungen in der politischen Verfassung im vorigen Jahrhundert nicht vorhanden wäre. Es gibt also Verhältnisse, welche den Verein begünstigen. Also gibt es auch andere, die ihn gefährden. Von ihnen, von ganz konkreten Entwicklungen, soll nun geredet werden.

Vereinsfeindliche Wachstumsgemeinden – Klubs

Dem klassischen Dorfverein wird von seinen Freunden Gutes nachgesagt: er sei eine Schule der Demokratie, heißt es, die Stütze des kulturellen Lebens im Ort, Heimstatt und Orientierungshilfe für die Jugend, Feld der Anerkennung und Selbstverwirklichung für den einzelnen. Der aber, so sagen die Kritiker der Vereine, der sei ja ein typischer Funktionär, und außerdem sei die ganze Vereinsmeierei ohnehin veraltet; im Verein werden die Jugendlichen in reaktionäre Autoritätsmuster hineingepreßt, und durch ihn wird verschleiert politische Einflußnahme ausgeübt, wo sie gar nicht hingehört. Schön, und über all das läßt sich diskutieren, zum Teil sogar ernsthaft. Aber Voraussetzung für Lob und Tadel ist doch wohl, daß der Verein überhaupt existiert. Ich glaube, daß die Bedingungen dieser Existenz in einer zunehmenden Zahl von Problemfällen nicht mehr gegeben sind, oder doch nicht mehr in zureichender Stabilität.

Probleme für dörfliche Vereine ergeben sich in vielen kleinen Gemeinden, die in den großen Ballungszentren liegen oder in deren Einzugsbereich, und die infolgedessen ihre Einwohnerzahl vervielfacht haben. In solchen sogenannten Wachstumsgemeinden laufen soziale Prozesse ab, die längst noch nicht hinreichend erforscht sind. Keineswegs nämlich wird mit der Zahl der Zuwanderer etwa das Mitgliederreservoir für die Vereine und die sonstigen bürgerschaftlichen Aktivitäten erhöht. Im Gegenteil: sobald das Anwachsen des eigenen Ortes nicht mehr bewältigt werden kann, sobald man also die neuen Nachbarn nicht mehr kennt und nicht mehr einordnen kann, greift Unsicherheit um sich. Dieser Vorgang und seine Folgen sind nicht sehr leicht zu analysieren und zu erklären – ein Bild muß für unsere Überlegungen hier genügen. Stellen wir uns das soziale System einer Gemeinde als ein System von elastischen Federn vor, ähnlich einem Trampolin, so wird deutlich, daß es eine fast unendliche Anzahl von Belastungen aushalten und doch jedesmal in seine vorige Verfassung zurückfedern kann. Besteigt statt eines schlanken Mädchens ein Elefant das Trampolin, so werden die Federn brechen, das ganze System wird zerstört. Ein Elefant ist auf's Trampolin gestiegen, wenn aus einem Ort mit



«Singstund'» – Probe eines gemischten Chors

1000 Einwohnern in zwei oder drei Jahrzehnten einer mit 5000 Einwohnern wird.

Was in diesem Falle geschieht, habe ich vor Jahren an einer ehemals kleinen Gemeinde im Schönbuch studieren können. Dort hatte schon in den frühen fünfziger Jahren eine starke Zuwanderung eingesetzt; allein von 1956 bis 1961 hatte die Wohnbevölkerung um 25% zugenommen, und danach begann der Bauboom erst so richtig. Das ist nun freilich nichts Außergewöhnliches in solchen Gebieten am Rande der Agglomeration; in unserem Ort wurde die Situation aber dadurch kompliziert, daß die Zuwanderer zum guten Teil einer ganz anderen sozialen Sphäre als die Einheimischen angehörten – es waren IBM-Leute aus Sindelfingen, Ingenieure, Mathematiker, hochqualifizierte Techniker. In diesem Falle gab es, zumindest vorübergehend, eine Art Kulturschock, einen Zusammenbruch des alten sozialen Systems, der natürlich auch die Vereine be-

traf. Eine Untersuchung in den späten sechziger Jahren ergab damals, daß der traditionelle Bestand an Brauch- und Geselligkeitsformen auf ein kaum noch zu unterbietendes Minimum geschrumpft war, bis hin auch zum Vereinsleben. Der Gesangsverein, der keine öffentlichen Auftritte mehr hatte, stellte als logische Folge auch seine Singstunden ein. Der Sportverein, ohnehin nur aus der Sparte Fußball bestehend, war in die für die Gemeindegröße völlig unakzeptable C-Klasse gerutscht. Eine Teilnahme der Zugezogenen am Vereinsleben alter Art war nicht festzustellen, und auch das scheint ja häufig so zu sein – die Einheimischen bleiben in den Vereinen unter sich. Vielleicht ist in einem solchen Ort früher der Musikverein am Fasnetdienstag durch den Ort gezogen, hat an bestimmten Plätzen gespielt und dafür Geld gesammelt oder Eier und Speck; vielleicht tut er das heute noch. Aber in der gepflegten Parksiedlung mit den Koniferen im eng-

lischen Rasen wird er das kaum noch tun – wer weiß denn hier, was das Ständchen bedeutet, wer weiß, daß man etwas dafür gibt und was und wieviel, und wer wollte oder könnte das diesen Leuten wohl sagen? Wo der Zustrom so stark und rasch war, daß Alt- und Neubürger sich und ihr Verhalten nicht mehr gegenseitig kennenlernen und studieren konnten, da tritt Fremdheit ein, die natürlich auch die Situation der Vereine betrifft. Freilich: auch über solche Orte bricht nun nicht gerade der Weltuntergang herein. Was ihnen widerfährt, ist eine zwar tiefgreifende Veränderung. Am Ende steht aber meist etwas Neues, auch im Vereinsleben. Vielleicht wird der Liederkranz Eintracht verschwunden sein, aber dafür wird es einen Tennis-, einen Squash- und einen Schachklub geben und ein Harmonikaorchester. Es ist nicht meine Aufgabe, diese Entwicklung zu beurteilen und zu bewerten, doch möchte ich zu bedenken geben, ob es sich in diesen Fällen noch um den ländlichen Raum und seine Vereine handelt – vielleicht sollte man besser von suburbanen Zonen und den dort aufzufindenden Klubs reden.

Gemeinden mit Abwanderung

Aber dies überproportionale Anwachsen kleiner Gemeinden gefährdet immerhin die Vereine und ihre jeweilige Identität. In gleicher Weise wirkt die entgegengesetzte Entwicklung, nämlich der Bevölkerungsrückgang in einer Region und ihren Orten. Dafür wiederum ein Beispiel; es stammt aus Rheinland-Pfalz. Dort wurden von den Volkskundlern der Universität Mainz einige Gebiete mit beträchtlicher Abwanderung untersucht, und zwar auf die kulturellen Auswirkungen dieser Entwicklung hin. Die Untersuchungsgebiete lagen in der westlichen Eifel, an der Grenze zu Luxemburg, und auf dem Hunsrück. Ich greife die 19 Gemeinden des alten Amtes Kirchberg heraus; sie gehören heute zur Verbandsgemeinde Kirchberg und zum Rhein-Hunsrück-Kreis. Diese Gemeinden haben samt und sonders den größten Teil ihrer Verwaltungskompetenzen und ihre Schulen verloren; von zehn Kindergärten gibt es noch zwei. Die kirchlichen Dienste sind in der üblichen Weise ausgedünnt. Die Hälfte der Poststellen wurde geschlossen. Von 44 Gaststätten, die es vor zwanzig Jahren noch gab, sind 29 verschwunden, 15 existieren noch. Gleichfalls vor zwanzig Jahren gab es 26 Gemischtwarenhandlungen, davon haben 16 aufgehört, 10 halten sich noch. Drastische infrastrukturelle Einbrüche also, die ihre Entsprechung finden im verminderten Angebot an Arbeits- und Ausbildungsplätzen etc. Aber die Auswirkungen sind auch im Vereinswesen zu beob-



achten. An klassischen Vereinen sind dort verschwunden zwei Kirchenchöre, zwei Turn- und Sportvereine, zwei Musik- und zwei Schützenvereine sowie ein Kolpingverein. Dabei sollte die Bemerkung nicht verschwiegen werden, die zu zwei aufgelösten Gesangsvereinen gegeben wurde: *Verein löste sich auf, als die Schule aufgehoben wurde und der Lehrer, der Dirigent war, wegzog*. Es ist nicht so, wie sich auch anderwärts zeigt, daß die Reformen der frühen siebziger Jahre spurlos an den dörflichen Vereinen vorübergegangen wären!

Aber nicht das war zu zeigen, sondern die Tatsache, daß Abwanderung, daß Bewohner-, Bedeutungs- und oft sogar Zukunftsverlust auch zu einer Reduzierung des Vereinswesens führt. Das klingt nicht besonders neu und auch nicht besonders profund; aber es reicht hin, um eine Verallgemeinerung zu versuchen. Wenn der Verein darunter leidet, daß sein Dorf zu groß oder zu klein wird, dann ist eben zu sagen, daß beider Schicksale miteinander verbunden sind. Daraus läßt sich ein weiterer Schluß ziehen, der so lauten könnte: Wer ein florierendes Vereinswesen will, der muß für gesunde, gut funktionierende Gemeinden sorgen.



Der mittelgroße dörfliche Verein

Davon ausgehend, möchte ich über ein kleines theoretisches Treppchen mitten hinein in die Praxis steigen. Ein holländischer Gemeinsoziologe hat vor Jahren die These aufgestellt, daß eine Siedlung, Dorf oder Stadt, um so mehr zu einer Gemeinde im soziologischen Sinne wird, je mehr Positionen der Gesamtgesellschaft in ihr vertreten sind⁵. Das kann man sich auch anders vorstellen: je mehr Vertreter von Berufen, von sozialen Schichten, von Generationen, von sozialen Rollen überhaupt ein Kind in seiner Heimatgemeinde kennenlernt, desto mehr hat es auch von seinem Land und seiner Gesellschaft gelernt.

Für unsere Vereine im ländlichen Raum ist diese Theorie von großer Bedeutung. Jedermann weiß, daß man in einem Weiler mit 60 Einwohnern keinen Fußballklub gründen könnte – die quantitativen Voraussetzungen würden fehlen, man bräuchte keine Elf zusammen. Ebenso muß eine ländliche Gemeinde aber auch die notwendigen qualitativen Voraussetzungen bieten, wenn sich ein nennenswertes Vereinsleben entwickeln soll. Ohne ein aus-

reichendes Reservoir von verschiedenartigen Qualifikationen ist da wenig zu erwarten, wie einige einfache Überlegungen zeigen. Der Erste Vorsitzende eines mittelgroßen dörflichen Vereins von, sagen wir, 200 Mitgliedern muß in der Lage sein, die Gruppen und Abteilungen innerhalb des Vereins in Balance zu halten und den Platz des Vereins innerhalb der Gemeinde zu halten und zu verbessern. Das heißt, daß er Menschen führen und politisch handeln können muß. Er muß ferner fähig sein, Korrespondenz und einen Terminkalender zu führen, öffentlich frei zu reden, zu organisieren und Aufgaben zu delegieren. Nehmen wir an, sein Verein veranstaltet ein Sommerfest mit 50000 DM Umsatz, so kommen auf unseren Vorsitzenden und seinen Kassier auch noch umfangreiche finanzielle Aufgaben zu. Es handelt sich im ganzen nicht selten um Planungs- und Realisierungsprozesse, die im Bereich des mittleren Managements anzusiedeln sind. Das freilich ist vom Vereinspatriarchen, dem Präsidenten alten Stils, nicht mehr zu leisten. Er braucht ein Team. Ein Team besteht aus einzelnen, qualifizierten Personen, und die müssen auch wirklich vorhanden sein. Wie sagte der Soziologe aus den Niederlanden? Möglichst viele gesamtgesellschaftliche Positionen in der Gemeinde: Menschen also, die rechnen können oder eine Zeltbewirtschaftung organisieren, andere, die beim Zeltaufbau mitarbeiten (und übrigens auch beim Abbau) oder am Festbüchlein, die Begrüßungsreden halten oder die Tische putzen. Allein schon ein Fest eines Vereins erfordert also nicht nur eine Menge Zeit und Arbeit, sondern eben vor allem auch Talente, Qualitäten. Und das genügt noch gar nicht – ein wirklich lebendiges Vereinsleben in einem Ort bedarf eigentlich der Rivalität. Die kann freundschaftlich sein oder auch böse – wenn es sie gibt, steigen in aller Regel die Leistungen. Das aber bedeutet, daß in einer Gemeinde oder in einer Region noch mehr Reserven an Kräften und Fähigkeiten vorhanden sein müssen als sie für nur einen erfolgreichen Verein nötig wären.

Bei diesem Stichwort »Reserven« ist es übrigens empfehlenswert, nicht nur das klassische Vereinsbild vor Augen zu haben. Vereine, das wurde vorher schon betont, sind geschichtlich – sie können aufhören, wie sie angefangen haben. Das heißt auch, daß neue Gattungen die alten ablösen können. Dafür ein Beispiel: in dem Hunsrück-Gebiet, von dem vorhin die Rede war, sind eine ganze Menge klassischer Vereine verschwunden – Gesang-, Musik- und Sportvereine. Aber es gibt dort kaum ein Dorf ohne vereinsartige Organisationen – neben den Feuerwehren –, nämlich die evangelischen Frauenhilfen und die katholischen Frauenkreise. Und die Aktivi-

täten der Frauen sind nicht nur auf kirchliches Gebiet beschränkt: in den Dörfern der Westeifel haben wir erheblich mehr Möhnenklubs als Karnevalsgesellschaften gefunden. Hätte nicht fast jeder Ort in diesen Gebieten seine – männliche – freiwillige Feuerwehr, so könnte man sagen, daß das Vereinswesen dort hauptsächlich von Frauen getragen wird. Und dafür gibt es einsichtige Gründe, neben den je eigenen Traditionen von Möhnenklubs und kirchlichen Kreisen: viele der Männer dort pendeln bis ins Rhein-Main-Gebiet oder in den Kölner Raum; sie sind, wenn überhaupt, nur nachts daheim. Das gleiche gilt für die Jugendlichen. Im Dorf bleiben tagsüber und abends außer den alten Leuten die Frauen. Ihre Aktivitäten bewahren die Dörfer davor, zu reinen Schlafsiedlungen ohne kulturelles Leben zu werden.

Ein zweites Beispiel: gerade im Hunsrück findet sich die recht neuartige Einrichtung der «Backes-Klubs». Gemeint sind Jugendklubs, die sich um einen Raum oder um ein Haus bilden, welches ihnen zur Verfügung steht. Bekanntlich fehlt es in diesem Zusammenhang nicht an Konflikten, und das Wort «Jugendhaus» ist mancherorts zum Reizwort geworden. Aber es gilt doch zu bedenken, daß erstens auch die jungen Altersgenossenschaften früherer Jahrzehnte keine Freunde von Traurigkeit waren und daß zweitens auch Jugendklubs und Discos Bei-

träge gegen die Verödung mancher Dörfer sind. Schließlich sind in den letzten Jahren neue Formen geselligen und politischen Lebens in unseren Dörfern zu beobachten gewesen, von Bürgerinitiativen und ihren Aktivitäten, von vielen Dorffesten bis hin zur gemütlichen Hocketse in der Straße, in der Nachbarschaft. Das alles ist interessant und größtenteils begrüßenswert, doch weist nichts darauf hin, daß der klassische Vereinstyp durch solche Aktivitäten beeinträchtigt würde. Er wird auch weiterhin gedeihen, wenn man ihm nur die Luft läßt, die er zum Leben braucht.

Keine Alternative zum Dorfverein

An dieser Stelle möchte ich noch einmal auf die eingangs zitierten Sätze aus dem Werkblatt der Katholischen Landvolkbewegung zurückkommen. Auch wenn es wahr ist, daß die ländlichen Vereine nicht wegen, sondern trotz der zurückliegenden Reformen Bestand und vielleicht sogar Auftrieb hatten – es bleibt doch ebenso wahr, daß sie heutzutage tatsächlich vielerorts die wichtigsten Institutionen im öffentlichen Leben des Dorfes darstellen. Das bedeutet viel. Die Liste der Möglichkeiten, welche eine Stadt gegenüber einem normalen Dorfe bietet, ist lang, und sie reicht weit über das hinaus, was vielen Landgemeinden durch die verschiedenen Reformen genommen worden ist. Theater und Kinos sind hier zu nennen, breite Angebote der Erwachsenenbildung, leistungsfähige Bibliotheken, Sportstätten, Jugendhäuser, Konzerthallen. Jedermann weiß, und Statistiken weisen es immer wieder aus, daß diese Einrichtungen nur in sehr unterdurchschnittlichem Maße von den Landbewohnern wahrgenommen werden. Das ist auf eine sehr handfeste Weise verständlich. Niemand fährt gerne 20 oder 30 km von seinem Arbeitsplatz in der Stadt heim in sein Dorf, nur um sich umzuziehen und den gleichen Weg zurück ins Theater zu fahren. Daß trotzdem viele unserer Dörfer nicht zu reinen Schlafsiedlungen geworden sind, ist eben diesen Menschen zu verdanken, den Arbeitern, den Angestellten, den Landwirten, den Schülern und Lehrlingen. Daß sie, manchmal nach langen Pendelwegen, noch Kraft und Zeit finden, um in ihrer Musikkapelle zu proben, für ihre Fußballmannschaft zu trainieren oder Theateraufführungen vorzubereiten, das scheint manchmal unglaublich. Und doch sind diese Aktivitäten eben das, was das Leben in ihrem Dorf lebenswert macht, was für sie Heimat bedeutet und ein Stück Selbstverwirklichung, um ein Modewort zu gebrauchen. Mit einem Wort: sie machen sich ihre Kultur selbst. Dabei ist es absolut gleichgültig,





Himmelfahrtsprozession in Roggenzell, Gemarkung Neuravensburg, Wangen im Allgäu

daß sie den Standard eines Sinfonieorchesters nicht erreichen oder den eines Schauspielensembles. Sie setzen die Normen selbst, an denen sie sich zu messen haben. Mehr noch: die Leistung eines Sportvereins, dessen Fußballmannschaft von der A-Klasse in die Bezirksliga aufsteigt, ist vielleicht größer als die eines Bundesliga-Klubs, der hochbezahlte Profis einsetzt, die er für teures Geld in aller Welt zusammengekauft hat.

Ohne die Institution Verein ist das nicht möglich. Und eine wirkliche Alternative zum Verein ist nirgends in Sicht: nicht die prinzipielle Offenheit, nicht die prinzipielle demokratische Struktur, nicht die prinzipielle Unabhängigkeit. Das Wort «prinzipiell» gehört zu dieser Aufzählung, denn in der Realität sieht das gelegentlich etwas anders aus. Nicht jeder Verein ist unabhängig – mancher tendiert zur Abhängigkeit beispielsweise als Werbeträger. Nicht jeder funktioniert wirklich demokratisch – gelegentlich spielt der Patriarch, der große Vorsitzende eine bedeutsame Rolle. Und nicht jeder Verein ist tatsächlich offen – erst allmählich setzt sich hier und dort zum Beispiel die Erkenntnis durch, daß auch

Frauen Menschen sind und also potentielle Mitglieder, und manchmal wird der Gedanke noch für anarchistisch gehalten, daß sie etwa gar in den Vorstand aufrücken könnten. Aber das ist bei politischen Parteien oder Gewerkschaften ja bedauerlicherweise kaum anders. Immerhin sind bei unseren klassischen Vereinen im ländlichen Raum hier doch bemerkenswerte Wandlungen eingetreten – gemischte Chöre sind längst der Normalfall, ebenso Mädchen in Jugendkapellen, und auch rein männliche Narrenzünfte gibt es kaum noch. Manche Vereinsgattungen, zum Beispiel die Volkstanz- und Trachtenvereine, setzen sich zum größten Teil aus Familien zusammen. Auch den Jugendlichen werden, soweit ich sehe, heute mehr Rechte und Möglichkeiten eingeräumt als früher: aus den «Zöglingen» etwa, die sich auf ihr erwachsenes Musikerdasein vorbereiten durften, sind vielerorts selbständige Orchester mit eigenen Auftritten geworden. Das sind gute Entwicklungen, und sie lassen hoffen, daß der Verein eine gute Zukunft hat, wenn er wandlungsfähig bleibt und wenn man ihm die Möglichkeiten zu seiner weiteren Entwicklung beläßt.

Fehlentwicklungen

Das heißt freilich auch, daß die Kritik an ihm weiter bestehen wird. Sie ist in vielen Punkten ernst zu nehmen und zu diskutieren. Drei dieser Punkte möchte ich aufgreifen. Das erste Stichwort heißt «Kommerzialisierung». Es gibt sie, und sie ist nicht neu. Die Chroniken von Musikvereinen halten manches phantasievolle Verfahren fest, mit dem man in den Anfangsjahren zu dem nötigen Geld für Instrumente und Noten gekommen ist. Und immer hat das Konzert, die Tombola, die Theateraufführung auch der Vereinskasse gedient. Nur gänzlich weltfremde Kritiker können über die Tatsache hinwegsehen, daß jeder Verein ganz einfach Geld braucht und daß auch der edelste Vereinszweck nicht mit Idealismus allein erreicht werden kann. Aber der Vereinszweck sollte andererseits über dem Geldverdienen nicht vergessen werden – notfalls kann man in die Satzung hineinschauen, dort steht er. Allein in der Organisation von lukrativen Festen besteht er bestimmt nicht. Und vielleicht sollte bei dieser Gelegenheit auf die fast schon beängstigenden Ausmaße der Festwelle hingewiesen werden, die uns in den letzten Jahren überrollt hat. Sie könnte rasch abebben, und jeder Verein wäre wohl beraten, wenn er sich rechtzeitig auf kargere Zeiten einstellte.

An den Vorwurf der Kommerzialisierung knüpft sich ein anderer, inzwischen allgemein bekannter: Vereine werden, so heißt es, in zunehmendem Maße Konkurrenten der jeweils ansässigen Gastronomie. Ich kann das kaum beurteilen, habe auch noch nie die Geschäftsbücher einer Gastwirtschaft studiert. Aber daß viele Wirtschaften auf dem Dorfe um ihre weitere Existenz kämpfen, daß viele aufgegeben haben, ist kein Geheimnis: es gibt schon Ortschaften ohne Gasthof. Und unsere Dörfer haben schon zuviel von ihrer Substanz eingebüßt, als daß man das begrüßen dürfte. So finde ich denn diejenigen Vereinsfeste am besten, bei denen auch die Wirte etwas verdienen können. Ein dritter ernstzunehmender Kritikpunkt zielt auf die Überbeanspruchungen, denen alle Arten von aktiven Vereinsmitgliedern ausgesetzt sind, oftmals derartig, daß ihre Familien darunter zu leiden haben. Gewiß gibt es da Grenzen, die auch der größten Vereinsbegeisterung gesetzt sind, und gewiß sollte niemand in seinem Verein «aufgehen» – er sollte besser bei sich selbst bleiben. Freilich kann es sein, daß gelegentlich alles andere hinter die Vereinsarbeit zurücktreten muß – vor einem großen Sportereignis, einem Konzert, einem Vereinstreffen, einer Theateraufführung. Solche Aufgaben zu verwirklichen, ist auch ein Stück

Selbstverwirklichung; und danach sollte man zur Normalität zurückkehren – wir alle spielen viele Rollen, und die eines Vereinsmitgliedes ist nur eine davon.

Vereine und ländlichen Raum stärken

Für viele freilich eine wichtige, und darum geht es nicht an, dem Verein gegenüber in spöttischer Überheblichkeit zu verharren. Ob Vereine wichtig sind oder nicht, entscheiden allein deren Mitglieder. Oder etwa nicht? Wohl tatsächlich nicht. Ganz andere Kräfte sind sehr nachhaltig an dieser Entscheidung beteiligt. Wenn von manchen Sozialforschern schon das Ende aller Gemeinden mit weniger als 2000 Einwohnern als Tatsache angesehen wird⁶, wenn große Räume in der Bundesrepublik Deutschland «passiv saniert», d. h. entleert, und andere verdichtet, d. h. verstädtert, werden sollen, dann wird man in einigen Jahrzehnten nicht mehr über Vereine im ländlichen Raum zu diskutieren brauchen. Aber man muß weder solchen Entwicklungen noch auch solchen Planungen tatenlos zusehen. Vielleicht ist aus dem Gesagten deutlich geworden, was zu tun ist. Stärken wir die Vereine, die im ländlichen Raum ein Stück Lebensqualität darstellen: und wenn wir die ländlichen Vereine behalten und bewahren wollen, kann das nur heißen: stärken wir den ländlichen Raum, halten wir ihn und seine Gemeinden lebensfähig! Nicht nur wir, auch die Generationen nach uns werden ihn noch brauchen; und sie werden sich, so hoffen wir, auch noch im Verein wohlfühlen.

Anmerkungen

- 1 Paul Wohlfrom: Die Vereine – Segen oder Sorge? In: Werkblätter der Katholischen Landvolkbewegung Deutschlands 4, 1980, S. 1.
- 2 und 3 Renate Pflaum: Die Vereine als Produkt und Gegengewicht sozialer Differenzierung. In: Gerhard Wurzbacher: Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung, 2. Aufl. Stuttgart 1961, S. 151–182, bes. S. 151.
- 4 Renate Pflaum, Vereine, S. 152.
- 5 Conrad M. Arensberg: Die Gemeinde als Objekt und als Paradigma. In: René König (Hrsg.): Handbuch der Empirischen Sozialforschung. Bd. 1. 2. Aufl. Stuttgart 1967, S. 498–521, bes. S. 513 f.
- 6 Ulrich Planck: Die Landgemeinde. Hannover, Hildesheim 1971 (= Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung, Gesellschaft und Politik, 4), S. 89.

Besser ein wüster Fleck als ein schönes Loch

Gottfried Korff

Das Württembergische Landesmuseum will sich in einer Ausstellung, die zusammen mit dem Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen arrangiert wird, einem bisher vernachlässigten Bereich der Sachkultur zuwenden: reparierten und umgenutzten Dingen des Alltags. Die Ausstellung soll im Herbst dieses Jahres im Stuttgarter Alten Schloß gezeigt werden. Die volkskundliche Abteilung des Landesmuseums besitzt zwar einiges an reparierten und geflickten Objekten, aber bei weitem nicht soviel, daß sich daraus eine sinnlich überzeugende Ausstellung gestalten ließe. Deshalb bitten die Veranstalter alle Museen und Sammlungen, aber auch die Bevölkerung im Lande um Unterstützung: vielleicht findet sich in dem einen oder anderen Depot, auf Dachböden und in Schuppen, in Schränken und Kommoden ein Sachzeuge jener einstmaligen Reparier-Kultur. Dabei geht es gar nicht einmal nur um Altes und Ehrwürdiges, sondern beispielsweise auch um die Objekte, die in der Notzeit nach dem Krieg umgenutzt worden sind, also etwa um den Güllenschöpfer, der aus dem Stahlhelm gefertigt wurde, oder um Schuhzeug aus alten Gummireifen. Denn auch diese Gegenstände gehören ins Spektrum der «Kreativität des Notbehelfs», von dem im folgenden Aufsatz die Rede ist. Hinweise nimmt die volkskundliche Abteilung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart, Schillerplatz 6, 7000 Stuttgart 1, Dr. Hans-Ulrich Roller, Tel. 2193-2936 oder 2938, entgegen.

In einer seiner Erinnerungen an das reizvolle und liebenswürdige Chaos der alten Heimatmuseen verwies Adolf Rieth beiläufig einmal auf die vielfältigen Privatsammlungen, die er im Laufe seiner Denkmalpflegejahre in Dörfern auf der Alb und in Oberschwaben kennengelernt hatte. Die meisten dieser Sammlungen seien weder an einem systematischen noch an einem ästhetischen, geschweige denn an einem volkskundlich-kulturhistorischen Programm ausgerichtet gewesen, dennoch aber, so schrieb Rieth nicht ohne Sympathie, hätte sich in ihnen vielfach mehr vom vergangenen Dorfleben und von der kulturellen Eigenart einer Region offenbart als in den vielen professionell verwalteten Heimatmuseen. Denn in diesen Sammlungen hätte man einfach alles finden können: vom Hosenkнопf bis zur Reifenfelge, von der Flachsriffel bis zur Leitersprosse, vom Perpendikel bis zum Pferdesattel. Diese Aufzählung, die sich leicht um manche Kuriosität verlängern ließe, wirkt zwar wie ein beliebiges Sammelsurium; doch was als belächelnswerte Marotte schrulliger Dorf-Antiquare erscheint, hat

durchaus einen ernstzunehmenden Bezug zur historischen Alltagsrealität. Gesammelt wurde, was aufhebenswert erschien, und aufhebenswert war, was zwar nicht direkt gebraucht wurde, aber auch nicht weggeworfen werden sollte, weil es möglicherweise noch einmal Verwendung finden sollte – in seiner alten oder in einer völlig neuen Zweckbestimmung. Wenn d' Sach unwert ist, muß man sie aufheben, so notiert es das Schwäbische Wörterbuch für die Landstriche um Ehingen an der Donau.

Ökonomie des Notbehelfs

Aufheben hat mit Sparen und Schonen zu tun, vor allem aber mit Sammeln und Aufbewahren, mit der Anlage eines Reservelagers für den Bedarfsfall. Was dörfliche Laiensammler oftmals in Scheune und Schopf zusammengetragen hatten, bezog seinen ursprünglichen Sinn aus einer *Ökonomie des Notbehelfs*, wie die Wirtschaftsweise klein- und mittelbäuerlicher Gebiete treffend genannt worden ist.

Was Adolf Rieth bei seinen Exkursionen in schwäbische Dörfer bewunderte, war kein *gesunkenes Kulturgut*, war nicht den fürstlichen Kunst- und Raritätenkammern, war auch nicht den städtischen Altertumsmuseen abgeguckt, sondern das war die spezifisch bäuerlich-ländliche Spielart des Sammelns, die zurückweist auf das *Aufheben* – übrigens ein Begriff, der, dialektisch ausgedeutet, aus der schwäbischen Alltagssprache in die deutsche Staatsphilosophie gekommen ist. So waren es denn auch gar nicht die Kuriosa und Rara, denen das dörfliche Sammelinteresse primär galt als vielmehr die alten Gebrauchsgüter, *d' unwert' Sach'*.

Bäuerliches Wirtschaften war tatsächlich von ganz anderen Regeln bestimmt als das moderne marktorientierte Wirtschaftssystem. Im Umgang mit Sachen herrschten andere Gesetze und Einsichten, und diese gründeten in Prinzipien der Sorgfalt, der Schonung, des behutsamen Gebrauchs. Es galt, schnellen Verschleiß zu vermeiden, also einen «Umgangston» mit den Gebrauchsgütern zu entwickeln, der eine möglichst dauerhafte Nutzung verhielt. War jedoch eine Sache verschlissen und lädiert, dann war das nicht ihr Ende. Sie wurde vielmehr wieder verwendbar gemacht: repariert und so funktionstüchtig gehalten. Und falls eine Sache doch einmal so ramponiert war, daß sich das Flickeln nicht mehr lohnte, dann war auch das keineswegs ein Grund fürs Wegwerfen. Das Kaputte wurde

aufgehoben, um als Ersatzstück oder als Ersatzteil bei irgendeiner Reparaturarbeit neue Dienste zu leisten: der zerbrochene Rechenstiel wurde auf Feilen-grifflänge verkürzt; der durchlöcherete Eimer wurde, aufgeschnitten und plattgehämmert, als Blechstück verwendet; der zerschlissene Mehlsack kam als Flicker auf das Transportband des Mähbinders, und aus der Mistgabel mit dem fehlenden Zinken konnte ein Schürhaken entstehen.

Reparieren – Teil der bäuerlichen Mentalität

Wegwerfen: das war eine dem bäuerlichen Denken fremde Kategorie. Wohin sollte auch weggeworfen werden? Der Misthaufen wie der Abfallhaufen galten der bäuerlichen Ökonomie als höchst wichtige Durchgangslager für die Weiterverwendung. Unbrauchbares kam zum Kruscht und wurde von dort, je nach Bedarf, reaktiviert.

So ließe sich am Beispiel des Reparierens, des Flickens, des Instandsetzens ein wichtiges Prinzip der vorindustriellen Ökonomie darstellen. Es war eine Wirtschaftsweise, die im Zeichen der bäuerlichen Selbstversorgung und alter Handwerkskünste und Handwerksfertigkeiten stand. Was kürzlich der Wirtschaftstheoretiker Alfred Sohn-Rethel für die Randzonen Europas angemerkt hat, als er die dort herrschende Wirtschaftsgesinnung unter dem *Ideal des Kaputten* und mit dem Stichwort *Reparieren* erläuterte, das war zumindest bis ins erste Nachkriegsjahrzehnt kennzeichnend auch für das Denken und Wirtschaften vieler Gebiete hierzulande. Im Rah-

men der bäuerlichen Selbstversorgung stand die Reparatur gleichrangig neben der Produktion; über weite Strecken des Winterhalbjahres wurde geflickt und ausgebessert: stark strapazierte Dreschflegel wurden neu montiert, zerbrochene Krauthäfen wurden verdrahtet, löchrige Körbe wurden in Teilen neu geflochten, und auch die Ersatzpfähle für den lädierten Weidenzaun wurden gerichtet.

Dazu kamen die Reparaturen an Haus und Hof. Dort wo Strohdächer üblich waren, mußten fast jährlich Ausbesserungsarbeiten erfolgen, und auch die Fachwerkwände mußten regelmäßig beigeputzt und neu gestrichen werden. Vielerorts, zumal in Oberschwaben, gab es für diese Arbeiten feste Termine: zu Fronleichnam mußten die Häuser, zumindest deren Schauseiten, hergerichtet sein. Auf frühen Bauernhausfotografien wirken die Strohdächer oftmals wie Flickwerk: die neueingedeckten Teile stechen durch ihre helleren Farben hervor, und vom Beginn dieses Jahrhunderts an konkurrieren mitunter sogar mehrere Materialien auf ein und demselben Dach: Zinkblech neben Stroh und Ziegeln, eine schleichende Modernisierung im Zuge der jährlichen Reparatur. Viele der von Hermann Kolesch zu Beginn der vierziger Jahre fotografierten altober-schwäbischen Bauernhäuser zeigen diesen Befund.

Flicken

Von beachtlicher hauswirtschaftlicher Bedeutung waren die Textilreparaturen, die – so wollte es die traditionelle Rollenteilung – zumeist von Frauen ausgeführt wurden. Der Zwickel in der zu eng gewordenen Hose, der Flicker auf dem Bettlaken, der ausgewechselte Kragen am Oberhemd, all' das war in der Zeit bis noch kurz nach dem Zweiten Weltkrieg so üblich, wie es heute völlig vergessen ist. Alte Zeichnungen und Fotografien zeigen, daß geflickte Kleidung, insbesondere bei der Arbeit, der Normalfall war; Strümpfe, von oben bis unten gestopft, manchmal in den unterschiedlichsten Farben, waren keine Seltenheit. Nähkörbe (im städtisch-bürgerlichen Milieu: Nähtische), Nadelkissen und Stopfeier sind die Requisiten, die von dieser Beschäftigung zeugen, auf die in subtiler Weise die ganze Jungmädchenerziehung ausgerichtet war. Keine Fibel, in der nicht auch das Lob fleißiger und ordentlicher Stopf- und Flickkünste verkündet wurde. Kunstvolle Stick- und Flickmustertücher belegen die Geschicklichkeit der Frauen und Mädchen im Umgang mit Nadel und Faden: mit der zweckfrei-schönen Stickkunst erlernte das Mädchen gleichzeitig die Geduld und Fingerfertigkeit, die fürs Flicker notwendig war.



Vielfach geflicktes Nachthemd aus einem ärmlichen Bauernhaushalt. Berglen-Vorderweißbuch, erste Hälfte 20. Jahrhundert.



«Der Schuster auf der Stör», gemalt von Johann Baptist Pflug aus Biberach an der Riß im Jahre 1839

Auf der Stör

Die klassische Definition des Handwerkers ist die des *lokalen Warenproduzenten*. Doch diese Definition übersieht, daß insbesondere die dörflichen, aber auch viele städtische Handwerker von Reparaturarbeiten lebten. Über den Dorfschneider liest man in Carl Theodor Griesingers «Silhouetten aus Schwaben» von 1838: *Der Schneider hat selten etwas Neues zu machen, denn der Bauer läßt sich blos zwei neue Röcke machen, einmal an der Confirmation, und einmal an seinem Hochzeitstag. Was trägt aber das Flicker ein? Und muß er*

nicht, wenn etwas zu machen ist, es sei nun neu oder alt, zum Bauern und Wirth und Schultheiß und Pfarrer in's Haus gehen und darf nichts mitbringen als Nadel und Scheere, und man gibt ihm Faden und Futter und Tuch, und überdieß Spätzle und Erdbirnen, und am Ende des Tags noch 12–16 Kreuzer Löhnung. Johann Baptist Pflug hat zur gleichen Zeit ähnliche Situationen detailfreudig ins Bild gesetzt: Schneider und Schuster bei der Arbeit in wohlhabenden Bauernhäusern. *Auf der Stör*, so heißen diese Genrebildchen: auf der Stör war der Handwerker, der in regelmäßigem Turnus in die Häuser kam, um die erforderlichen Ausbesse-

rungen und Reparaturen durchzuführen. Der noch um die Jahrhundertwende im Schwäbischen bekannte Begriff macht deutlich, daß das ambulante Betreiben der Handwerkstätigkeit als «Störung» der Zunftregeln verstanden wurde. Und die Bezeichnungen Flickschuster, Flickschneider, Flecklesdieb (für Schneider) bezeugen ebenfalls das geringe Ansehen, das den Reparatur-Handwerkern entgegengebracht wurde.

Hafenbinder und Scherenschleifer

Noch geringer allerdings war das Ansehen der Kesselflicker, Hafenbinder und Scherenschleifer. Sie waren nicht dem Handwerk zugeordnet, was beim Flickschneider und Schuhbletzer immer noch der Fall war, sondern sie zählten zur Gruppe der Landfahrer und Bettler, zur besitz- und ehrlosen Vagabondage. Die im Schwäbischen Wörterbuch verzeichneten Redensarten halten dies fest: *Des sind Leut' wie d' Kessler und Landfahrer, Kesselflicker und Scherenschleifer hauen am Morgen einander d' Finger ab und lausen am Abend einander mit'm Stumpen.* Die Ambulanten, in den Verwaltungsberichten hießen sie manchmal auch die nomadisierenden Flickspezialisten, stammten aus Dörfern, die nur einen Teil ihrer Einwohner ernähren konnten: für viele hieß das lebenslange Wanderschaft, um anderer Leute Kessel zu flicken, Hafens zu klammern oder Schirme zu reparieren. Bei diesen Dörfern trat zum Schaden der Spott, denn das geringe Ansehen, das ihre wandernden Bewohner hatten, übertrug sich – etwa in Form von Necknamen – auf die Gemeinde. Hugo Moser hat diesen Namen in seinem *Schwäbischen Volkshumor* einen eigenen Abschnitt gewidmet.

Zeugen der Reparatürkultur sind selten

Dies sind nur einige Aspekte der Reparatürkultur. Ortsneckereien, Redensarten, Sprichwörter und mundartliche Wendungen künden in großer Zahl von der Bedeutung, die das Reparieren im dörflichen und kleinstädtischen Wirtschaftsleben einst hatte. Es verwundert freilich, daß sich in den Museen kaum Sachzeugen dieser früheren Flick- und Reparatürkünste erhalten haben. Selten einmal, daß die Tischdecke einer Museumsstube Flickens aufweist oder daß ein verdrahteter Krauttopf auf einem Küchenherd steht, noch seltener jedoch findet man in den Museen Hinweise auf das Reparieren als ein wichtiges Prinzip der *Ökonomie des Notbehelfs*, die über weite Strecken die Realität auch des württembergischen Volkslebens geprägt hat. Möglicherweise war es der heimliche Ästhetizismus der ersten

Sammler und Museumsrestauratoren, die nur dem Schönen, Guten und Unversehrten ein Recht in den Museen zugestehen wollten. Man weiß ja, daß die Museen in ihren Sammelbemühungen vielfach von einem Bild der «heilen» Vergangenheit ausgingen; und in dies Konzept fügte sich Kaputtes und Geflicktes nur schlecht ein.

Besser ein Kleid flicken als eines betteln. – Ein Geiziger läßt die Nadeln flicken. – Der ist wohl geschickt, der seine Hosen selber flickt. – Jetzt ist der Kittel scho gflickt (die Arbeit ist zu Ende). – Meister, d Arbeit ist fertig, soll i sie glei flicken? – Wer sein Häs (Kleid, Schuhe) ka selber flicken, braucht (dürf) 's net zum Schneider (Schuster) schicke. – Der will alle Leut de Säck flicke, ond die seine lat er d Mäus fresse. – Einen schlechten Menschen können alle Heiligen nicht mehr flicken. – Da hock i, da sitz i, da flick i mein Schuh, gib mir au a bissele Leder derzu (beim Fangspiel). Entnommen dem Schwäbischen Wörterbuch, Band 2, Tübingen 1908, Seite 1568.

Dieser Sutterkrug aus Steinzeug zeigte Risse und wurde mit Blechbandagen wieder stabilisiert. Aus der Gegend zwischen Tübingen und Hechingen, Anfang 20. Jahrhundert.



Das große Waldgebiet um den Ursprung von Großenz und Kleinzenz ist erst sehr spät erschlossen und besiedelt worden. Vor zwei Jahrtausenden hatten sich die Kelten außerhalb dieses Waldgebiets niedergelassen, und auch die Römer, die zu Beginn des ersten nachchristlichen Jahrhunderts in den Schwarzwald eingedrungen waren, mieden das obere Enztal. Wohl führten Pfade durch die Wälder und verbanden die Niederlassungen im Murg- und Nagoldtal, eigentliche Römerstraßen gab es jedoch nicht. Für die Alamannen, die gegen Ende des dritten Jahrhunderts in den Winkel zwischen Rhein und Donau eingefallen waren, für diese Siedler waren ebenfalls zunächst nur die leicht erreichbaren unteren Flußtäler und Flußgebiete begehrenswert.

Erst im Jahre 1145 wurde am Platz des heutigen Kurortes Enzklösterle ein kleines Kloster gegründet. Aber an der Tatsache, daß damals und noch weit bis in das späte Mittelalter hinein nur primitive Verbindungswege und Saumpfade in die oberen Täler der Groß- und Kleinzenz führten, änderte sich im Grunde nichts. Abgesehen vom Eigenbedarf der wenigen Bewohner, blieben die umliegenden großen Wälder ungenutzt. Es hätten ja auch keine Möglichkeiten für den Abtransport des Holzes bestanden. Das kleine Kloster ist zwischen 1413 und 1445 wieder aufgegeben worden. Es blieb nur ein Gehöft, ein Lehenshof, den man Enzhof oder die Enzmeierei nannte. Dieser Hof wurde 1599 von Herzog Friedrich von Württemberg käuflich erworben. In späteren Jahren kam es noch zu einigen weiteren Hofgründungen.

Eine erste Wende bei der Waldnutzung zeichnete sich anfangs des 17. Jahrhunderts ab, als durch die allgemeine Holznot der Rohstoff Holz wertvoller wurde und von Neuenbürg aus ein brauchbarer Verbindungsweg durch das obere Enztal zum Eisenerzwerk Christofstal bei Freudenstadt zur Verfügung stand: der sogenannte Erzweg, mit dessen Bau man schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts begonnen hatte. Mit dem 17. Jahrhundert kam in unserem Gebiet verstärkt die Flößerei in Gang. Die obere Enz, auch wilde Enz genannt, ist jedoch schon früher einigermaßen flößbar gemacht worden. Um das Flößen in dem nur wenig tiefen und relativ schmalen Flüßchen besser zu ermöglichen, baute man im Ursprungsgebiet zwei künstliche Seen – sogenannte Schwell- oder Floßweiher – den Poppel- und den Kaltenbachsee. Erst mit Hilfe der dort geschwellten, d. h. aufgestauten Wassermassen konn-

ten die Flöße die notwendige Trag- und Schubkraft erhalten.

Karl Eugens Holz-Kampagne

Die ganz große Wende für das Waldland des Nordschwarzwalds brachte das 18. Jahrhundert. Herzog Karl Eugen von Württemberg (1737–1793) brachte für seine aufwendigen und zahlreichen Schloßneubauten sowie für seine kostspielige Hofhaltung enorme Summen Geldes. Er setzte den Anfang für die ausgedehnten Holzhiebe, für die große *Holz-Kampagne*, die zwischen 1750 und 1800 die riesigen Wälder der Neuenbürger, Altensteiger und Freudenstädter Oberforste ausschaltete. Der Rummel begann im Oberforst Neuenbürg, zumal da dieser dem Stuttgarter Raum am nächsten lag und die Floßstraßen der Enz und Nagold schon vorhanden waren. Durch die Willkür des Landesherrn setzte in dem bisher stillen Nordschwarzwald eine stürmische und alles verändernde Zeit ein. Im oberen Enztal entstanden mehrere Waldarbeiter-Siedlungen wie Sprollenhaus, Gompelscheuer und Poppeltal; die schon vorhandenen Orte wuchsen merklich an. Holzhauer (man nannte sie auch nur Hauer), Flößer (Flözer), Köhler und Holz-Rießer (Rieser) bestimmten das Bild und das Geschehen im Tal. Mit ihrem Einzug hat erst die eigentliche Besiedlung in diesem Gebiet begonnen. *Holzfactoreien*, Holzeinschlags- und Handelsgesellschaften, kamen auf. Auch einzelne *Holzfactoren*, die meist zugleich Flößer waren, übernahmen den Holzeinschlag und das Roden, so der Oberfloßfaktor Elias Andreas Sprenger von Wildbad und der Flößer Johann Jakob Vollmer aus Calmbach. Es wurde Land für Äcker, Wiesen und Gebäude geschaffen. Die Leute, die sich fest ansiedelten, hieß man Kolonisten oder Filialisten.

Als die *Holz-Kampagne* voll in Gang kam, übertrug Herzog Karl Eugen den Holzeinschlag der Firma *Calwer Holländer Holzkompanie, Vischer und Comp. in Calw*. Zwar erhielt die Firma Lidell und Co. in Neuenbürg 1746 die Konzession für den Alleinfloßhandel auf Nagold, Enz und Neckar für Langholz, Stückholz und Scheiterholz; sie kam jedoch in Schwierigkeiten und ging als Gesellschafter in der Calwer Großfirma Vischer und Comp. auf. Schließlich wurde Lidell ausgebootet, und Vischer übernahm den Betrieb allein. Er erhielt vom Herzog 1764 bis 1788 den alleinigen Vertrags-Akkord für den Holzhandel, den Holz-Akkord.



Herstellung der Wieden. Im Bild oben ist links das leicht rauchende Wiedenhäuschen (Wiedenofen) zu sehen, in dem backofenähnlich die langen Äste und schwachen Stangen erhitzt werden. Unten ist das Drehen der Wieden mittels Wiedstange und Wiedstock (Wiedpflock) anschaulich gemacht. Ursprünglich und andernorts verwendete man echte Weiden (Wieden, Widden) für das Floßbinden. Mangels ausreichender Mengen an Weiden mußte im Schwarzwald ein mindestens gleichwertiger Ersatz gefunden werden; der alte Name aber blieb. Die fertigen Wieden wurden aufgerollt, gebündelt und gelagert.





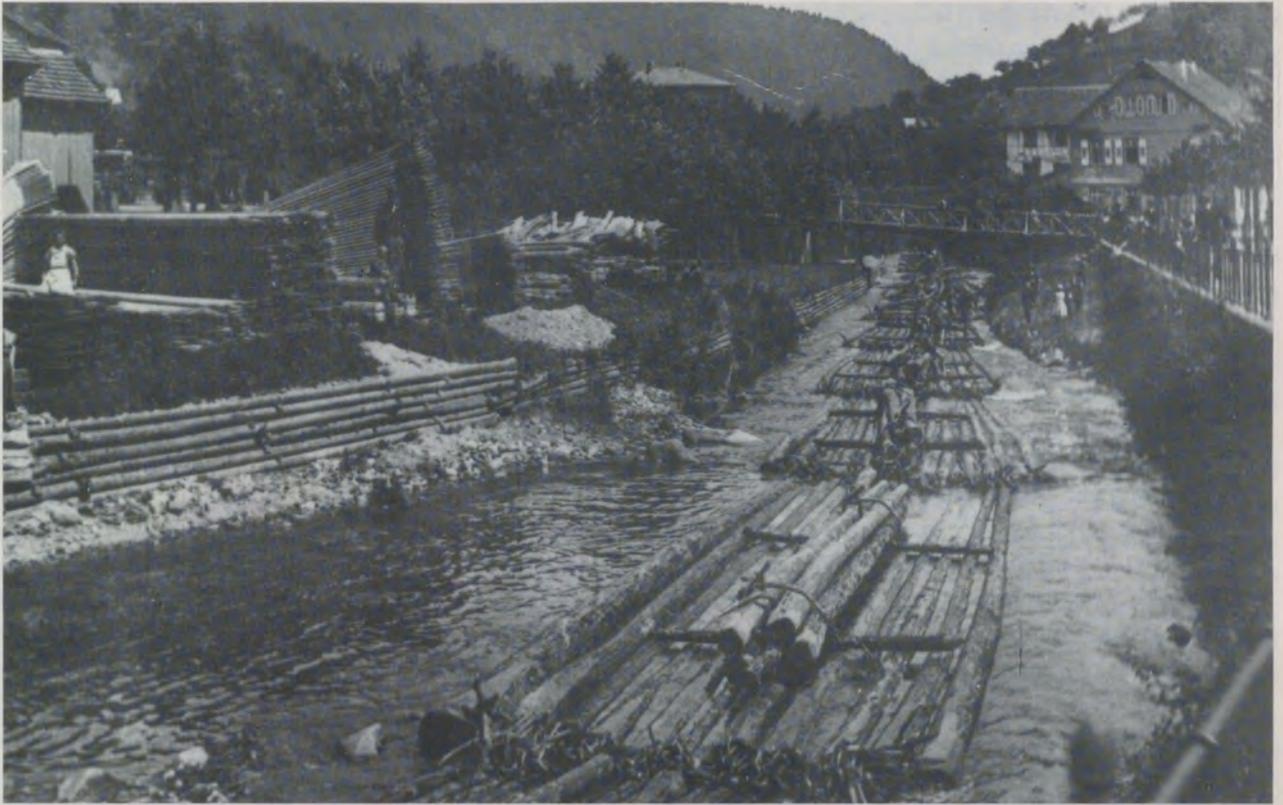
Diese Bilder machen das Aussehen einer Einbindstube deutlich und führen das Zusammenfügen, das Einbinden der Stämme zu einem Floß vor Augen. Mittels eiserner Ösen und Wieden wurden die einzelnen Floßtafeln, die Gestöre, zusammengebunden und die Gestöre aneinandergehängt. Vor dem Einschrauben der Ösen mußte vorgebohrt werden. Auf dem oberen Bild sind außerdem die Holz-Polter am Rande der Einbindstube zu erkennen. Das untere Bild zeigt im Hintergrund links ein fertiges Gestör mit den eingeschlungenen Wieden an beiden Enden. Die Aufnahmen wurden in der «Agenbacher Wasserstube» gemacht.





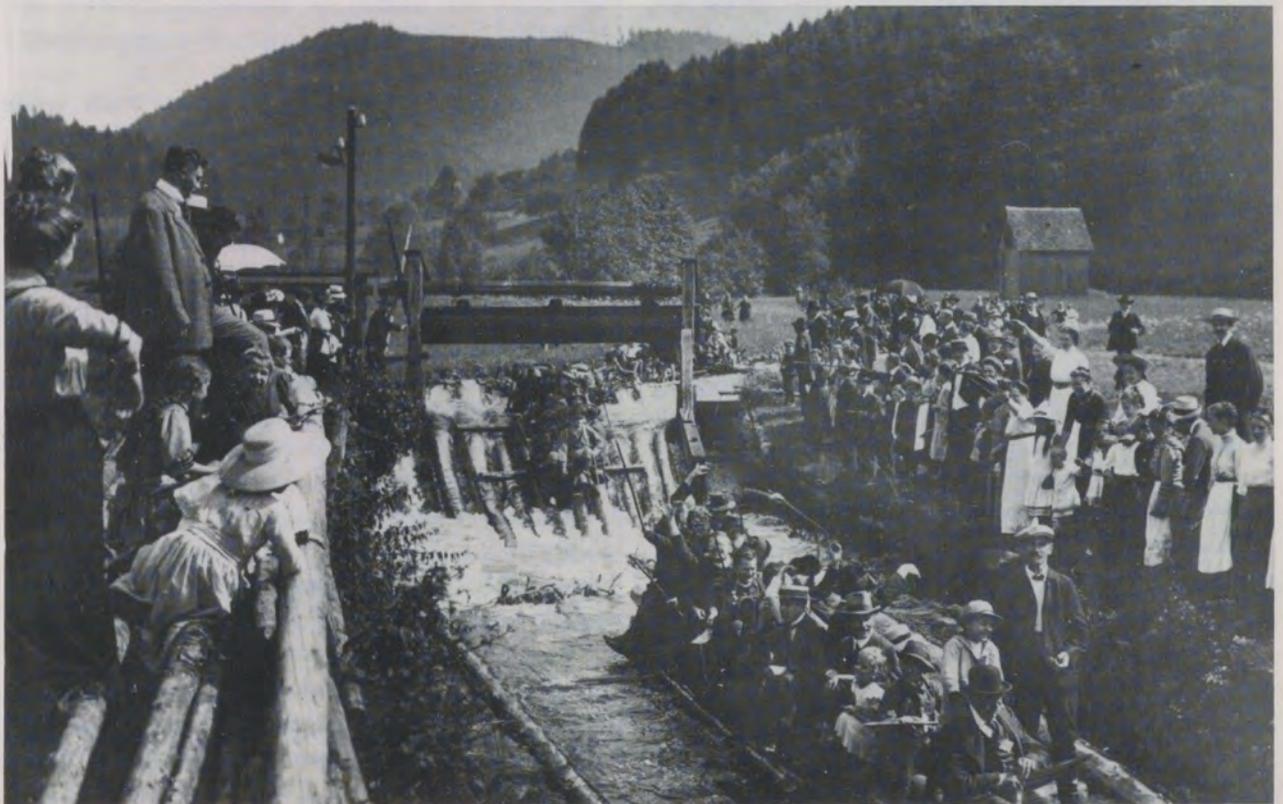
Die Flößer beginnen soeben mit dem Einbinden. Auf der Wiese im Hintergrund liegen vorbereitete Wieden. Typisch die schmale Flößeraxt und die hohen Flößerstiefel. Das untere Bild zeigt ein ca. 100 Meter langes, soweit erkennbar aus fünf Gestören zusammengesetztes Floß. Ganz vorne ist ziemlich klein der Floßführer zu sehen. Es gab auch Flöße über 200 Meter Länge; ihre Breite war auf vier Meter begrenzt. Das Leitgestör – Vorspitz – war schmäler und spitzer gebaut. Der Verlauf der Gewässer verlangte bewegliche Flöße. Die beiden Flößer in der Bildmitte mußten mit ihren Flößerstangen das Floß flott halten. Auf dem letzten Gestör war ab und zu ein Block als Sitzgelegenheit aufgebunden. Anscheinend nützten auch Förster und Forstwärter die Gelegenheit zur Talfahrt.





Eines der letzten echten Flöße auf der Großen Enz. Das Floß durchfährt gerade das Städtchen Wildbad und hat auf den Gestören sogenannte «Oblast» aufgebunden. Das untere Bild zeigt dagegen ein Floß, das nach der Jahrhundertwende eigens für ein Heimatfest im Klein-Enzthal bei Calmbach zurechtgemacht war. Das Bild ist vor allem durch die Stellfalle (Fallenschlag) in der Bildmitte interessant; sie wird links von einem Mann bedient und soeben vom Floß durchfahren.

Fotos: Die Aufnahmen stammen von Hofphotograph K. Blumenthal, Wildbad, aus der Zeit der Jahrhundertwende; heute Archiv Fotohaus v. Schoenebeck, Wildbad.



Bevorzugtes Objekt des Holzeinschlags und Handels waren die sogenannten Holländer, besonders starke Nadelholz-Stämme mit sehr anspruchsvollen Abmessungen. Stämme, welche die Ansprüche nicht erfüllten, nannte man Gemeinholz, was etwa unserem heutigen normalen Langholz entspricht. Der rigorose Holzeinschlag verlief unaufhaltsam talaufwärts und kletterte jeweils von der Talsohle die Berghänge hinauf. Die Holz-Rießer brachten das eingeschlagene Holz zur Floßstraße. Für die zahlreichen Buchen und Eichen der unteren Hanglagen hatte die *Kompanie* kein Interesse; man ließ sie stehen oder verwendete sie als Brennholz sowie als Meilerholz für die Köhlerei. In dieser Zeit der Wald-Devastation, die große Mengen Abfallhölzer brachte, erlebte das Köhlerhandwerk im oberen Enztal seinen Höhepunkt. Es war auch die Zeit der vielen kleinen Sägemühlen, von denen die meisten heute vergessen sind.

Das Holzflößen

Im Jahresablauf lag der Schwerpunkt des Holz-Flößens in der Zeit der Hochwässer, also zur Schneeschmelze und nach längeren starken Regenfällen. Natürlich wollte auch in der übrigen Zeit das Holz abtransportiert sein. Hier mußten Schwell- oder Floßweiher – Schwallungen – sowie Wasser- oder Floßstuben – man nannte sie auch Fallenstuben – die nötige Wassermenge, das Schwellwasser, liefern. Diese Stuben besaßen Floßmauern und Stellfallen (Fallenschläge) und waren nichts anderes als kleine Stauwehre, die nach Bedarf geöffnet und geschlossen werden konnten. Alle Einrichtungen, welche die Flößbarkeit eines Gewässers überhaupt gewährleisteten, waren gut aufeinander abgestimmt und bildeten ein wohldurchdachtes Wasser- und Stausystem. Es war sicher nicht immer leicht, dieses System während der Wasserklemme im Sommer funktionsfähig zu halten.

Die *geriefsten*, die zu Tal gebrachten Stämme, wurden mit Pferden oder Ochsen zu den Einbindestellen angerückt (geschleift) und dort gepoltert. Diese Einbindestellen waren meist zugleich Wasserstuben; man sprach deshalb auch von Einbindstuben. Hier wurden die Stämme zu Flößen eingebunden, d. h. zusammengefügt. Zum Einbinden verwendeten die Flößer oder Floßknechte sogenannte Wieden oder Floßwieden. Die Wieden mußten aus zähen, zuvor erhitzten Ästen oder schwachen Stängchen aus Fichte und Tanne, seltener aus Hasel und Eiche gedreht werden.

Das Ziel der ungezählten Flöße aus dem Gebiet des oberen Enztals war zunächst der große Umschlags-

platz bei Bissingen an der Enz nahe Ludwigsburg. Hier vereinigte man die Gestöre zu wesentlich größeren Flößen, und weiter ging die Fahrt auf dem Neckar zum Rhein, nach Mannheim. Dort oder erst in Andernach wurden die Riesenflöße für die Niederlande zusammengestellt, die bis 400 Meter lang, 80 Meter breit und fünf Meter mächtig sein konnten. Im Unterschied zu den Flößern, die auf großen und breiten Flüssen ihren Dienst versahen, nannte man die Flößer auf unseren engen und oft reißenden Mittelgebirgsflüßchen die Wildbachflößer; sie waren die härteren und verwegeneren Gesellen. Das letzte Floß ging im Jahre 1898 die Große Enz talabwärts; auf der Kleinen Enz dürfte der Zeitpunkt um 1917–19 gelegen haben.

Von großer Bedeutung war neben dem Verflößen des Langholzes das sogenannte Scheiterholzflößen in der Enz. Riesige Mengen Brennholz kamen auf dem Wasserweg in die *Holzgärten* bei Bissingen und Bietigheim, von wo aus nach Lagerung und Trocknung die Schlösser, Kasernen, Verwaltungen und auch die Porzellanmanufaktur in Ludwigsburg versorgt wurden.

Zwischen der Flößerei auf Enz, württembergischer Murg und Nagold bestanden enge Verbindungen allein dadurch, daß die *Calwer Holländer Holzkompanie* viele Jahrzehnte lang das Flößen auf den drei Gewässern unterhielt und die Flößer Angehörige der Kompanie waren. Es gab aber noch einige Besonderheiten, die kurz skizziert sein sollen.

Holz- und Scheiterwege

Die württembergische, obere Murg, auch wilde Murg genannt, wurde erst 1764 flößbar gemacht. Zwischen Schönmünzach und Forbach konnte wegen dem felsigen Bachbett auch später lange nicht geflößt werden. Zudem verlief hier die Landesgrenze zwischen Baden und Württemberg und damit zugleich die Zollgrenze. So kam es, daß das Floßholz oberhalb von Klosterreichenbach aus der Murg gezogen und auf dem *Baum- oder Bergweg* über Igelsberg nach Erzgrube zur dortigen Einbindestelle an der Nagold geschleift, d. h. mit Pferden und Ochsen gerückt werden mußte. Damit die Stämme bergauf leichter gleiten konnten, war der Weg bis zur Höhe mit Querhölzern aus 12 000 *jungen Thännchen*, sogenannten Bruckhölzern, belegt; der Weg hieß deshalb auch *Bruckholzweg*. Für die mächtigen Holländer-Stämme brauchte man bergauf starke Pferde; das Gemeinholz übernahmen Ochsespanne, denen zum sicheren Tritt auf den Bruckhölzern die Klauen *geritzt* worden waren. Die gesamte Anlage hatte auch den Namen *Thannenfuhrwerk* und war

von 1746 bis 1785 in Betrieb. Nach dem Einbinden des Holzes fuhren die Flöße auf der Nagold in die Enz und über den Neckar in den Rhein.

Eine weitere Besonderheit war die *Maschine* in Huzenbach, ein mechanischer Holzaufzug mit mehreren Podesten und Schleifrippen. Die genaue Konstruktion ist nicht bekannt; es wird jedoch vermutet, daß der Aufzug nach dem Prinzip eines Flaschenzugs arbeitete. Bei der Seebachmündung wurde das Langholz aus der Murg auf die Berghöhe gehievt. Von hier erfolgte der Weitertransport auf der Ax – auf der Achse – zum Poppelsee, also zur Enz oder nach Schorrental an der oberen Nagold. Anscheinend hat die *Maschine* nicht so richtig funktioniert und war nur kurze Zeit in Betrieb.

Erwähnung verdient auch der Bergweg von Schönmünz nach in das Große Enztal, der sogenannte Scheiterweg. Dieser entstand 1780/81 und war dazu bestimmt, das Prügel- und Scheiterholz, das bei Schönmünz nach am Rechen aus der Murg gezogen wurde, über die *Besenfelder Schwenke* – Schwenke war ein baumfreier Platz oberhalb einer Riese (Holzrutsche), auf dem die langen Baumstämme geschwenkt (gedreht) werden konnten – per Achse zum Kaltenbach-Stauweiher bei Gompelscheuer zu transportieren. Von hier aus ist das Holz, das vorwiegend für die Beheizung der Schlösser und Kasernen Verwendung fand, an den Bestimmungsort geflößt worden.

Wertvolle und detaillierte Einblicke in die Flößerei des Nordschwarzwalds vermittelt die Schrift des Oberamtmanns König aus Herrenalb, der 1785 das

Geschäftsgebaren der Calwer Holzkompanie einer kritischen Betrachtung unterzog. Die Schrift trägt den Titel *Bruchstücke des In- und Ausländischen Flozholz-Handels in dem Herzogthum Württemberg*. Diese Schrift wurde zwar gedruckt, jedoch nicht ausgeliefert; die Württembergische Landesbibliothek in Stuttgart verwahrt ein Exemplar.

Mit einem Blick auf die Flößerei im badischen Teil des Schwarzwalds darf noch angefügt werden, daß die Traditionen der benachbarten Murgschiffer und der Schifferschaften im Kinzigtal älter und durch die größeren Flößerzünfte mit ihren Regeln, Bräuchen und Rangordnungen auch stärker entwickelt gewesen sind. Aber auch im württembergischen Gebiet hielten die Flößer viel auf ihren Berufsstand. Waren die wichtigsten Flößerorte drüben Forbach, Gernsbach, Schiltach, Wolfach und Haslach, so waren es hier Enzklösterle – Gompelscheuer – Wildbad, Calmbach, Neuenbürg und Calw. Floßämter und Floßordnungen sorgten hüben wie drüben für die Einhaltung notwendiger Regelungen.

Packende und anschauliche Schilderungen über das Flößergewerbe und das damals emsige, bunte Treiben im Schwarzwald vermitteln uns die Geschichte von Wilhelm Hauff *Das kalte Herz* und die Erzählungen von Heinrich Hansjakob in *Waldleute*.

Durch sein wertvolles Holz und über die Flößerei ist der Schwarzwald im 18. und frühen 19. Jahrhundert bis in ferne Länder bekannt und berühmt geworden. Man glaubt zu spüren, daß er auch heute noch vom Glanz dieser für ihn großen und umwälzenden Zeit ein wenig zehrt.

Ein Stausee soll den Neckar kühlen

Josef F. Klein

Damit es dem Neckar nicht zu heiß wird, braucht er dringend mehr Wasser. Ein Stausee oder auch zwei am Oberlauf des 367 Kilometer langen Flusses – das wäre Abhilfe und Rettung, ehe der Neckarkanal im eigenen eutrophierten Saft erstickt. Schuld daran ist nicht die Schifffahrt, obwohl die für einen befahrbaren Wasserstand notwendige Stauhaltung den Fluß träge gemacht hat. In diesem Fall geht es jedoch um den zunehmenden *großen Durst der Großkraftwerke*, wie es eine Tageszeitung treffend formuliert hat.

Acht Kraftwerke entnehmen zur Zeit dem Neckar Kühlwasser und lassen es entsprechend aufgeheizt wieder zurückfließen. Sieben davon werden in den nächsten zehn bis zwölf Jahren ihre Kapazitäten zum Teil recht spürbar erweitern. Das geht nicht ohne neuen Kühlwasserbedarf. Dafür müssen dann

10,5 Millionen Kubikmeter mehr Neckarwasser bereitgehalten werden. Den ganz *großen Durst* haben künftig die Kraftwerke Altbach, Gaisburg, Marbach, Neckarwestheim und Heilbronn – drei Kohlekraftwerke, ein Atomkraftwerk und ein Kraftwerk, das mit schwerem Heizöl betrieben wird.

Vier mögliche Standorte

Die Landesregierung von Baden-Württemberg läßt zur Zeit mögliche Standorte für diesen Stausee untersuchen. Gerhard Weiser als der zuständige Minister ist nicht nur für die Planung verantwortlich; vor Ort stellt er sich auch meist recht konträren Diskussionen. Denn niemand, weder Kreis- und Gemeinderäte noch «Normalbürger», will in der Nachbar-

schaft einen solchen See haben. Und das, obwohl man ihnen eine solche nicht unbeachtliche Wasserfläche für Naherholung, Fremdenverkehr sowie als Hochwasserbremse schmackhaft machen will. Nach allerersten Grundsatzuntersuchungen sind das Tal der Kleinen Enz bei Wildbad, das Waldachtal bei Nagold (beide Kreis Calw), das Eyachtal zwischen Balingen und Haigerloch (Zollernalbkreis) und das Bühlertal bei Tübingen in die engere Wahl gekommen.

Mit den Menschenkonzentrationen in Ballungsgebieten und mit zunehmender Industrialisierung war der Neckar nach dem Zweiten Weltkrieg sehr schnell zum verschmutzten Problemfluß geworden – vor allem dort, wo man ihn auch schiffbar gemacht hatte. Schnell mußte man am Rande des Flusses die letzten Badeanstalten schließen. Und obwohl zunehmender Kläranlagenbau die Güte des Wassers seit 1976 wieder um zwei Klassen besser werden ließ, ist ein Schwimmen im Fluß aus gesundheitlichen Gründen nach wie vor nicht anzuraten und deshalb auch verboten.

Probleme der Schifffahrt

Die Idee, den Neckar mit Fremdwasser anzureichern, hatte interessanterweise trotzdem lange nichts mit der schlechten Wasserqualität zu tun. 1960, als der *Vater des Neckarkanals*, Professor Dr. e. h. Otto Konz, den Gedanken erstmals aussprach, hatte er nur Schifffahrtsprobleme bei Niedrigwasser im Auge. Ihm schwebte ein Speicher im Neckartal bei Wernau vor, unter Ausnützung der dortigen Baggerseen. Am Wochenende, wenn der Schifffahrtsbetrieb ruhte, sollte hier Neckarwasser zurückgehalten werden, das dann von Montag bis Freitag für einen höheren Pegelstand hätte sorgen sollen. Zu diesem «Wochenspeicherbecken» sollte auf dem Plochinger Kopf noch ein Pumpspeicherbecken kommen. Lange hat man von diesen Plänen jedoch nicht gesprochen.

Neun Jahre später, der Plochinger Neckarhafen war kaum eingeweiht, sollte Donauwasser in den Neckar fließen. Da ging es dann allerdings schon nicht mehr um jenen utopischen Neckar-Donau-Kanal, der die Schwäbische Alb mit imposanten Hebewerken hätte überbrücken müssen. Vielmehr sprach man im Bundesverkehrsministerium von der Vorplanung für eine Rohrleitung von der Donau zum Neckar – natürlich ebenfalls über die Alb. Auch dabei hatte man keineswegs eine Verbesserung der Wasserqualität, sondern wieder nur die Schifffahrt im Auge. Ende 1977 forderte dann der Verein Neckarhafen Plochingen Donau- und Illerwasser für

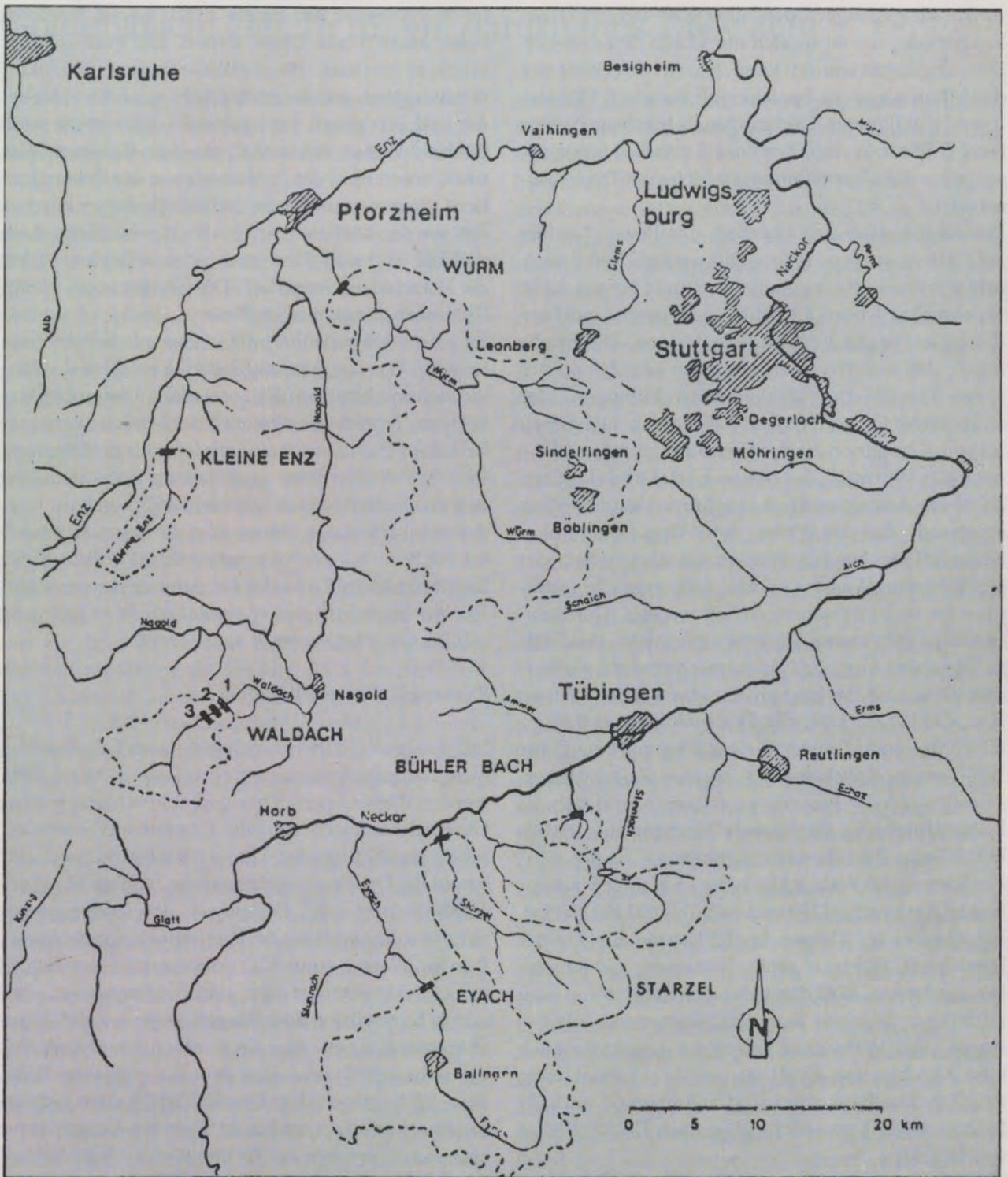
den Neckar; und erstmals war von einer bitter notwendigen Verbesserung der Gewässerqualität die Rede. Aber auch ohne daß solche Hilfen wahr geworden wären, konnte das Wasserwirtschaftsamt Kirchheim im November 1978 feststellen: *Der Neckar ist jetzt ein sauberer Fluß!* Zu diesem Zeitpunkt waren nämlich über 90 Prozent der erforderlichen Kläranlagen endlich vorhanden. Sogenannte Regenbecken trugen weiterhin zu sauberem Neckarwasser bei, – weil sich viel Schmutz in ihnen absetzt, ehe das hier zusammenlaufende Regenwasser in den Fluß geleitet wird.

Kraftwerke brauchen Kühlwasser

Während der Neckar zunehmend reiner wurde, stellte sich ein neues Malheur ein: Die Erwärmung durch das Kühlsystem der Kraftwerksanlagen. Zunächst wurde mit dem Wasser direkt gekühlt, was eine ganz besonders starke Flußerwärmung beim Rückfluß bedeutete. Die Neuinstallation einer solchen reinen Durchlaufkühlung ist inzwischen nicht mehr zulässig. Vor allem für größere Anlagen, wie zum Beispiel Wärmekraftwerke, ist Verdunstungskühlung über sogenannte Kühltürme vorgeschrieben. Da fließt dann kein Wasser in den Neckar zurück: Es verdampft ganz einfach. Der Fluß wird also nicht aufgeheizt, aber er verliert Wasser. Beim Kernkraftwerk Neckarwestheim sind das in der Sekunde rund 800 Liter. Das gibt aus.

Mehr Wasserentnahmen für Kühlzwecke jeder Art können deshalb, so Umweltminister Gerhard Weiser, in Niedrigwasserzeiten nicht mehr zugelassen werden: *Um die weitere Entwicklung im mittleren Neckarraum – insbesondere die Erweiterung bestehender oder den Bau neuer Wärmekraftwerke – nicht zu blockieren, muß neben der Umstellung der Durchlaufkühlung bei bestehenden Anlagen auf Verdunstungskühlung auch der Ausgleich der Verdunstungswasserverluste in Engpaßzeiten sichergestellt werden. Da eine Überleitung von Wasser aus anderen Flußgebieten in den Neckar auf absehbare Zeit nicht möglich ist, muß das Ausgleichswasser in Speichern im Neckareinzugsgebiet bereitgestellt werden!*

Der Minister erinnert daran, daß die Diskussion ja gar nicht so neu sei, wie man jetzt tue. Schon 1978 habe die Landesregierung eine generelle Studie darüber anfertigen lassen, wo im Einzugsgebiet des Neckars überhaupt Speicher denkbar sind. Im Gespräch war damals übrigens auch eine dritte Bodenseewasserleitung, die als Zulieferer für den Neckar allerdings von den Bodensee-Anrainern Bayern, Österreich und der Schweiz kaum Zustimmung erhalten hätte. Trinkwasser ja, Brauchwasser nein – dazu ist das Bodenseewasser zu kostbar.



Würm, Kleine Enz, Waldach, Bühler Bach, Eyach und Starzel kamen in die engere Wahl. Inzwischen sind vier Täler für ein mögliches Staubecken übriggeblieben: die Kleine Enz bei Wildbad, das Waldachtal bei Nagold, das Eyachtal zwischen Balingen und Haigerloch sowie das Bühlertal bei Tübingen.

Speichervolumen 10,5 Mio. m³

Die Speichergöße muß so gewählt werden, daß, wenn am Pegel der Staustufe Lauffen eine bestimmte Wasserführung unterschritten wird (weniger als 25 Kubikmeter

Wasserführung pro Sekunde), auch während langer Niedrigwasserperioden noch Zusatzwasser eingespeist werden kann und Betriebseinschränkungen . . . nicht notwendig werden! Und so wurde von den Verantwortlichen bei der Ermittlung der erforderlichen Speichergöße

davon ausgegangen, daß auch eine längere Trockenperiode, soweit sie sich nur alle 15 Jahre wiederholt, abgedeckt werden kann. Daraus errechnet sich das schon genannte Speichervolumen von 10,5 Millionen Kubikmeter. Und nochmals Minister Weiser: *Diese Größe stellt einen Kompromiß zwischen Jahren mit günstigen Abflußverhältnissen und extremen Trockenjahren dar!*

Zunächst hatten sich oberhalb des Pegels Lauffen acht Standorte angeboten. Diese möglichen Standorte wurden in einer generellen Studie vergleichend untersucht, wobei ausschließlich bereits vorhandene Unterlagen Verwendung fanden. Die Studie ergab, daß nur drei Speicherstellen von den acht in Frage kämen: Das Bühlertal bei Tübingen, das Eyachtal bei Haigerloch und das Waldachtal bei Haiterbach. In einer Variantenstudie wurden dann noch das Würmtal, das Kleine Enztal und das Starzeltal ins Auge gefaßt. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß das Wasser der Würm ein zu hohes Nährstoffangebot für Wasserorganismen hat; das gespeicherte Wasser würde unweigerlich eutrophieren, d. h. zu nährstoffreich werden. Der Stausee wäre damit zum Absterben verurteilt. Das Starzeltal schied aus, weil der Untergrund zu wasserdurchlässig ist. So blieben also das Tal der Kleinen Enz, das Waldachtal, das Eyachtal und das Bühlertal übrig. Und Minister Weiser ging auf eine *Good-Will-Tour im Speicherpoker* – so eine Zeitungsüberschrift –, um die Projekte zu erläutern und sich die bisher durchweg ablehnende Meinung der jeweils betroffenen Bevölkerung anzuhören.

Ein Stausee im Waldachtal hätte 95 Hektar Flächenbedarf, im Eyachtal 170 und im Bühlertal 100 Hektar. Ein Stausee im Kleinen Enztal könnte anstelle der benötigten 10,5 nur sechs Millionen Kubikmeter Wasser fassen. Weil das nicht ausreicht, denkt man auch über folgende Kombinationen nach: Kleines Enztal plus Waldachtal oder plus Eyachtal. Auch eine Kombination Eyachtal und Waldachtal wäre möglich. Die Baukosten sind zwischen 60 und 155 Millionen Mark veranschlagt, je nach Flächenbedarf des Objekts.

Protest der Bewohner

In der bisherigen Ablehnung aller Projekte durch Bürger wie Bürgermeister spielen Argumente wie Klimaveränderung, mögliche Zerstörung von Quellvorkommen, massiver Eingriff in die Natur, Kosten für neue Verkehrserschließungen tragende Rollen. Im Kleinen Enztal sieht man einen Stausee keineswegs als Fremdenverkehrsattraktion, sondern als Abschreckung auf die Touristen, die dann

im Spätsommer vor einem abgelassenen Speicher voller Matsch und Dreck stehen. Die Waldachtäler sehen es genauso. Sie reklamieren auch 95 Hektar überwiegend waldwirtschaftlich genutzte Fläche, die verloren ginge. Im Eyachtal konfrontierte man Gerhard Weiser mit apokalyptischen Visionen: Was wäre, wenn es in der Erdbebenzone des Zollerngrabens wieder einmal rumore, der Speicher beschädigt werde, das Salzbergwerk Stetten bei Haigerloch vollaufe und sich dann auch noch Salzwasser über die Landschaft ergieße? Die Angst vor einem Dambruch spielt überall mit.

Bei diesem Vorhaben hört die kommunale Selbstverwaltung auf! Das hat man im Kleinen Enztal bei der Diskussion mit Minister Weiser Anfang Dezember klar erkannt. Trotzdem zeigte sich der Minister verbindlich: *Zehn Diskussionen sind mir lieber als ein Polizeieinsatz!* Er ließ allerdings auch keinen Zweifel daran, daß an einem der Standorte schließlich gebaut werden müsse. Einzige Alternative, die kaum zu erwarten ist: *Wenn mir einer eine realisierbare Kühltechnik für Kraftwerke bis 1988 erfunden hat, dann werden wir keinen Speicher bauen, nur weil er geplant ist. Es ist jeder eingeladen zum Wettbewerb in dieser Frage!*

Planungsauftrag in Bälde

Im Mai/Juni 1983 wird man auf jeden Fall den Planungsauftrag formulieren. Frühestens Mitte 1984 werden diese Untersuchungen abgeschlossen sein. Gerhard Knobloch von der Abteilung Wasserwirtschaft des Stuttgarter Umweltministeriums: *Dann kommt die Entscheidungsfindung für welchen Standort, der Kabinettsbeschluß, die Fertigung der Genehmigungspläne und die Einleitung des Planfeststellungsverfahrens.* Der für Wasser- und Kulturbau zuständige Regierungsbaudirektor ist sich darüber im klaren, daß durch Einsprüche und Klagen weitere zehn Jahre vergehen können. *Aber Kraftwerke haben ja auch eine Planungs- und Bauphase von zehn bis zwölf Jahren!* Was den Widerstand der Gemeinden anbelangt, so meint er, könne über Nacht auch ein Umschwung eintreten, wenn man aus der Entwicklung dann die Vorteile erkennt. Und er erinnert an den Stausee Erzgrube oberhalb von Altensteig. *Anfangs war alles dagegen; heute ist auf jedem Gemeindeprospekt das Bild vom Stausee drauf.*

Man kann also nur hoffen, daß das oder die zwei Speicherbecken, die dem Neckar überleben helfen sollen, wirklich eines Tages unsere Natur bereichern – oder zumindest nicht verunstalten. Der Bürger kann hier entscheidend mitreden, und er hat es bisher auch getan.

Goldersbach: Gefahr für ein naturnahes Talsystem

Man muß schon weit zurückblättern, wenn man die Resolution sucht, die der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND wegen des geplanten Regenwasser-Rückhaltebeckens im Oberlauf des Goldersbachs beschlossen hat: Am 9. Oktober 1976 ist diese Resolution auf der Mitgliederversammlung in Urach verabschiedet worden. In ihr werden alle beteiligten Behörden und Dienststellen dringend gebeten, vor einem so schwerwiegenden Eingriff in die Erholungslandschaft des Naturparks Schönbuch die Abflußverhältnisse im gesamten Einzugsgebiet festzustellen und die Maßnahmen zu prüfen, mit denen in Tübingen-Lustnau die Durchflußverhältnisse zur Abwendung der Hochwassergefahr verbessert werden können. Zugleich wird darauf hingewiesen, daß an den Hochwassern in Lustnau nicht allein die Bäche des Schönbuchs schuldig sind, sondern daß dabei auch bauliche Veränderungen in den Tieflagen des Ortsteils Lustnau und die fortschreitende Bebauung der umgebenden Höhenlagen schuldig sind.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND, insbesondere seine Ortsgruppe Tübingen, verfolgt aufmerksam die Diskussion um dieses Projekt. Der Heimatbund hat auch aufmerksam registriert, daß im Heft 2/83 der Zeitschrift KOSMOS unter der obigen Überschrift ein Plädoyer von Dr. H. Günzl für eine Landschaft ohne jeden wasserwirtschaftlichen Eingriff erschienen ist. Wir drucken diesen Aufruf hier mit freundlicher Genehmigung von Verlag und Autor ab.

Von den dichtbesiedelten Stadtlandschaften um Stuttgart, Reutlingen und Tübingen und den intensiv genutzten Ackerbaugebieten des Gäus und der Filderebene umgeben, bildet der Naturpark Schönbuch einen ausgedehnten naturnahen Rest des Keuperberglandes. Das einstige Jagdrevier der württembergischen Landesherren blieb uns inmitten einer biologisch verarmten Zivilisationslandschaft als weitgehend naturgeprägte Oase von besonderem landschaftlichem Reiz und ökologischem Wert erhalten. Schon 1961 wurde der Schönbuch Landschaftsschutzgebiet, 1974 erfolgte die Ausweisung als Naturpark.

Der größte Teil des Schönbuchs gehört zum Einzugsgebiet des Goldersbachs, dessen geweihartig verzweigtes Talsystem die Keuperschichten in eine Vielzahl von Höhenrücken zerlegt hat. Steile Klüften führen das Wasser den tief eingeschnittenen Tälern zu, in denen sich die Bäche in weitgehend natürlichem Lauf durch feuchte Wiesen und Auwaldreste schlängeln. Wohl kaum irgendwo anders dürfte sich ein so ausgedehntes naturnahes Talsystem wiederfinden. Größe und natürliche Aus-

stattung machen es zum hervorragenden Refugium für die Flora und Fauna der Mittelgebirgsbäche und ihrer Auen.

Im klaren Wasser tummeln sich Forellen, Elritzen und Groppen. Das seltene Bachneunauge bewohnt die sandig-schlammigen Anschwemmungen der strömungsschwachen Bereiche, während sich der empfindliche Steinkrebs im groben Geröll versteckt. Die Wasseramsel taucht nach den Insektenlarven und Kleinkrebsen, die die unverschmutzten Bäche in hoher Dichte besiedeln.

Aber wie so viele Bäche im Land sollen nun auch die Schönbuchbäche ihren Tribut an die Zivilisation entrichten. Weit fortgeschritten sind die Planungen für ein Hochwasserrückhaltebecken im Tal der Schaich, und nun werden solche Becken auch für das Goldersbach- und das Kirnbachtal diskutiert. Bis zu 25 Meter hohe Erddämme sollen die Täler abriegeln. Sie würden gewaltige Fremdkörper in der Landschaft bilden.

Aus biologischer Sicht bedeutet der Einbau von Dämmen die Zerstückelung des Bachökosystems. Die Tierwanderungen zum Ausgleich der Abdrift würden an den Stauanlagen ihr Ende finden. Jeder Rückstau würde aber auch die Strömungsgeschwindigkeit in mehr oder weniger langen Bachabschnitten so weit herabsetzen, daß die gegen Sauerstoffmangel und hohe Temperaturen empfindlichen Organismen des Forellenbachs absterben würden. Da die Keuperbäche bei stärkerer Wasserführung große Mengen der leicht erodierbaren Mergel talwärts schwemmen, käme es hinter den Staudämmen zu rasch anwachsenden Schlammablagerungen, deren Beseitigung und Deponierung weitere Landschaftsschäden nach sich ziehen würden.

So notwendig es nach dem totalen Ausbau unserer Flüsse und der großflächigen Überbauung der Talauen sein mag, das Wasser in den Oberläufen zurückzuhalten, im Schönbuch muß zugunsten der Erhaltung einer wertvollen Tallandschaft auf den Bau von Rückhaltebecken verzichtet werden! Der Einfluß des aus einem niederschlagsarmen Waldgebiet kommenden Goldersbachs auf den Wasserstand des Neckars ist vernachlässigbar gering, und im Ortsbereich von Tübingen-Lustnau wurde das Bachbett bereits so weit ausgebaut, daß kaum mehr mit Überflutungen zu rechnen ist. Zusätzliche Schutzmaßnahmen vor und in dem tiefliegenden Ortsteil, der in der Vergangenheit von Hochwasserschäden betroffen war, könnten das Risiko noch weiter herabsetzen.



Stark geschädigter Bestand von Weißtanne (*Abies pectinata*)

«Bäume von der traurigen Gestalt» Stirbt unser Wald?

Lothar Zier

Die ersten Hiobsbotschaften kamen schon vor Jahren aus den USA und später aus Kanada: *Mysteriöse Baumkrankheit befällt riesige Nadelwaldgebiete!* In Europa begann es in Skandinavien, wo nicht nur Bäume kränkelten, sondern auch Seen versauerten, in denen dann kaum noch Fische gediehen. Die Schäden zeigten sich auch weitab der Industriezentren, und man hatte einige Mühe, dafür Erklärungen zu finden, wollte man zivilisationsbedingte Umwelteinflüsse als Verursacher verantwortlich machen. Doch man wurde fündig. Von Umweltschützern und Umweltschutzbehörden in die Enge getrieben, hatte die Großindustrie zur «Politik der hohen Schornsteine» gegriffen. Die Ferndrift machte es möglich, daß das Umfeld der Anlagen mit zunehmend besseren Luftwerten aufwarten konnte. So behaupten heute die Skandinavier sicherlich nicht zu unrecht, vornehmlich die mitteleuropäischen Industrie-Emissionen seien für den Tod von Baum und Fisch in ihrem Lande verantwortlich.

Doch auch Mitteleuropa blieb nicht verschont. Aus dem Schwarzwald wurde das Siechtum der Tannen vermeldet. Nachrichten von katastrophalen Schäden in den Wäldern des bayerisch-böhmischen Grenzgebietes sollten folgen. Im Verlaufe des Jahres 1982 hat es dann auch das Land zwischen Donau und Oberschwaben erwischt. Immer schäbiger wird seither das Nadelkleid der oberschwäbischen Fichtenwälder. Besonders an exponierten Waldrandlagen begegnen uns die «Bäume von der traurigen Gestalt» mit den schütterten Kronen. Anstelle von saftigem Grün leuchten Braun-, Rot- und Gelbtöne aus den Wipfelpartien. Und dazwischen zeigt sich an, was uns erwartet: Kahle entnadelte Baumleichen ohne Kraft und Saft!

Die Ursachen können vom Forstmann vor Ort kaum ermittelt werden, denn die uns bekannten forstschädlichen Pilze oder Insekten sind es nicht, die den Nadelregen auslösen. Die Dimension ist neu, sowohl vom Schadbild als auch vom Ausmaß. Nicht

einmal das Wetter läßt sich als Schadfaktor überführen. Hat es doch – nach meinen Aufzeichnungen – im sogenannten Trockenjahr 1982 in Königseggwald sogar 200 mm mehr geregnet, gemessen am langjährigen Jahresmittel.

Die Wissenschaftler rückten auf den Plan und fanden Ursachen, mit letzter Sicherheit jedoch nicht *die* Ursache. Deshalb geht das Forschen und das Sterben weiter, bis man letztlich genau weiß, woran der Wald gestorben ist! Kommt dann das Schwefeldioxyd, das Stickoxyd, das Ozon, das Fluor oder ein x-beliebiges Schwermetall oder kommen alle zusammen auf die Anklagebank?

Die Prognose ist düster. Dank der Wirtschaftskrise kocht auch die Forst- und Holzwirtschaft auf Sparflamme. Fichtenstammholz ist gegenwärtig nur in

geringem Umfang absetzbar. Im Frühjahr warten die Borkenkäfer auf ihre Stunde. Geschwächte, kränkelnde Fichtenstämme werden mit Vorliebe als «Brutbäume» ausgewählt. Sie haben – aufgrund ihrer nurmehr geringen Vitalität – keine Chance, den Ansturm der Borkenkäfer zu überleben. Gegen Käfer hilft Gift. Ein Gift, das Schad- und Nutzinsekten in gleicher Weise tötet, auch die bunten Schmetterlinge. Die Frage ist berechtigt: Wenn man das möglicherweise massenhaft anfallende Schadholz nicht mehr vermarkten kann, lohnen sich dann überhaupt noch Einschlag und Aufbereitung? Kann man diese Arbeiten dann noch finanzieren?

Fazit: Die Vision vom Wanderer zwischen toten – noch stehenden – Bäumen, in abgestorbenen Wäldern scheint nicht mehr fern.

Das Krankheitsbild
an der Weißtanne:
Nadelverlust



Pilze und Bakterien, Käfer und Vögel haben dem
geschwächten Baum sichtbar zugesetzt.
Ist das die Zukunft des deutschen Waldes?



Waldsterben – oder ein Pfennig mehr pro Kilowattstunde

Bernd Roling

Das Expertengespräch am 25. Januar fand aus gutem Grund mitten im Schwäbisch-Fränkischen Wald bei Kaisersbach statt, denn dort gibt es einen 22 Hektar großen Bannwald namens Steinhäusle, in dem die forstliche Nutzung seit 1969 ruht. Und dort konnten die Experten vor Beginn der Tagung einen dramatischen Eindruck vom Waldsterben gewinnen: Im Steinhäusle sind 50 Prozent der Tannen abgestorben, der Rest ist krank. Und da im Bannwald keine kranken Bäume entfernt werden – anders als im Wirtschaftswald, wo man die Verbreitung von Käferbefall verhindern will – sieht man hier deutlich, welch enorme Schäden das Waldsterben inzwischen verursacht. Im Steinhäusle gewannen die Experten auch einen Eindruck davon, mit welcher Ranz das Problem zunimmt: vor zwei Jahren waren hier erst wenige Fichten erkrankt, heute gibt es keine einzige gesunde Fichte mehr. Das ist schlimm! Da war man sich schnell einig. Und Prof. Günther Reichelt vom Landesnaturschutzverband fand auch kaum ernsthaften Widerspruch, als er meinte: *Diese Waldgeneration ist nicht mehr zu retten. Spätestens 1994 sind alle kranken Bäume tot!*

Entscheidende Ursache: die schlechte Luft. Und die wichtigsten Schadstoffe waren gleich zu Beginn des Expertengesprächs schnell aufgezählt: Schwefeldioxyd, Stickoxyde, Schwermetalle. Nach Ansicht von Prof. Uwe Arndt vom Institut für Landeskultur und Pflanzenökologie an der Universität Hohenheim ist es indes müßig, sich darüber zu streiten, mit wieviel Prozent welcher Schadstoff am Waldsterben beteiligt sei, denn die Kombination der Schadstoffe bringe unter Umständen erst die verheerende Wirkung mit sich. Auch wenn man sage, das SO_2 sei niedrig im Wald oder der saure Niederschlag oder der Ozon sei niedrig, dann könnten diese geringen Luftverunreinigungen doch in der Kombination zu einer ganz gefährlichen Wirkung führen. *Das schaukelt sich gegenseitig hoch*, ergänzte Prof. Erwin Nießlein vom Institut für Forstpolitik an der Universität Freiburg. Die Natur sei viel komplizierter und komplexer als technische Materien, und deshalb sei auch nicht damit zu rechnen, innerhalb kürzester Zeit exakte Ursachenanalysen über das Waldsterben zu bekommen. Professor Nießlein glaubt, daß politische Entscheidungen als Entscheidungen in Unsicherheit zu fällen sind. *Wenn Sie eine Einbruchversicherung abschließen, wissen Sie auch nicht, ob der Dieb jemals kommt, aber trotzdem riskieren Sie keine Unterversicherung.* Und so müsse auch alles Mögliche getan

werden, um das Waldsterben zu bremsen. Zu dem Einwand der Industrie, vielleicht treffe man falsche Gegenmaßnahmen und verpulvere Milliardensummen, meinte Nießlein, eine Verringerung der Luftverschmutzung könne auf gar keinen Fall eine falsche Maßnahme sein. Sie gehe auf jeden Fall in die richtige Richtung, die Lebensqualität zu verbessern, und werde von breiten Bevölkerungskreisen gewünscht. Nach seinen Untersuchungen sind 96 Prozent der Bundesbürger dafür, auch bei hohen Kosten die Luftqualität zu verbessern. Fazit von Prof. Erwin Nießlein: *Egal wie der naturwissenschaftliche Zusammenhang im Wald gesehen wird, umweltpolitisch ist es eine richtige und notwendige Maßnahme, die Luftqualität zu verbessern.*

Im folgenden konzentrierte sich das Expertengespräch der Landesregierung von Baden-Württemberg dann auf das Problem der Rauchgasentschwefelung bei den Kohlekraftwerken. Der Stuttgarter Regierungspräsident Dr. Manfred Bulling erläuterte, der Schwefelausstoß in der Bundesrepublik habe inzwischen riesige Ausmaße angenommen. 3,5 Millionen Tonnen würden jährlich in die Luft geblasen, eine Menge, mit der man 62000 Güterwagen füllen könne. 40 Prozent dieses Schwefelausstoßes werde vom Wind ins Ausland getrieben, aber eine enorme Menge belaste auch die heimische Luft. Hinzu komme der Schwefel aus dem Ausland. Also, das Problem sei nicht auf nationaler Ebene oder gar auf Landesebene in den Griff zu kriegen, aber einer müsse den Anfang machen, dem Schwefelproblem beizukommen. Wenn Baden-Württemberg drastische Maßnahmen einleite, dann habe es auch bei Verhandlungen mit Nachbarländern eine stärkere Position.

Regierungspräsident Bulling verwies darauf, daß er als erster im Bundesgebiet die Umrüstung eines alten Kohlekraftwerkes verfügt habe; und zwar muß die Energieversorgung Schwaben Block 5 und 6 beim Kohlekraftwerk Heilbronn innerhalb von fünf Jahren umrüsten. Von derzeit etwa 1800 Milligramm Schwefeldioxyd pro Kubikmeter Abluft muß der Schadstoffausstoß dann auf 400 Milligramm verringert werden. Dieser Grenzwert stehe auch in der geplanten Großfeuerungsanlagenverordnung, die aber noch auf sich warten lasse. (Inzwischen hat das Bundeskabinett diese Verordnung entschieden, im April berät der Bundesrat.) Da das Problem dränge, habe er schon Mitte Januar die Umrüstung in Heilbronn verfügt. Ähnliche Schritte würden bei den



Das typische Krankheitsbild der vom «sauren Regen» heimgesuchten Fichten.

Kohlekraftwerken in Altbach, Stuttgart-Münster und Stuttgart-Gaisburg bald folgen. Regierungspräsident Bulling ist davon überzeugt, daß sein Kurs juristisch hieb- und stichfest ist, denn nach dem Bundesimmissionsschutzgesetz aus dem Jahr 1974 könnten nachträgliche Umweltschutzaufgaben erteilt werden, wenn sie technisch machbar und wirtschaftlich vertretbar seien. Und das sei der Fall. In diesem Punkt waren die anwesenden Vertreter der Elektrizitätswirtschaft freilich anderer Meinung. Karl Stäbler von der Energieversorgung Schwaben führte aus, der geforderte Grenzwert von 400 Milligramm SO_2 pro Kubikmeter Abluft sei nur schwer und mit vielen technischen Tricks erreichbar. Insbesondere sei es ein Problem, daß die deutsche Kohle so schwefelhaltig sei. Die beste Kohle enthalte nur etwa 0,4 Prozent Schwefel, aber bei der Ruhrkohle seien es 1,2 bis 1,3 Prozent. Selbst wenn man mit einer Entschwefelungsanlage 95 Prozent der verfeuerten Kohle mit einem Wirkungsgrad von 90 Prozent reinige, komme man gerade unter den geforderten Emissionsgrenzwert von 400 Milligramm SO_2 . Stäbler wörtlich: *Aber dann geht nichts mehr.* Doch das wollte Ministerpräsident Lothar Späth

nicht so kategorisch im Raum stehen lassen. Er hakte nach. *Wieso heißt es denn immer, in Japan seien Emissionsgrenzwerte von 100 Milligramm Schwefeldioxyd pro Kubikmeter Abluft bereits erreicht?* Antwort der Stromerzeuger: das liege vor allem am hohen Schwefelgehalt der deutschen Kohle. In Japan erreiche man mit denselben Wirkungsgraden bei der Rauchgasentschwefelung viel mehr, weil eben das Ausgangsprodukt viel weniger Schwefel enthalte. Also ging Ministerpräsident Späth für die weiteren Überlegungen davon aus, daß man einen Grenzwert von 400 Milligramm anstrebe, und erkundigte sich nach den Kosten. Wieder gingen die Meinungen auseinander. Unter Berufung auf Gutachten des Umweltbundesamtes erklärte der Stuttgarter Regierungspräsident Manfred Bulling, bei Neuanlagen koste die Rauchgasentschwefelung etwa einen bis anderthalb Pfennig pro Kilowattstunde Strom, bei Altanlagen bis zu 2,3 Pfennig. Das war Karl Stäbler von der Energieversorgung Schwaben zu wenig. Bei Neuanlagen lägen die Mehrkosten für die Entschwefelung bei zwei Pfennig, für die Umrüstung müsse man bis zu vier Pfennig einkalkulieren. Prof. Otto Renz von der Universität Karlsruhe räumte ein,

Diese Fichten in Randlage zeigen erste Verlichtungserscheinungen.



daß beide recht haben könnten, denn die Kosten-schätzungen schwankten erheblich. Je nachdem, wie schwefelhaltig die Kohle sei und je nach Betriebsstunden des Kraftwerkes pro Jahr, ergäben sich gewaltige Unterschiede. Bei Neuanlagen liege die Mehrbelastung für die Entschwefelung zwischen 0,8 und 2,3 Pfennig. Und noch mehr schwankten die Kostenberechnungen bei Altanlagen, wobei der mangelnde Platz für die Entschwefelung oft ein großes Problem sei. Sinnvolle Kosten-schätzungen müßten hier Projekt für Projekt erfassen.

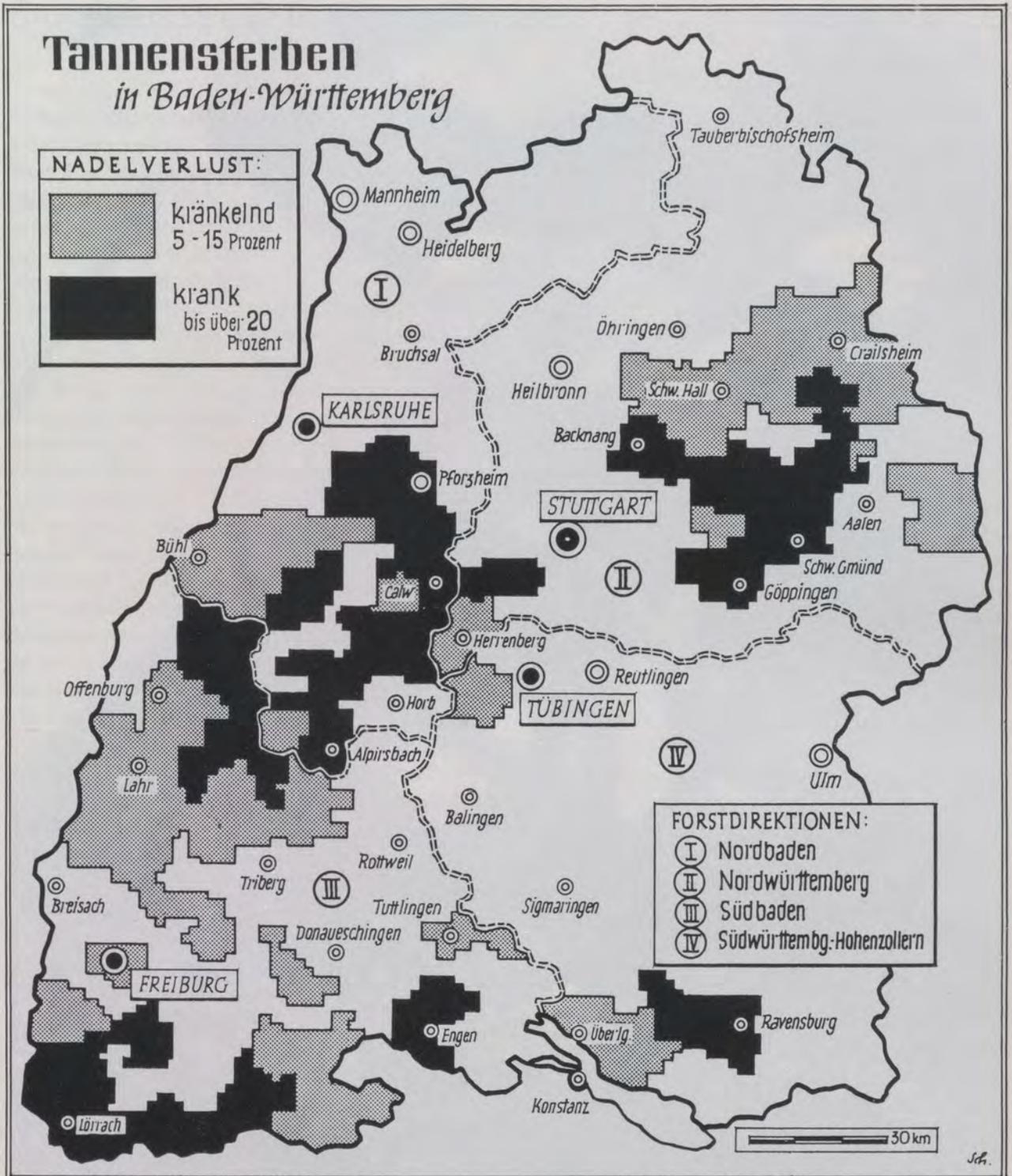
Diesen Gedanken griff Ministerpräsident Lothar Späth auf und teilte mit, am 26. Januar seien die Vorstandsvorsitzenden aller großen Stromerzeuger Baden-Württembergs bei ihm im Stuttgarter Staatsministerium zu Gast. Da wolle man über alle fünfzehn Altanlagen im Lande konkret sprechen. Aber sehr weit scheint man bei dieser Besprechung nicht gekommen zu sein, denn hinterher verlautete nur, man habe eine Arbeitsgruppe gebildet, die ein «integriertes Konzept der Energiebedarfsdeckung und des Umweltschutzes» erarbeiten solle. Erste Zwischenergebnisse sollen im Mai veröffentlicht werden, mit dem Schlußbericht ist erst nach der Sommerpause zu rechnen.

Schon während der Expertenrunde in Kaisersbach fiel auf, daß sich Ministerpräsident Späth – trotz vieler kritischer Fragen – kompromißbereiter zeigte als etwa der Stuttgarter Regierungspräsident Bulling, der, wie erwähnt, bereits die erste Umrüstungsverfügung Mitte Januar 1983 verschickt hat. Und als Bulling diesen Kurs mit dem Hinweis rechtfertigte, seine Auflagen seien technisch machbar und wirtschaftlich vertretbar, das sei herrschende Meinung, da frozelte Späth: *Herrschende Meinung – oder Meinung des herrschenden Regierungspräsidenten?* Und noch etwas fiel auf. Ministerpräsident Späth machte keinen Hehl daraus, er würde am liebsten Kernkraftwerke bauen lassen, da stelle sich das Problem der Entschwefelung erst gar nicht – und Kernkraft sei billiger. Ein Argument, das auch die Vertreter der Wirtschaft mehrfach ansprachen. Sie verwiesen darauf, daß die Stromkosten im Schnitt zu etwa 8 Prozent in die Produktionskosten eingehen würden, in einzelnen Branchen seien es auch 15 Prozent und mehr. Und gerade hier führe jede Stromverteuerung zu Wettbewerbsnachteilen, wenn das Land Baden-Württemberg vorpresche und die Umrüstung aller Altanlagen fordere.

Diese Bedenken der Wirtschaft spielten bei der Anhörung eine weit größere Rolle als die anfangs von Professor Nießlein zitierte Bereitschaft breiter Kreise, ein Opfer zugunsten des Waldes zu bringen. Denn erstens verwies Reinhold Mäule von den Nekarwerken darauf, daß die Strompreise in den nächsten Jahren auch ohne verschärften Umweltschutz wegen der gestiegenen Kosten für neue Kraftwerke stark steigen werden, so daß die Opferbereitschaft der Umweltfreunde leiden könnte, und zweitens könnten die Tariferhöhungen bei der Wirtschaft nicht so einfach weitergewälzt werden wie bei den Privatkunden. Für die Großkunden gibt es nämlich Lieferverträge mit Preisgleitklauseln, die auf Brennstoffkosten und Löhnen basieren. Doch gestiegene Umweltschutzkosten gehen nicht ohne weiteres in diese Berechnung ein.

Aber am liebsten wäre es den Stromerzeugern wie der restlichen Wirtschaft, wenn diese Kosten erst gar nicht anfallen würden. Auf der anderen Seite verwies der Stuttgarter Regierungspräsident Manfred Bulling darauf, daß Strompreise Mischpreise seien. Wenn ein Energieerzeuger beispielsweise nur ein Viertel seines Stroms aus Kohle herstelle und den Rest aus Kernkraft- oder Wasserkraftwerken, dann schlage eine Kostensteigerung bei der Kohle auch nur mit einem Viertel auf den Gesamtpreis durch. Das wurde von Prof. Otto Renz von der Universität Karlsruhe unterstrichen. Und deshalb müsse man erst ganz genau wissen, welche Kraftwerke ab welcher Größe mit welchem Grenzwert zu entschwefeln seien, bevor man exakt berechnen könne, wie der Strompreis bei den einzelnen Energieversorgern durch die Rauchgasentschwefelung steigen werde. Im Schnitt dürfte es – so das Fazit der Expertenrunde – wohl zu einer Mehrbelastung von etwa einem Pfennig pro Kilowattstunde kommen. Im einzelnen hängt das aber auch entscheidend mit davon ab, wie schnell die Energieerzeuger mit ihren Kernkraftwerksplänen vorankommen, denn je mehr Kernkraftwerke sie haben, desto weniger schlägt die Entschwefelung bei den Kohlekraftwerken auf den Strompreis durch. Hier gibt es Zusammenhänge, die mehrfach angesprochen wurden und die noch von der eben erwähnten neuen Arbeitsgruppe mitbearbeitet werden dürften. Die Überschrift «integriertes Konzept der Energiebedarfsdeckung und des Umweltschutzes» deutet das an. Bleibt abzuwarten, was die ersten Zwischenergebnisse im Mai ergeben.

Tannensterben in Baden-Württemberg



Stand: Frühjahr 1982

(Mit freundlicher Genehmigung entnommen der «Stuttgarter Zeitung» vom 25. Februar 1983.)



Angriffe werden fast ausnahmslos von oben ans Nest geflogen, was die Abwehrstellung erschwert. Sonst fliegt der Storch beim Nestanflug von unten her an, nützt Aufwinde aus und landet dann sicher. Der Storch in der Bildmitte steht direkt vor dem aus zwei Eiern bestehenden Gelege.

In diesen Tagen und Wochen schauen nicht nur Vogelschützer besorgt auf die noch leeren Nester des Weißstorches, die im einen oder anderen Ort entlang der oberen Donau und am Federsee im vergangenen Jahr ein Brutpaar dieser selten gewordenen Vogelart zu Gast hatten. Von der Rückkehr bis zum Abflug im Herbst wird das Verhalten jedes einzelnen Brutvogels so genau wie möglich beobachtet und registriert. Das ist besonders bei beringten Vögeln sehr gut möglich, wenn auch zeitaufwendig. Der stetige und, wie es scheint, unaufhaltsame Rückgang des Weißstorches in ganz Europa in unterschiedlichen Größenordnungen erfaßt natürlich auch das letzte Brutgebiet in Württemberg. Diese Tatsache bringt es mit sich, daß wesentlich mehr Nester zur Verfügung stehen, als Brutpaare vorhanden sind. Da sich aber Störche durch Nest-, Orts- und Gebietstreue auszeichnen, kommt es nicht gerade um jedes Nest, aber doch häufig zu Kämpfen zwischen Störchen, die ein Nest, vielleicht ihr Nest, in Besitz genommen haben und solchen, die eben dieses besetzte Nest besonders reizt. Ob nun das Nest primäres Angriffsziel ist oder der fehlende Partner erobert werden soll, darauf kann keine schlüssige Antwort gegeben werden. Die Literatur darüber weist alle Möglichkeiten aus, aber für die Mehrzahl der Kämpfe wird angenommen, daß sie auf die Inbesitznahme des Nestes ausgerichtet sind. Die Heftigkeit der Auseinandersetzungen reicht vom Scheingefecht bis zum stundenlangen, in Intervallen geführten Angriff mit selten tödlichem Ausgang.

Die Mehrzahl der Kämpfe findet also zu Beginn und während der Brutzeit statt und erlischt mit der Aufzucht der Jungen. Nur einzelne Streuner oder Paare ohne Junge aus benachbart gelegenen Nestern können zu dieser Zeit in Nestnähe kommen, ohne aber echt anzugreifen. Jahre, in denen Störche mit großem zeitlichen Abstand im Brutgebiet eintreffen, weisen mehr Kämpfe auf als solche mit zeitlich geschlossener Rückkehr.

Die Verteidiger eines Nestes erkennen wohl die Absicht der Fremdstörche, da ihr Kampfgebaren nicht sofort und unbedingt beim Auftauchen eines Fremdstorches einsetzt. Feindstörche können durchaus auf Dachfirsten in einigen Metern Entfernung geduldet werden, ohne aber «aus dem Auge gelassen» zu werden. Offensichtlich vermag der Verteidiger Absicht und vor allem Kraft des Angreifers abzuschätzen. So duldeten in Saulgau ein im

Nachbarort angestammter Brutvogel im Nest stehend ein fremdes Storchenpaar in vier bis fünf Meter Entfernung, das allerdings später das Nest in Besitz nahm und den Einzelgänger verjagte. In Riedlingen konnte beobachtet werden, daß ein Fremdstorch auf dem Treppenabsatz unterhalb des Nests auf dem gotischen Rathausgiebel geduldet wurde, während die Störche noch brüteten. Andererseits hat in Oggelshausen der Brutstorch sehr heftig reagiert, als auf der etwa dreißig Meter entfernt gelegenen Kirchturmspitze sich ein Fremdstorch niederließ, was auch den zweiten, im Futterrevier stehenden Brutvogel aus einigen hundert Metern Entfernung zur sofortigen Rückkehr ins Nest veranlaßte. Es herrschte demnach höchste Alarmstufe!

Mit dem Flüggewerden der Jungen und der Loslösung von den Eltern erlöschen die Kämpfe um Nest und Partner. Interessant war aber, das Verhalten von zwei Jungstörchen zu beobachten, die etwa zehn Wochen alt waren. Sie standen in ihrem Riedlinger Nest, während sich die beiden Altvögel auf den Firsten benachbarter Häuser aufhielten. Neben dem Nest auf dem Dachfirst aber standen drei weitere Jungvögel aus dem etwa 15 km entfernten Nest in Alleshausen, die sich offenbar von ihren Eltern schon ganz gelöst hatten. Einer der drei Fremdlinge versuchte immer wieder, auf dem Riedlinger Nest zu landen, was ihm aber von den «einheimischen» Jungen nicht gestattet wurde. Andererseits durfte ein abgeflogenes Nestgeschwister jederzeit auf dem Nest landen. Die Altvögel interessierte das Geschehen überhaupt nicht. Sie flogen ab ins Futtergebiet, und alle Jungstörche schlossen sich ihnen an, wo sie in friedlichem Zusammensein und in Gesellschaft von acht Graureihern Mäuse jagten.

Inwieweit ein vorhandenes Gelege die Verteidigungsbereitschaft erhöht beziehungsweise die Angriffslust steigert, ist unklar. In den vom Verfasser beobachteten Kämpfen versuchten die Verteidiger nach Möglichkeit, auch das Gelege zu schützen, indem sie sich vor die Eimulde stellten oder, den Angreifer erwartend, die Eier in der Nestmulde mit gespreiztem Gefieder und leicht abgestellten Flügeln abdeckten.

In sechs vom Verfasser beobachteten und registrierten Storchenkämpfen siegte in vier Fällen der Angreifer (einmal war es ein Paar), und nur zweimal blieben die Verteidiger Sieger, allerdings unter Verlust des Geleges. Auch bei den anderen Kämpfen wurden die Gelege zerstört, ja einmal ging sogar ein



Bild 1 ▲



Bild 2 ▲



Bild 3 ▼

frisch geschlüpftes Geheck ein (Riedlingen 1982). Da es bei den Fällen, die den Angreifer als Sieger sahen, jeweils zu Neupaarungen und frischen Gelegen kam, ist es «besser», wenn sich die Angreifer durchsetzen. Für ein erfolgreich verteidigendes Paar mit zerstörtem Gelege dagegen ist das Brutgeschäft beendet. In seltenen Fällen wird ein intakt gebliebenes Gelege vom neuen Brutpartner übernommen und weitergebrütet oder gar vergrößert, wenn es sich um ein Weibchen handelt.

Eine weitere Beobachtung sollte hier eingebracht werden: Bei drei Kämpfen waren unter den Nestinhabern Störche aus dem schweizerischen Ansiedlungsversuch. In zwei Fällen wurden diese Vögel vertrieben; in einem Fall blieb das Nestpaar zwar Sieger, verlor aber ein Vierergelege (Mengen 1981). Inwieweit hier eine domestizierend wirkende Komponente die Bereitschaft zur Abwehr und Revierverteidigung schwächt, könnte nur mit einer wesentlich höheren Beispielzahl belegt werden.

Storchenkämpfe können schon nach wenigen Minuten beendet sein, sie können sich aber auch über Stunden und auf mehrere Tage verteilt hinziehen. Ein vom Verfasser besonders gut und genau beobachteter Vogel soll hier einige konkrete Angaben liefern. Am 25. 6. 1964 wurde dieses Männchen in Zell am Andelbach nestjung beringt (BB 12513). 1971 konnte es erstmals in Riedlingen als Brutvogel registriert werden, ebenso 1972 im gleichen Nest. 1973 fiel es aus, kam dann lückenlos bis 1982 als Brutvogel nach Riedlingen. Mit zunehmendem Alter verspäteten sich seine Ankunftszeiten, die ihn zunächst als Einzelgänger auftreten ließen.

1977 fand dieser Storch bei seiner Rückkehr am 27. 4. das Nest besetzt. Das fremde Paar (beringtes Weibchen, unberingtes Männchen) bebrütete bereits seit etwa zehn Tagen zwei Eier. Noch am gleichen Nachmittag wurde ein verbissener Kampf von zwei Angreifern geführt, die sich aber nicht durchsetzen konnten. Nach Beobachtung der Bewohner umliegender Häuser fand ein Nachtkampf zwischen 21 und 23 Uhr in solcher Heftigkeit statt, daß das Geklapper in 50 Meter Entfernung bei geschlossenem Fenster hörbar war. In zahlreichen Wellen wurden die Angriffe geflogen. Am nächsten Morgen ergab die Kontrolle, daß das bisherige Paar vertrieben worden war und der angestammte Storch 12513 sich mit einem unberingten Weibchen durchgesetzt hatte. Das neue Gelege wurde allerdings nicht fertiggebrütet.

Den nächsten Kampf lieferte der gleiche Vogel am 16. 4. 1980, als bei seiner Rückkehr das Nest auf dem Riedlinger Rathausgiebel wieder besetzt war. Diesmal mußte er allein kämpfen. Heftige, über eine

Eine besonders eindrucksvolle Szene dieses etwa 20 Minuten dauernden Kampfes zeigt Bild 1. Mit angewinkelten Beinen und gespreiztem Schnabel versucht der Angreifer den ersten Brutvogel umzustößen, während dieser bereits seine Schwingen geöffnet hat, um für den Sturz über den Nestrand gerüstet zu sein. Der zweite Brutvogel erwartet den Störenfried indessen, sprungbereit im Nest kauend, mit gespreiztem Halsgefieder und aufgerichteten Schwanzfedern, was höchste Erregung anzeigt.

Selten kann der Angreifer landen, wenn das Brutpaar auf dem Nest steht. Gelingt es ihm trotzdem, führt es zu Situationen, bei denen nur noch schwer zu erkennen ist, welcher Kopf, welche Flügel und welche Beine zu welchem Vogel gehören. Die Vögel versuchen, sich dabei gegenseitig vom Nest zu schieben. Das führt zu Reibungen an den Schwungfedern und ergibt ein unheimliches Rauschen, begleitet von einem Zischen. Geklappert wird während der Kampfhandlungen nicht, nur in den Zwischenphasen als Drohgebärde, wobei der Kopf nicht auf den Rücken gelegt wird, dafür aber heftig mit den Flügeln gepumpt wird. Auch wenn sich das Paar wiederfindet, wird zur Begrüßung geklappert. (Bild 2)

Mit größter Verbissenheit und Aggression verteidigt einer der Brutvögel sein Nest und stößt mit dem Schnabel den Angreifer vom Nest. Besonders bei solchen Situationen wird das Nest sehr in Mitleidenschaft gezogen und stark zerzaust. Hier besteht auch die Gefahr, daß ein Storch das Bein bricht, weil er sich im Geflecht des Nestrandes verfangen könnte. (Bild 3)

Der Angreifer wird schon am Nestrand empfangen, um eine sichere Landung zu verhindern. (Bild 4)
Der Angreifer landet auf dem Brutvogel. Bild 5 ist unmittelbar danach aufgenommen worden.

Eine andere Variante des Angriffs zeigt Bild 6. Durch einen «Schultergriff» wird versucht, den Verteidiger umzustößen, während dieser mit seinem Schnabel gegen den Brustkorb stößt. In solchen Fällen kann es zum seltenen, aber möglichen Todesstoß kommen. Der Vogel steht auf dem Nest breitspurig über dem Gelege, das – leider nicht sichtbar – in diesem Bereich in einer Mulde liegt.

Literatur

Ernst Schüz: Nesterwerb und Nestbesitz beim Weißen Storch, Tierpsych. Bd. 6, H 1, 1944.
G. Haas: Über Storchkämpfe. Aus der Heimat, H 11, 1955.



▲ Bild 4



▲ Bild 5

▼ Bild 6





Während die Jungen eines Vierergehecks auf dem Nestboden nach Nahrung suchen, fliegt der Altvogel nach der Fütterung ab, um für die nächste Mahlzeit zu sorgen.

Stunde lang anhaltende Angriffe blieben zunächst erfolglos. Das Nestpaar, ein beringtes Weibchen (14982) und unberingtes Männchen, konnte seinen Platz und das Zweiergelege verteidigen. Allerdings hatten Angreifer und Verteidiger am Flügelansatz und am Brustbein blutig gefärbtes Gefieder! Tags darauf lag nur noch ein Ei in der Mulde, eines hing zerschlagen am Nestrand. In der Zwischenzeit hatte wohl wieder ein Angriff stattgefunden. Die Brut ging trotzdem weiter. Am 18. 4. konnte der Standort des Angreifers ausgemacht werden. Er hielt sich nicht in seinem gewohnten Futterrevier auf, sondern in einer Art Niemandsland, das sonst von Riedlinger Störchen nie aufgesucht wird. Es liegt etwa 200 Meter vom gewohnten Futtergebiet entfernt, grenzt aber an dieses. Als abgeschlagener Angreifer nächtigte er auch im Nachbardorf. Die folgenden Tage herrschte Ruhe. Die Nestkontrolle am 22. 4. ergab jedoch, daß keine Tiere mehr vorhanden waren. Das Paar hatte sein Brutgeschäft aufgegeben. Offensichtlich hatte irgendwann ein weiterer Kampf stattgefunden. Die nächste Kontrolle am 11. 5. 1980 zeigte, daß sich das Männchen 12513 durchgesetzt hatte und neuer Partner des beringten Weibchens aus der ersten Paarung war. Das neue

Paar kam noch zu einem Vierergelege und zwei ausfliegenden Jungen.

Das Jahr 1981 verlief für den Storch 12 513 normal, d. h., er traf Ende März überraschend frühzeitig ein und fand seine Partnerin vom vergangenen Jahr – alleine – vor. Aber 1982, nunmehr schon 18jährig, traf er völlig unerwartet noch am 12. 5. in Riedlingen ein, zum elftenmal im gleichen Nest! Er griff derart heftig das seit Anfang April brütende Pärchen an, daß er schon nach wenigen Minuten Sieger war. Dabei ging das frisch geschlüpfte Geheck mit mindestens zwei Jungen ein. Bereits zehn Tage später hatte seine übernommene Partnerin, die gleiche wie 1980/81, nochmals ein Ei gelegt, das auch etwa vierzehn Tage bebrütet wurde. Die Brut wurde dann aber abgebrochen.

Ob dieser Storch auch heuer noch einmal den Rückflug schafft? Biologisch wäre es vom Alter her möglich. Brutstörche mit 19 Jahren sind zwar selten, aber nicht ausgeschlossen. Ausgehend vom Durchschnittsalter – knapp sieben Jahre – beringter, ober-schwäbischer Störche, deren Todesjahr bekannt wurde, ist dieser Vogel schon seit vielen Jahren eine Ausnahmerecheinung.

Rund 70 Hektar groß ist das neue Naturschutzgebiet am Ipf, und neben den charakteristischen Wacholderheidebeständen findet man hier seltene Pflanzen wie Küchenschelle und Frühlingsenzian. Doch leider sind die oberen Ringwälle am Ipf bei Bopfingen durch die fortschreitende Erosion akut gefährdet, und deshalb soll hier zunächst mal Abhilfe geschaffen werden. Der Stuttgarter Regierungspräsident Manfred Bulling erläutert: *Der Ipf ist ja ein ganz bedeutender historischer Berg, mit einer alten Keltensiedlung obendrauf. Er liegt als Zeugenberg der Schwäbischen Alb einsam in der Fläche, und das bedeutet, daß die Erosion sehr stark ist; jeder Gewitterregen nagt an seiner Fläche, macht ihn etwas kleiner. Da wollen wir nun etwas tun, um dem ein Ende zu bereiten, es sollen nämlich am oberen Wall die Löcher und Erosionsrinnen mit Split aus Weißjurastein, der hier hinpaßt, und mit Erde gefüllt werden, es soll Trockenrasen eingesät und entsprechend dann mit einem feinen Drahtgeflecht abgesichert, so daß das Bestmögliche geschieht, um die Abschwemmung durch Wasser etwa nach Regengüssen zu verhindern. Die Zugänge sollen anders als bisher, die Wege sollen jetzt etwas befestigt werden, mit Steinen, Schotter, damit auch beim Wanderer bei schlechtem Wetter keine Versuchung mehr da ist, aus Morast und Dreck in die Hänge zu gehen. Wir hoffen, daß so die jahrtausendealte Erosion zum Stehen kommt in diesem Gebiet.*

Hinweistafeln an den drei Hauptzugängen sowie auf der Hochfläche des Ipf werden in Kürze an die Besucher appellieren, doch bitte die Wege nicht zu verlassen, damit die sanierten Erosionsrinnen, die mit Trockenrasen eingesät werden, möglichst schnell eingrünen und nicht weitere Kahlflächen neu entstehen.

Alles in allem bringt die neue Naturschutzverordnung aber für den Wanderer und Naturfreund kaum Einschränkungen, – und das gilt auch für die Drachenflieger am Ipf. Nach langem Hin und Her hat das Stuttgarter Regierungspräsidium entschieden, daß die Hängegleiter ihrem Hobby ohne zeitliche Begrenzung nachkommen dürfen. Bisher durfte im Sommer sonntags überhaupt nicht mit Drachen geflogen werden, und im Winter nur sonntags an den Vormittagen. Nun also entfällt die zeitliche Begren-

zung, aber dafür müssen sich die Flieger an besondere Pfade halten. Sie dürfen auf keinen Fall die Steilböschungen mit den prähistorischen Anlagen beschädigen, und das soll durch Naturschützer überwacht werden. Auch Modellsegelflugzeuge können weiterhin am Ipf gestartet werden, nur Modellmotorflugzeuge sind wegen der Lärmbelastigung nicht erlaubt.

Also letztlich eine Naturschutzverordnung, die vielen Interessenten am Ipf ihr Hobby beläßt. Auf der anderen Seite kann man auch sagen: während die Bemühungen der Denkmalschützer um ein Grabungsschutzgebiet am Ipf gescheitert sind, ist jetzt ein Naturschutzgebiet ausgewiesen worden. Und dessen Schutzzweck geht nach Ansicht des Regierungspräsidenten Manfred Bulling trotz aller Einschränkungen weiter: *Hier zeigt sich häufig, daß das Naturschutzgebiet die umfassendere Schutzanordnung ist, denn im Grabungsschutzgebiet können wir nicht wirksam verbieten, daß jemand lagert, drauf rumläuft, sondern da sind eben nur Grabungen, die Suche nach Funden historischer Art, genehmigungspflichtig oder verboten. Das Naturschutzgebiet schützt ein Gebiet im Prinzip im weiteren Umfange; Änderungen der Erdoberfläche sind da sowieso verboten. Grabungen können nur genehmigt werden im Weg der Ausnahme, so daß hier also eindeutig dem Naturschutz der Vorrang gebührt. Der Ipf ist sicher in seiner Gesamtfunktion als herausragender Berg am Rande der Alb als Naturdenkmal vielleicht noch bedeutender oder genauso bedeutend wie als Denkmal, als Bodendenkmal; beides zusammen ist jetzt weithin abgedeckt durch diese Naturschutzordnung.*

Doch die Frage bleibt, ob das Regierungspräsidium seine Absichten auch durchsetzen kann, oder ob man den Drachenfliegern nicht zu weit entgegengekommen ist. Denn ein Blick ins Archiv zeigt, daß immer wieder darüber geklagt wird, die Hängegleiter halten sich nicht an die Auflagen. So hat die Stuttgarter Zeitung schon im Januar 1978 geschrieben: *Leidvolle Erfahrungen der Vergangenheit gerade am Ipf bestätigen, daß Auflagen nicht eingehalten werden und ihre Einhaltung nicht wirksam überwacht werden kann. Sie sind, selbst den guten Willen der Drachenflieger vorausgesetzt, daher nur behördliche Augenwischerei.*

*Beitrag von Bernd Roling, gesendet am 13. 1. 1983 in der Sendereihe «Von Land und Leuten», Südfunk 1

Ein schwäbisches Arkadien – Tübingen und das Ammertal

Ehrenfried Kluckert*

Derjenige, der sich aufmacht, Tübingen zu besuchen (nehmen wir an, es ist das erste Mal), wird die Stadt oder das, was er von ihr erwartet, zunächst nicht finden. Neckarfront, Stiftskirche, Schloß oder Rathaus werden ihm lange vorenthalten bleiben, obwohl er sie zum Greifen nahe wähnt. Der verheißungsvolle Auftakt «Bebenhausen» versinkt rasch im Dunst der Auspuffgase, spätestens im Stau vor der Adlerkreuzung in Tübingen-Lustnau. Rechts ab! Flachbauten, Tankstellen. Für einen kurzen Augenblick gerät in der Ferne der Turm der Stiftskirche ins Blickfeld. Schon vergessen. Man fädelt sich in ein Straßenlabyrinth ein. Man wird gefahren. Natürlich hat man die falsche Spur erwischt. Unser Gast befindet sich schon wieder auf einer der Ausfallstraßen Richtung Herrenberg. Die Hinweisschilder scheinen einen möglichst schnell wieder aus dem Ort führen zu wollen. Oder um die Stadt herum, durch den prächtigen Tunnel, durch das *Jahrhundertbauwerk in Beton*. Man schießt über die Autobahntrasse. War da nicht eben der Neckar, die Altstadt? Links der Bahnhof. Gleisanlagen: Und die Stiftskirche grüßt spöttisch aus der Ferne.

Endlich hat man das Zentrum erreicht und steht nun auf der großen Freitreppe der Tübinger Stiftskirche. Der Blick geht die Lange Gasse hinunter. Vor einem öffnet sich die alte Unterstadt, ein bis ins 6. Jh. zurückzudatierendes Dorf. Später entstand die Oberstadt auf dem Höhensattel zwischen Österberg und Spitzberg. Hier oben die ästhetischen Glanzpunkte wie Schloß, Renaissance-Rathaus oder spätgotische Stiftskirche. Diese touristischen Attraktionen sind bekannt. Die im ästhetischen Abseits gelegenen Weingärtnerhäuser der Unterstadt um die Jakobskirche sind aber auch sehenswert. Während oben großzügig angelegte Fußgängerzonen einladen, stören unten viele geduldige Autofahrer, die um die *Krumme Brücke* fahren und vergeblich nach einem Parkplatz Ausschau halten.

Tübingen an der Ammer

Krumme Brücke, welch' ein seltsamer Name für diesen Platz. Seine Herkunft ist nicht genau bekannt. Vielleicht waren es krumme Eichenbalken, mit denen man die Brücke über die Ammer baute. Die *Krumme Brücke* war jedenfalls das Handelszentrum der alten Unterstadt.

Der durch die Ammergasse fließende Ammerkanal hat zu einem beträchtlichen Teil das wirtschaftliche

Leben Tübingens geprägt. Heute ist der Kanal in erster Linie Kulturdenkmal. Man vermutet, daß er im Zusammenhang mit einer Stadterweiterung etwa 1280 entstanden ist. Er ist zwei bis drei Kilometer westlich der Stadt unterhalb von Schwärzloch von der Ammer abgezweigt worden und verläuft auf einem der Ammer gegenüber etwas erhöhtem Niveau durch die Unterstadt – zweifellos eine enorme Leistung für damalige Verhältnisse. Bevor der Kanal beim Haagtor in die Stadt einmündet, hat er mehrere Mühlen betrieben. An diese konstruierten die Handwerker dann Antriebswellen, um sie in ihre Werkstätte zu legen. Aber der Kanal hatte noch eine andere Funktion: An jedem Samstag hat man sein Wasser am Haagtor künstlich angestaut, so daß es die Unterstadt überschwemmt hat. Auf diese Art und Weise wurde der Unrat, der sich im Laufe der Woche angesammelt hatte, hinweggespült – eine einfache und wirkungsvolle Stadtreinigung also. Dann hatte der Kanal auch die Funktion eines Wasserreservoirs für die Feuerwehr. Übrigens wird der Ammerkanal noch heute in den strategischen Plan der Feuerwehr mit einbezogen. Damals ging das Wasser offen durch die Ammergasse. Bis vor kurzem haben noch dicke Holzbohlen den Kanal bedeckt. Diese sind jetzt entfernt worden, und der Ammerkanal fließt wieder frei unter zahlreichen Brückchen, die zu den Hauseingängen führen, durch die Unterstadt.

Abwasserkanal war der Ammerkanal ebenfalls. Das wird einem besonders drastisch in der Nähe des Kornhauses und am Nonnenhaus vor Augen geführt. Drastisch für uns – damals war es eine Selbstverständlichkeit: Kleine auf Stützpfeilern errichtete Hausanbauten über dem Kanal. Im freien Fall segelten die Restformen – flüssig und hart – der kargen oder lukullischen Mahlzeiten in das Wasser. «Sprachhäuser» nannte man die Gebäude – heute würde man wohl «Kommunikationszentrum» sagen: Ob dieser Name von erlauschten Selbstgesprächen während des «Geschäfts» oder von länger andauernden Gesprächen zu zweit oder zu dritt (mehrere Brillen befanden sich nebeneinander) angeregt wurde? Man weiß es nicht, man kann es nur vermuten.

* In Kürze erscheint von diesem Autor im Texte Verlag, Tübingen, ein Buch zu diesem Thema.

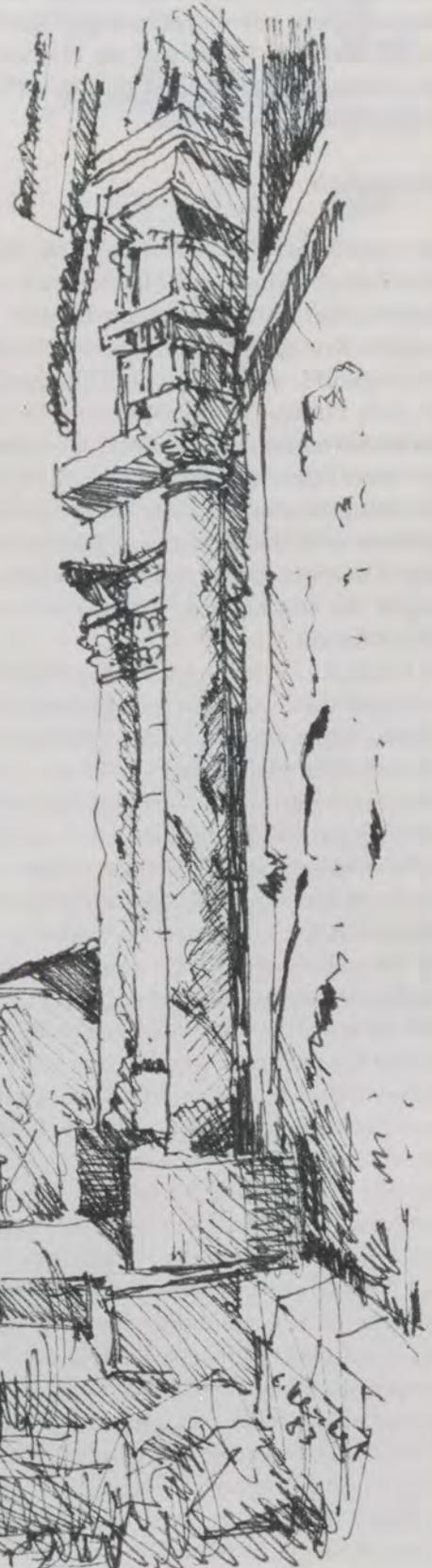
Tübingen liegt also an der Ammer und nicht am Neckar. Der Neckar fließt an Tübingen vorbei, die Ammer durch die Stadt hindurch – als besagter Kanal und ungefähr 200 m nördlich als Fluß.

Der Ammerhof bei Tübingen-Unterjesingen mit der barocken Fassade seiner Kapelle. (Alle Zeichnungen vom Autor)

Tübinger Weinbau

Das Leben ist ein Jammertal – am wenigsten im Ammertal, so der dichtende Ochsenmetzger Spät. Im 19. Jahrhundert, und hier ist unser Dichter zu korrigieren, war das Ammertal nichts anderes als ein Jammertal. Die halbe Bevölkerung schlich bettelnd umher, eine hohl-äugige, siehe Armee des Hungers, so der Tübinger Professor Christian Reinhold Köstlin. Eine der Ursachen: In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geriet der Weinbau in eine tiefe Krise. In der Tübinger Chronik vom 11. Juni 1853 lasen die Unterstädter betroffene folgende Meldung: Wir haben den Tod eines hiesigen Bürgers und Weingärtners zu berichten, der als fleißig prädiziert war, aber durch den Druck und die Ungunst der Zeit in eine so bedrängte Lage geraten war, daß er aus Verzweiflung darüber gestern seinem Leben selbst ein Ende machte.

Diese Zeiten sind glücklicherweise ausgestanden. Aber was ist heute aus dem Tübinger Wein geworden? Kann man ihn noch kosten? Glücklicherweise



Ammerhof

ja. Der einzig verbliebene Weingärtner Tübingens, Albert Berthold, erzeugt ein Gewächs mit dem wohlklingenden Namen *Tübinger Sonnenhalde*. Zu Beginn eines jeden Jahres kann man den neuen Jahrgang in der Besenwirtschaft probieren. Man sollte den Weg in die Haagasse, ins «Mayerhöfle», ebenfalls nicht scheuen. Ernst und Ruth Mayer bewirtschaften ihre Weinstube seit 1954 und sind froh, den «Kenner» begrüßen zu dürfen. Er verlangt natürlich *Tübinger Sonnenhalde*.

Schwärzloch

Die ersten Schritte ins Ammertal führen nach Schwärzloch. Most und Maultaschen auf blanken Klappstischen unter mächtigen Linden. Eine urgemütliche Kneipe nebenan. Das ist Schwärzloch. Ein Lebensgefühl, zumindest für Tübinger Studenten, die viele müßige Sonnenstunden hier verbringen. Keiner bekommt ein schlechtes Gewissen, obwohl von oben Dämonen drohen. Ja, Schwärzloch war eine mittelalterliche Kirche. Romanische Rundbogenfriese mit Fabelwesen zieren heute noch die Hofseite. Ostwärts, unter besagten Linden, halb verborgen die unversehrte Apsis – ein architektonisches Kleinod.

Ob Hölderlin, Schelling und Hegel auf ihren Wanderungen durch das Ammertal ebenfalls hier vorbeigekommen sind? Von den Dämonen haben sie sich sicherlich nicht schrecken lassen. Schrecknisse gab es genug um 1800. Die Französische Revolution war noch jung. In Deutschland, besonders im Württembergischen, war derjenige höchst verdächtig, der die Worte «Freiheit» oder «Demokratie» ausgesprochen hat. Und verdächtig waren die drei in der Tat. Sie sollen auf der Wurmlinger Kapelle die *Deutsche Republik* ausgerufen haben. Vielleicht am 14. Juli 1793, dem dritten Jahrestag der Revolution. Zu dieser Zeit hat Hölderlin seine *Hymne an die Freiheit* gedichtet. Möglich, daß er sich hier oben in den luftigen Höhen nahe dem Musenhimmel Tübingens zu den Versen hat anregen lassen.

Was für ein Rundblick für den revolutionär gestimmten Hölderlin: Unter ihm dämmerte Hirschau, seit alters her im Besitz der Habsburger. Österreichisches Territorium im schwäbischen Vaterland. Etwas weiter entfernt Rottenburg, das – wie die Aufklärer sagen würden – finstere katholische Nest. Hoffnungsschimmer vielleicht auf der anderen Seite, im Ammertal. Dort die vorwiegend protestantischen alt-württembergischen Gemeinden, wie z. B. Unterjesingen und Pfäffingen.

Zwischen den beiden Orten kreuzten sich zwei römische Konsularstraßen. Die eine kam von Süden,

von der Donau über Rottweil und Rottenburg. Die andere, die spätere Königstraße des Mittelalters, verlief von Herrenberg über Reusten nach Tübingen.

Pfäffingen

In Pfäffingen wohnen, wie die Nachbarn spotten, die Ägypter. Im benachbarten Oberndorf sollen übrigens die Kroaten leben. Schwaben, Ägypter, Kroaten. Ein buntes Völkergemisch im Ammertal, vielleicht vom Dreißigjährigen Krieg angeschwemmt. Manch einer mag hängengeblieben sein. Aber haben Ägypter am Dreißigjährigen Krieg teilgenommen?

Eine andere Erklärung mag plausibler sein: Im Jahr 1965 fanden die Pfäffinger Heimattage statt. Es wurde das von einem Einheimischen verfaßte Stück *Ägypter und Pharaonen* aufgeführt. Es handelte u. a. von der Knechtschaft der Vorfahren unter despotischen Barockherren. Immerhin, in Pfäffingen standen drei Schlösser. An der Grenze zwischen Vorderösterreich und Alt-Württemberg gelegen, übte das Dorf offensichtlich eine starke Anziehungskraft auf den Adel aus. Man sagt, daß die Pfäffinger unter den Herren gelitten haben wie die alten Ägypter unter den Pharaonen.

Die durch Pfäffingen fließende Ammer kann man übrigens mit dem Nil vergleichen. Schon oft ist der Fluß über seine Ufer getreten. Fast alle Häuser standen dann unter Wasser. Die letzte Überschwemmung fand zur Zeit der Heimattage statt. Kurze Zeit später wurde die Ammer begradigt und befestigt.

Poltringen

Der Nachbarort von Pfäffingen ist Poltringen. Zu Poltringen assoziiert man «poltern». Poltergeister im Dorf? Nördlich des Ortes fällt ein Flurname auf: *Bei den Galgen*. Dort, wo vor langer Zeit Galgen gestanden haben, gehen Geister um. Noch heute erzählt man sich in Poltringen, daß ein sehr bekannter und aufdringlicher Geist die Bauern auf dem Felde erschreckt habe. Bald sind die Bauern nur noch in Begleitung des Ortspfarrers zur Arbeit gegangen. Dieser Gang muß einer Prozession geglichen haben. Mit Gebetsbuch, Weihwasser und Stola rückte der Geistliche dem Geist zu Leibe. Durch inbrünstige Gebete konnte er den ätherisch unseligen Leib materialisieren und gleichzeitig in ein handliches Format bannen. So packte er den Entlarvten und steckte ihn in einen Weinkrug. Was dann geschehen ist? Man weiß es nicht so genau. Der Krug war plötzlich verschwunden. Es waren sicherlich die Reste des



Zwiebelturm der Stephanuskirche in Poltringen

köstlichen Getränks, die den Gebannten beseelt und wieder zum Geist gemacht haben, so daß er zusammen mit seiner neuen Behausung davongeflogen ist.

Reusten

Nach Reusten sollte man den Höhenweg einschlagen, also schon in der Ortsmitte von Poltringen Richtung Sportplatz marschieren. Zur rechten Hand taucht das weite Gelände des Sportflugplatzes auf, und zur linken Hand eine riesige Zwiebel. Tatsächlich eine Zwiebel, bläulich-grau schimmernd, die in geringer Entfernung mit uns Richtung Reusten wandert. Ein kleiner Taleinschnitt offenbart bald die nüchternen Zusammenhänge dieser wunderbaren Erscheinung. Die Zwiebel sitzt auf einem Kirchturm, der das Schiff der Stephanuskirche unten an der Ammer flankiert.

Bald tauchen die ersten Flachdächer der Reustener Wolfsbergsiedlung auf. In der Ferne, im Schatten des Pfaffenberges, leuchten die roten Dächer von Oberndorf. Die Kirche dieses Dorfes, das kürzlich ein Ortsteil von Rottenburg geworden ist, sollte man unbedingt besuchen. In ihrem Chor steht der sogenannte Oberndorfer Altar, ein Meisterwerk der Spätgotik, dessen Figuren von einer schwäbisch-fränkischen Hand geschnitzt sind. Einflüsse von Riemenschneider und den Brüdern Erhart sind unübersehbar.

Das Segel- und Motorfluggelände ist jetzt in greifbarer Nähe. Im Norden wird es vom Hardtwald begrenzt. Eine Schafherde zieht vorüber. Ein Motorflieger startet. Im Schlepptau ein Segelflugzeug. Adlerwetter. Segelflugwetter. Das ist ja hier oben alles zu schön, inmitten der Natur, im Zentrum der Gemeinde Ammerbuch.

Ammerbuch-City

Für gewisse Berufsgruppen ist ein mildes Grün ein Farbton, der durch graue scharfkantige Kontraste aufgelockert werden muß. Im Geiste figuriere ich Beton, Glas und Stahl in die Gegend. Das Material formt sich zu Gebäuden, zu Wohnwaben, Verwaltungsblöcken oder Sporthallen. Vierspurige Straßen schließlich, die ins Zentrum dieser Kapitale stoßen: Ammerbuch-City.

Eine grauenhafte Vision, die fast Wirklichkeit geworden wäre. Eine Gemeinde ohne Zentrum, ohne City, das war damals, zur Zeit des Zusammenschlusses der Dörfer im Ammertal im Jahre 1971 nicht vorstellbar. Und so überlegte man sich den Bau einer Retortenstadt hier auf der Höhe inmitten von Wiesen und Feldern, Bächen und Tümpeln. Spöttisch sprach man von einem *schwäbischen Brasilia*. Spott? Für manch einen der Gründungsväter «in spe» war dieses Projekt eine ernsthafte Überlegung. Ein stolzer Schauer dürfte ihn durchzittert haben, als er vernahm: *Ammerbuch-City, ein schwäbisches Brasilia!* Aus diesen Plänen ist nichts geworden. Die Natur läßt immer noch zum Verweilen ein.

Am schönsten ist es, sich dem Ort Reusten von der Höhe aus zu nähern: Zwischen dem steil aufragenden Kirchberg und dem gegenüberliegenden Wolfsberg zwängt sich die Ammer hindurch. Die Muschelkalkhänge beider Anhöhen scheinen auf die Reustener Dächer zu stürzen, die in ihren verschiedenen Rottönen einem Aquarell von Klee gleichen. Das natürlich nur im Sommer. Im Winter spaziert man durch einen Bruegel. Die dürren Äste der Obstbäume und Pappeln, die schneebedeckten Häuser, der magere Kirchturm und die weich gewellten Hügel des Kirchberges, das dampfende Ammertal und die Weite des westlich sich anschlie-



Schäfer und Herde, im Hintergrund Hohenentringen

ßenden Gäus – das sind Attribute einer flämischen Winterlandschaft.

In Reusten muß man unbedingt das Bergcafé besuchen. Im Zentrum des Ortes, unweit der Kirche, entdeckt man ein kleines Hinweisschild: *Sophie und Marie Haupt. Bergcafé. Ersten Gang einlegen*. Es geht steil in die Höhe. Das Café befindet sich, von Birken halb verborgen, auf dem Kirchberg. Hier, über dem Mäander der Ammer, wird für das leibliche Wohl, für das Wohl des Herzens und der Seele gesorgt. Ja, Marie und Sophie haben ihre Seelenfäden durch den Gasträum gespannt. Da steht nicht einfach nur ein Glas Most vor dem Besucher, ... es folgt eine Geschichte. Es folgt noch eine weitere Geschichte. ... Die Welt, konzentriert auf Ammer und Gäu.

Hohenentringen

Machen wir uns nun auf den Weg zum Schönbuchrand. Hohenentringen – für Tübinger Studenten die Alternative zu Schwärzloch. Hier können Höhepunkte studentischer Lustbarkeiten genossen werden, auch wenn man nicht mehr Student ist oder nie einer war. Der Ausblick ist schlicht «heroisch» zu nennen. Die Hochebene um Reusten fällt ab ins Gäu, das mit seinen Feldern dem Schwarzwald entgegenschwebt. Die Hänge des Schönbuchs senken sich steil ab und laufen ins Tal sanft aus. Dort die Dörfer Breitenholz und Kayh.

Die Baugeschichte der Burg liegt im Dunkel. Man vermutet, daß schon im hohen Mittelalter ein Bau oberhalb von Entringen auf dem Schönbuchrand gestanden hat. Zwei Urkunden des Klosters Beben-

hausen legen diese Vermutung nahe; sie stammen aus den Jahren 1293 und 1294. In einer weiteren Urkunde, sie ist dem Pfalzgrafen von Tübingen zugeschrieben, ist ebenfalls die Rede von einer *Burg Entringen*. Sicher ist, daß zwischen 1469 und 1488 an einen schon bestehenden Turm ein Wohnschloß gebaut worden ist. Von diesem Turm berichtet Christian Heinrich Zeller, Besitzer des Schlosses gegen Ende des 18. Jahrhunderts: *Ein großer alter Turm bildete das östliche Brückentor. Eine hölzerne Zugbrücke führte über den großen Burggraben dahin. In dem Turm waren unter- und überirdische Kerker gewesen. Man fand darin noch Gebeine, eiserne Armbrustpfeile und einen eisernen Arm an der Mauer, in welchem noch der Armknochen eines Mannes war, der einst in dem schrecklichen Kerker schmachtete. Ja, das Leder in dem eisernen Handschuh war, halb verfault, noch zu sehen.*

Kein Wunder, daß der Hofrat Zeller den Turm nach diesen grausigen Funden sprengen und in den tiefen Burggraben stürzen ließ.

Heute steht der Besucher von Hohenentringen vor einem langgestreckten Steinbau – dreigeschossig und von einem Walmdach bedeckt. Hofwärts steht ein halbrunder Turm an das Gemäuer gelehnt. Man betritt ihn und gelangt über eine steile Wendeltreppe in die oberen Stockwerke. In der Gaststube fällt eine merkwürdige Darstellung an der Wand auf: Kinder, Kinder, Kinder drängen sich von der Burg den steilen Abhang hinunter in das Dorf zur Kirche. Während die letzten die Wehrmauer verlassen haben, schreiten die ersten unten durch das Kirchenportal. Ein adeliger Familienwurm! Über hundert Personen!

Im Jahre 1417 wohnten fünf Ritter mit ihren Familien auf der Burg. Die Zahl der Kinder ist urkundlich verbürgt. Die drei Familien von Hailfingen hatten zusammen 60 Kinder. Rudolf von Ehingen hatte 19 Kinder zu versorgen und Hugo von Gültingen 21 Kinder. Das ergibt genau hundert! Alle lebten *friedlich und freundlich*, wie uns Jörg von Ehingen in seiner Lebensgeschichte mitgeteilt hat.

Ritter Georg von Ehingen

Diese Lebensgeschichte des Ritters Georg – ein wunderbares Buch, das – noch im 15. Jh. geschrieben – im Jahr 1600 erschienen ist. Der Titel: *Reisen nach der Ritterschaft*. Georg von Ehingen ist als Sohn des Rudolf von Ehingen im Jahre 1428 auf Hohenentringen geboren worden. Seine Knabenjahre verbrachte er in Innsbruck am Hof des Erzherzogs Sigismund. Später zog der junge Georg nach Prag, um dort den Ritterschlag zu empfangen, nachdem er beim Erzherzog Albrecht in Rottenburg entsprechend ausgebildet worden war. Fortan mied er die Fürstenhöfe, um dem müßigen Leben zu entgehen. Er zog nach Rhodos, um mit den Johannitern gegen die Türken zu kämpfen. Dann begab er sich ins Heilige Land. In Jerusalem betete er für seinen greisen Vater. Und weiter ostwärts ging die Reise – nach Damaskus. Wie er schreibt, hat er auch das Haus, in dem der heilige Paulus gewohnt haben soll, besucht. Sein Ziel war Babylon. Er mußte die Wüste durchqueren. Es gelang ihm nicht. Er und seine arabischen Begleiter wurden von Reitern überfallen und gefangengenommen. Sie kamen aber bald wieder frei, nachdem ein Lösegeld von 30 Dukaten bezahlt worden war. Georg von Ehingen hat auch an Feldzügen gegen die Mauren teilgenommen. Er zog weiter über Südfrankreich nach Rom zum Papst. Von dort nach England und Schottland zum König Jakob, dessen Schwester Leonore die Gemahlin des Erzherzogs Sigismund war. Hochgeehrt, an welchem Hof auch immer er sich aufhielt, kehrte er im Jahre 1459 nach Tübingen zurück.

Barbara Gonzaga

Georg von Ehingen trat dann sofort in die Dienste des Grafen Eberhard im Bart, dessen Haushofmeister er wurde. Vielleicht faßte der Graf ein tiefes Vertrauen zu seinem Ratgeber, weil er selbst viele weite Reisen unternommen hatte – u. a. auch ins Heilige Land und mehrmals nach Italien. Vielleicht hielt er sich auch einige Zeit in Mantua am Hof der Gonzaga auf und lernte dort Barbara, die Tochter des Herzogpaares, kennen. Er schickte jedenfalls Georg von

Ehingen als Brautwerber an den Mantuaner Hof. Die Verlobung mit Barbara kam zustande – im April 1474. Die glänzende Hochzeit wurde diesseits der Alpen gefeiert. Aus dem Hofbrunnen des Uracher Schlosses flossen vier Eimer Malvasier, zwölf Eimer Elsässer und 500 Eimer Neckarwein, wie der Chronist berichtet.

Die Ehe blieb kinderlos. Nach dem Tode Eberhards zog Barbara nach Hohenentringen, das ihr der Gemahl vermacht hatte. Dort pflegte sie den Garten und nahm sich in Notzeiten der Armen an. Sie war sogar bereit, Speck und Bohnen mit dem Volke zu essen, wie überliefert wurde. Sie soll so dick geworden sein, fern ihrer sonnigen Heimat und fern der dort gepflegten kulinarischen und kulturellen Genüsse, daß sie sich nur mit Mühe bewegen konnte. Gestorben ist sie wahrscheinlich in Kirchheim/Teck, denn dort wurde sie im Dominikanerfrauenkloster beigesetzt.

Am Sonnenrand des Schönbuchs

Wandern wir nun auf der Höhe nach Breitenholz und nach Kayh. Wir blicken in das weite Halbrund, das durch die Schönbuchspitze zur Linken und den Grafenberg auf der Rechten begrenzt wird. Was für eine märchenhafte Landschaft, was für ein Paradies . . . ein schwäbisches Arkadien.

Jede Landschaft hat ihre Geschichte, und die des Ammertals ist wahrscheinlich nicht nur paradiesisch oder arkadisch. Oder gerade arkadisch? Damals vor einigen hundert Jahren zogen aufständische Bauern durch das Tal, versammelten sich in Kayh und strebten durch den Schönbuch nach Bebenhausen, um das Kloster zu plündern. Wütend kreuzten sie den Weg, den wir gerade mit Sonne im Herzen Richtung Obermönchberg entlanggehen. Dann kamen während des Dreißigjährigen Krieges Heerscharen im Ammertal zusammen, verwüsteten die Dörfer und schändeten deren Einwohner. Tod und Idylle. Das gehört im Ammertal zusammen. Und das ist auch Arkadien – eine Landschaft der süßen Sehnsucht und des bitteren Todes. So jedenfalls haben Homer und Virgil Arkadien definiert.

Und heute? Glücklicherweise kein Krieg und keine Revolution. Dafür fressen sich Beton und Teer durch die Gegend. Kürzlich wurde die Ammer wieder durch Industrieabwässer vergiftet. Vom kleinsten Stichling bis zur prächtigsten Regenbogenforelle trieben Tausende von toten Fischen zwischen Herrenberg und Tübingen im trüben Wasser. Wer für dieses Massaker verantwortlich ist? Man weiß es nicht. Wird man es je in Erfahrung bringen?

Auf dem Grafenberg oberhalb Kayhs blickt man

weit in das Land. In Nord-Süd-Richtung verläuft die Bodensee-Autobahn. Gedämpft vernimmt man das Rauschen der Fahrzeuge. Unter einem der mächtigen Türme der Wehrkirche von Kayh. Man sollte die einzigartigen Jugendstilfenster im Chor besuchen. Oberhalb von Kayh und zu unserer rechten Hand Obermönchberg. Wie ein kleines toskanisches Dorf schiebt es sich über einen Bergrücken des Schönbuchrandes. Der freistehende Kirchturm der einst von Hirsauer Mönchen erbauten Klosteranlage unterstützt noch diesen «italienischen Eindruck». Und noch etwas zeichnet diesen Ort aus: Obermönchberg soll mit Herrenberg durch einen Tunnel verbunden sein. Nach Herrenberg unterirdisch?

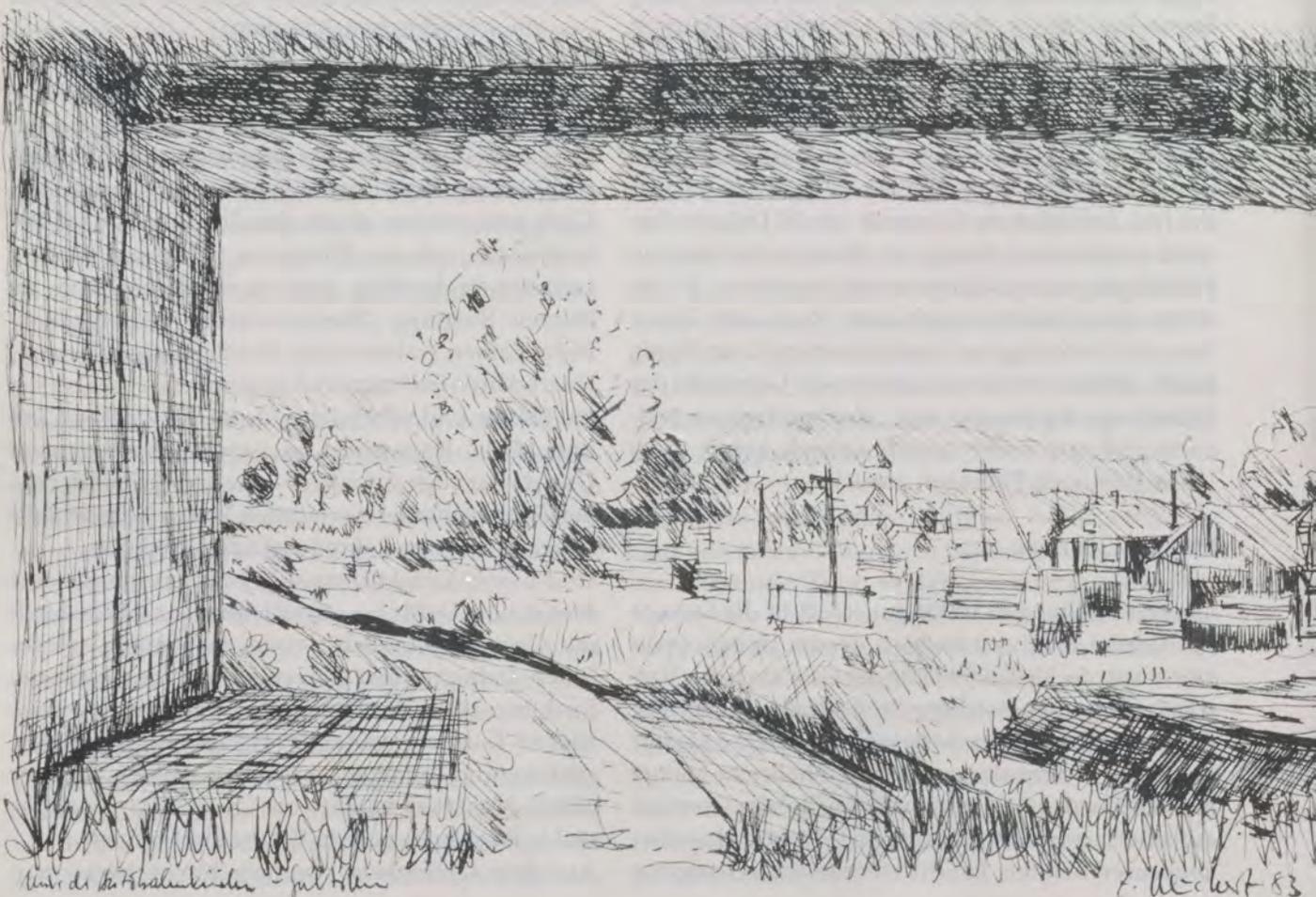
Unterirdische Gänge

Vor vielen Jahren ist ein Mann mit einer Wünschelrute zwischen dem Ober- und dem Unterdorf hin- und hergelaufen. Er war davon überzeugt, mit seinem Instrument den Tunnel aufzuspüren. Er fand ihn aber nicht. Auch bei späteren Grabungsarbeiten – es sollte eine neue Wasserleitung verlegt werden – stieß man auf keinen unterirdischen Gang. Der

Tunnel zwischen Herrenberg und Obermönchberg hat möglicherweise nur in der Phantasie der Leute existiert. Diese Phantasie erhielt immer wieder neue Nahrung. In einem der Schönbuchtäler, dort wo heute die Autobahn verläuft, ist einmal ein Pferdefuhrwerk eingebrochen. Fuhrmann, Pferde und Wagen verschwanden damals metertief im Erdreich. Ein ähnliches Unglück wiederholte sich übrigens viele Jahrzehnte später. Während der Arbeiten an der Autobahntrasse soll ein Raupenschlepper in den Wiesen plötzlich verschwunden sein. Er mußte aus einem tiefen Erdloch, in das er hineingerutscht war, geborgen werden. Diese Einbrüche sind zu erklären: Die Talsohlen durchzieht eine Gipskeuperschicht, die durch Quellen oder Rinnsale ausgewaschen werden kann.

Im Kapuzinerkeller der Kirche findet sich eine zugemauerte Tür; und im ehemaligen Schloßkeller von Herrenberg ebenfalls. Zwischen beiden Türen – doch ein Tunnel? Betrachten wir die Baugeschichte der Obermönchberger Kirche: Über dem Kapuzinerkeller erhebt sich ein kleiner Saalbau. Er wurde an Stelle der im Jahre 1748 abgerissenen Klostergebäude errichtet. Wenige Meter entfernt, freistehend

Gültstein, durch die Autobahnbrücke gesehen



Wendelstein bei Föhrland - mit Klein

E. Meckert 83



Blick auf Herrenberg mit der beherrschenden Stiftskirche

in italienischer Weise, der Kirchturm. Er muß um 1100 erbaut worden sein. Östlich befanden sich der Chor und westlich anschließend das Kirchenschiff. Es handelte sich offensichtlich um eine Chorturmanlage. Strebepfeiler und ein zugemauerter Triumphbogen sowie eine Wandnische, die als Sakramentshäuschen gedient haben dürfte, deuten darauf hin. Im Turm kann man sogar noch Freskenreste ausmachen. Nach der Chronik des Vogts Heß sind sie zusammen mit biblischen Themen der ehemaligen Kirche im Jahre 1532 entstanden. Gemalte Pilaster und Ornamente deuten ferner auf eine illusionistisch ausgestaltete Chorpartie.

Dort, wo damals das alte Kirchenschiff stand, befindet sich heute der Friedhof – und darunter – möglicherweise der Tunnel. Vielleicht haben die Mönche damals einen Verbindungsgang vom Kapuzinerkeller zur Kirche gegraben – vielleicht auch ein wenig weiter den Stollen vorangetrieben – als Fluchtweg. Ähnliche Gründe mögen auch für das Herrenberger Vorhaben maßgeblich gewesen sein: In unruhigen Zeiten waren Schloßbewohner auf Fluchtwege und Fluchttunnel angewiesen.

Ursprung der Ammer

Nun aber zur Ammerquelle und nach Herrenberg. Hinter Gültstein begegnen wir den Ammermühlen, die malerisch zwischen Buschwerk und Weiden liegen. Wir besteigen einen nicht sehr hohen Wall, um auf ihm kurz nach der ersten Ammermühle die viel befahrene B 24 zu überqueren. Es handelt sich hier um einen verwaisten Bahndamm. Bohlen und Schienen sind herausgerissen. Die Ammertalbahn pendelt schon längst nicht mehr zwischen Herrenberg und Tübingen. An Schrebergärten und Einfamilienhäusern vorbei nähern wir uns der Quelle. Sie ist an den hohen Bäumen inmitten einer Wiese leicht zu erkennen. Drei kleine Tümpel, umgeben

von wild wucherndem Gras, bringen die Ammer hervor. Hier eine Plastiktüte, weiß-orange, und dort die unvermeidliche Blechdose. Ein paar Papierfetzen. Kein Mensch zu sehen. In der Ferne tuckert ein Traktor über das Feld. Und ob der Spaziergänger den windschiefen Pfahl mit dem Schild *Ammerquelle* beachtet, ist fraglich.

Herrenberg – einmal nicht aus der Postkarten-Perspektive

Setzen wir unseren Weg fort und suchen den Bahndamm. Wenige Schritte von der Quelle entfernt ein kaum befahrener Tunnel. Was für ein überraschendes Bild, das von der Bogenform des Tunnels gerahmt wird: Vor uns eine weite Wiese. Links ein Telegrafmast und dahinter Fabrikgebäude. Ihnen zur Seite bunt übereinandergestapelte Kisten. Abgestellte Laster und ihre Anhänger bereichern die Szenerie. Irgendwo, rot leuchtend, ein Pkw. Jetzt erst bemerkt man die Herrenberger Stiftskirche. Und man ist erstaunt, sie so spät entdeckt zu haben, ein Symptom für die «mediengeprägte» Einstellung unserer Wahrnehmung. Nein, Herrenberg kennen wir vorwiegend aus der Postkarten-Perspektive. Die Stiftskirche neben einem banalen Fabrikgebäude? Das ist unglaublich.

Wir stehen am Stadtrand von Herrenberg. Vor uns der Industriegürtel, dahinter die Altstadt. Und so ist es richtig. So sollte der Eindruck von einer mittelalterlichen Stadt im 20. Jahrhundert vermittelt werden. Immerhin arbeiten hier die Menschen, die Herrenberg zu einer wohlhabenden Stadt gemacht haben. Wenn die industriellen Attribute auch stören, sollten wir daran denken, daß wir ihnen die Finanzierung dessen verdanken, was wir staunend bewundern: unter anderem die einzigartige Stiftskirche, deren Restaurierung viele Millionen Mark gekostet hat. Und diese Restaurierung war nötig, denn

sonst würde dieses Wunder Südwestdeutschlands nicht mehr stehen.

Die Herrenberger Stiftskirche – ein in der Tat nicht geheures Werk! Im Jahre 1742 soll der Baudirektor von Leger sich geweigert haben, in einem nicht weit von der Kirche entfernten Haus Quartier zu beziehen, da er mit dem Einsturz des Kirchturms rechnete. Die Geschichte der Herrenberger Stiftskirche ist zugleich eine ihrer Restaurierungen. Über Bauschäden am Turm hat man schon im 15. Jahrhundert berichtet, zu einer Zeit also, als das Gewölbe konstruiert wurde. Mit dem Westbau hat man allerdings schon um 1300 begonnen, und der Chor wurde in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geweiht. Im 16. Jahrhundert werden Baumeister aus Tübingen nach Herrenberg geholt, um erneute Schäden am Turm zu beheben. Eichenbalken wurden als Stützelemente eingezogen.

Ich sprach von einem Turm – aber es waren ja dann zwei, die das Sockelgeschoß des Westwerks krön-ten. Im Jahre 1749 wurden diese beiden Türme gestutzt, um der barocken Zwiebel Platz zu machen. Der Grund für diesen entscheidenden Umbau war in den Erdbewegungen des Jahres 1733 zu finden. Auf dem Marktplatz entstand eine Erdspalte, Häu-sergiebel verschoben sich. Stürme und Blitzschläge in den darauffolgenden Jahren sollten die Türme ebenfalls schwer mitgenommen haben. Die Ursachen für diese Schäden sind in der Bodenbeschaffenheit des Schloßberges zu suchen. Der

Berg wandert – langsam aber stetig auf das Gäu zu. Messungen haben ergeben, daß der Turm auf der Südwestseite pro Jahr um einen Millimeter sinkt. Die Kirche ist nunmehr rund 700 Jahre alt, – ist also schon um stattliche 70 cm gesunken!

Man hat schon sehr früh festgestellt, daß die Fundamente des Turms nur teilweise auf festem Gestein ruhen, die Seitenzonen stecken in weicherem Boden. So drohte der Turm auseinanderzubrechen, da die Pfeiler seitlich absackten. Am Ende des 18. Jahrhunderts, im Jahre 1799, mußten aufgrund weiterer Bodenbewegungen Kanthölzer in das Turmgewölbe eingemauert werden. Das Gewölbe hat man herausgenommen und das prächtige Fenster zugemauert. Und so ist es weitergegangen, bis auf den heutigen Tag: Im November 1971 mußte die evangelische Kirchengemeinde ihr Gotteshaus schließen. Und nun stand man vor der Entscheidung: Sollte man die Kirche abreißen oder auf weitere Jahrzehnte sichern. Den Berg, da war man sich einig – könne man nicht aufhalten. Auch noch so viele «Betonspritzen» vermögen kein sicheres Fundament zu schaffen. Aber man könne die Kirche so stabilisieren, daß sie den Marsch des Berges schließlich mitmacht. Die Turmwände wurden zusammengespannt und in das Turminnere zwei Betondecken zur «Versteifung» eingezogen, so daß die Kanthölzer wieder herausgenommen werden konnten. Dadurch wurde der ursprüngliche Zustand fast wieder hergestellt. Man kann nur hoffen, daß diese Arbeiten die Herrenberger Stiftskirche für 100 bis 150 Jahre gesichert haben.

75 Jahre Pfullinger Hallen*

Max Bächer

75jährige gibt es nicht wenige. Man nennt sie Alte, obwohl sie oft jünger sind als die Jungen. Man feiert ihre Geburtstage und hört, was sie vom Leben erzählen, das hinter ihnen liegt. Geburtstage von Bauten werden selten gefeiert, und man muß schon fragen, was es auf sich hat, wenn eine Stadtverwaltung zu einem Fest einlädt, bloß weil ein Gebäude 75 Jahre alt geworden ist. Dabei sind Geburtstage von Bauten gar nie genau festzustellen. Zählt die Einweihung, die Fertigstellung, die Grundsteinlegung, der Entwurf, der Bauauftrag? Architektur schlüpft nicht geschwind aus dem Ei wie ein Huhn. Sie hat viele Väter und Mütter, und oft schlummern im Schoß der Zeit schon jahrelang ungeborene Ideen, bis ein glücklicher Umstand sie an irgendeiner

Stelle zur Welt bringt. Architektur ist immer Reaktion auf irgend etwas. Sie reagiert technisch-praktisch auf nützlichen Bedarf. Sie reagiert programmatisch-inhaltlich auf politische Veränderungen. Und sie reagiert ästhetisch-gestalterisch auf den Wandel gesellschaftlicher Wertvorstellungen, die sie nachzeichnet, zu verändern sucht – oder im Stich läßt. Von welchen Zufällen ihre Geburt auch abhängig ist: sie bedarf zu ihrer Verwirklichung immer einer Initiative, eines Willens zum Bauen, eines Auftraggebers. Und so spricht sie immer ein Zeugnis über die Zeit und ihre Mächtigen. Die Steine reden. Aber verstehen wir immer, was sie sagen? Wovon erzählen die Pfullinger Hallen, zu deren Geburtstag ich hier als Architekt, der dieser Stadt durch eine über zwanzigjährige Beratungsarbeit verbunden ist, eine Festrede halten soll?

*Festrede, gehalten am 4. 12. 1982 in den Pfullinger Hallen.

Ausplünderung der historischen Stile

Schauen wir zurück ins 19. Jahrhundert. Die Industrialisierung hatte begonnen, die Welt zu verändern. Die alten Zünfte mit ihren strengen Regeln waren aufgelöst; Gewerbefreiheit gab jedermann das Recht, sich seinen Beruf selbst zu wählen oder zu produzieren, was ihm Spaß machte. Das Handwerk wurde zunehmend von der Maschine abgelöst, die Produkte beliebig oft vervielfachen – und Menschen arbeitslos machen konnte. Wer im Besitz der Produktionsmittel war, konnte enorme Reichtümer erwirtschaften. Besitzendes Bürgertum und Proletariat entstanden und schieden sich voneinander. Die Steigerung des Reichtums forderte Ausweitung des Marktes und drängte zur Selbstdarstellung. So fanden in allen Industrieländern die nationalen Einigungsbewegungen die Unterstützung des Kapitals, mit dessen Hilfe sich die neuen Reichen und die neuen Reiche ihre Monumente der geschichtlichen Legitimation schufen. So trieben – während Technik und Industrie ihren Siegeslauf begannen – historische Stile plötzlich nie gekannte Blüten, und die atemberaubenden Aufgaben der Neuzeit wie Bahnhöfe, Ausstellungshallen, Kaufhäuser, Museen, Gerichtsgebäude und Fabriken

verkleideten sich in romanischer, gotischer oder Renaissancekostümierung, als ob man das Rollen der Räder und Transmissionen damit übertönen wolle. Die Fülle der Aufgaben in der fortgeschrittenen Phase der Industrialisierung führte zu einer hoffnungslosen Ausplünderung der historischen Stile, die man fast wie gemischten Aufschnitt bei Architekten und Baumeistern in Bestellung geben konnte, besonders in Deutschland, wo nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 fünf Milliarden Franc in die Wirtschaft gesteckt werden konnten. Da die Deutschen immer schon die Neigung hatten, sich wie Parvenues zu benehmen, wenn sie zu Geld gekommen waren, und mehr scheinen wollten, als sie waren, artete vielfach der Wunsch nach äußerer Selbstdarstellung in reines Protzertum aus, und die neue Gestalt mancher Städte bot sich als ein einziges stilistisches Fortissimo dar.

Echt, sachlich, schön

Von jeher hatten solche Überschlüge in den Entwicklungen Gegenbewegungen besonders bei jenen hervorgerufen, die sich entweder für die Wahrung kultureller und ästhetischer Werte oder für die künstlerische Interpretation ihrer Zeit zuständig

Ansicht von der Straße Pfullingen–Unterhausen her, ca. 1910



fühlten: Architekten, Maler, Bildhauer. Bezeichnenderweise sammelten sich die neuen Kräfte in jenem Land zuerst, in welchem auch die Industrialisierung zuerst Fuß gefaßt hatte, in England. Der englische Sozialreformer und Kunstkritiker John Ruskin kämpfte für eine neue Wirtschafts- und Sozialethik und nannte unter seinen Forderungen der Menschenwürde auch die Schönheit der Form und die ästhetische Qualität der Produkte. Er wurde zu einem der Propheten einer neuen Ethik des Bauens und Gestaltens nach den Regeln der Angemessenheit und Vernunft. Auch im kaiserprächtigen Deutschland erwachte eine Sehnsucht nach Zweckmäßigkeit und schlichter Sachlichkeit als Grundlage einer neuen, alles vereinenden Kunst. Vor allem ging es darum, die Architektur vom Schutt des Historismus zu entrümpeln. Nur wußte man nicht so recht, wie das Neue denn aussehen sollte, das dann darunter zum Vorschein kommen würde.

Im unbeirrbareren Glauben an ein goldenes Zeitalter träumten die einen von einem neuen Gesamtkunstwerk, von einem allumfassenden Stil, der von der Kunst über das Haus, das Gerät bis hin zur Kleidung einen neuen Geist atmen sollte. Diese *Art Nouveau* konnte bald dank der Förderung durch den hessischen Großherzog Ernst Ludwig in der Darmstädter Künstlerkolonie ihren deutschen Sieg feiern. Aber die Schöpfer und Anhänger dieses Jugendstils unterlagen einem doppelten Irrtum: sie glaubten, durch ein organisch-naturhaftes Kunsthandwerk das Teufelswerk der Maschine zunichte machen und einen neuen Stil «erfinden» zu können. So entstand eine sehr eigenwillige und exotisch schöne Mode, die sich zunehmend in oberflächlicher Dekoration erschöpfte und zum Entsetzen ihrer idealistischen Verkünder nach kurzer Abwehr bereits von der Industrie aufgegriffen wurde, da die üppig wuchernden Blattranken besonders geeignet waren, Produktionsfehler zu überspielen und damit den Ausschuß verringern halfen. Und da der Jugendstil aus dem 19. Jahrhundert etwas sehr Charakteristisches und zugleich Problematisches übernommen hatte, nämlich die Überschätzung des Ornaments, so trug dieser künstlich künstlerische Stil auch schon sämtliche Zeichen der Entartung in sich.

Die anderen suchten weniger nach einem neuen Stil, als vielmehr nach der Anknüpfung an die abgerissenen Traditionen alter Handwerkstechnik. Sie entdeckten in ihnen die Schönheit der reinen Zweckmäßigkeit und der sachlichen Vernunft. Sie forderten die materialgerechte Auswertung der überkommenen Baustoffe, die Ehrlichkeit der Konstruktion und bemühten sich, in traditionsorientier-

ter Einfachheit unter ausdrücklicher Ablehnung jeder eklektizistischen Nachahmung und vor allem des Ornaments der historisierenden Maskerade der Zeit ein Ende zu bereiten.

Theodor Fischers Gesellschaftshaus

Es mußte zu einer Auseinandersetzung der beiden Gruppen kommen, die vom gleichen Willen beseelt zu so völlig unterschiedlichen Auffassungen gelangt waren. Als Überwindung des Jugendstils wurde die Gründung des Deutschen Werkbunds im Jahr 1907 angesehen, einer Vereinigung von Architekten, Künstlern, Industriellen, Handwerkern und Politikern, die sich die Veredelung der industriellen Produktion nach den Prinzipien der Reduktion auf das Wesentliche zum Ziel gesetzt hatte und bis heute eine wichtige Instanz in der Gestaltung einer menschenwürdigen Umwelt geblieben ist. Eines der Gründungsmitglieder des Deutschen Werkbundes war ein Architekt, der soeben einen neuen Bau, ein Gesellschaftshaus im Geiste dieser Bestrebungen fertiggestellt hatte: die Pfullinger Hallen.

Der Architekt war der 45jährige Theodor Fischer, der an der Technischen Hochschule in München

Theodor Fischer (1862–1932); Foto von 1909.



studiert hatte, bevor er in das Büro des berühmten Architekten Wallot nach Berlin ging, wo er am Entwurf für das Reichstagsgebäude arbeitete. Vielleicht hatte die Begegnung mit diesem monströs überladenen Nationalschrein entgleister Selbstdarstellung seinen künftigen Weg mitbestimmt. Jedenfalls kam er schon nach einem Jahr wieder zurück nach München, um dort als Bauamtmann das neugegründete Stadterweiterungsamt zu übernehmen. Nach einer fruchtbaren Tätigkeit, in der eine Fülle von städtebaulichen Planungen, Kirchen, Schulen und andere Bauten entstanden waren, folgte er einem Ruf als Professor an die Architekturabteilung der Technischen Hochschule Stuttgart. Er hatte sich auch über die Münchner geärgert, da sie einen reizvollen Entwurf zur Bebauung der Kohleninsel in der Isar abgelehnt hatten, auf der später das Deutsche Museum gebaut wurde. Doch schon sieben Jahre später schien sein Groll verraucht, und er nahm einen Ruf als Entwurfsprofessor an seine alte Hochschule in München an, wo er bis zu seinem Lebensende 1938 blieb. Das kurze schwäbische Gastspiel hinderte die Schwaben nicht, von «ihrem» Theodor Fischer zu sprechen, so wie ihn die Münchner als einen großen Sohn ihrer Stadt ehrten. In Wirklichkeit war er Schweinfurter und sein Leben lang Franke geblieben. Er wurde so alt, wie die Pfullinger Hallen jetzt sind und hinterließ eine stattliche Anzahl von Bauten, deren wichtigste sich im Raum Stuttgart und München konzentrieren. Die Bauten von Pfullingen, die Hallen und der Aussichtsturm auf dem Schömberg, bilden fast Anfang und Ende seiner schwäbischen Arbeitsperiode.

Landschaft und charakteristische Großform

Theodor Fischers Bauten, er sprach nicht gerne von «Architektur», zeigen gemeinsame Merkmale, die sich unabhängig von ihrer Entstehungszeit und von formalen Wandlungen festhalten lassen: ein fast intimes Eingehen auf die örtlichen Gegebenheiten, auf Landschaft, Stimmung, Topographie, lokale Bauformen und Materialien, kurz auf alle spezifischen Eigenschaften einer Situation. Diese waren für ihn deutlich übergeordnete Gesichtspunkte, die er auch noch über die Einzelanforderungen an Funktion und Zweckmäßigkeit stellte. Zunächst sollte sich ein Bauwerk in den allen zugänglichen übergeordneten Raum einfügen oder diesen mitgestalten. Studiert man seine Bauten eingehender, fällt immer eine charakteristisch geprägte Großform ins Auge, die zusammen mit einem sorgfältig gegliederten Dachkörper eine kompositorische Einheit bildet. So ergab sich eine von Fischer für notwendig

befundene maßvolle Monumentalität seiner Entwürfe. Die Außenflächen sind durch harmonische Proportionen und Aufteilungen bestimmt, unaufdringlich in ihrer Selbstverständlichkeit, aber nie langweilig oder nüchtern. Die dreidimensionale Silhouette des Baukörpers hat jedoch vorrangige Bedeutung, und das rhythmische Spiel der Öffnungen dient der Sicherung der Ausgewogenheit innerhalb der Gesamtkomposition des Baukörpers. Daher können Fischers Bauten auf äußeres Dekor verzichten, das allenfalls wichtige Bauteile wie Türen, Fenster oder Gesimse maßvoll hervorheben soll. War doch Theodor Fischer im Prinzip jedes unnötige Ornament genauso zuwider wie seinem österreichischen Kollegen Adolf Loos, der wahrscheinlich das Tapezieren einer Gefängniszelle als Strafverschärfung angesehen hätte. So stellte sich Fischer in einen Gegensatz zum Jugendstil, den er – trotz gewisser Annäherungsversuche, wie zum Beispiel bei der Innen- und Außengestaltung des Hauses für den Stuttgarter Sanitätsrat Dr. Zeller – häufig kritisierte, und den er mit dem Vorwurf der Geschmacklosigkeit belegte.

So wie dem fränkischen Theodor Fischer das zwanglos liebenswürdige Straßenbild schwäbischer Ortschaften mit ihren immer etwas zusammengewürfelten Giebelhäuschen behagte, so fand sein Bekenntnis zur modernisierten Tradition und zum Unprätentiösen offene Ohren bei seinen schwäbischen Bauherren. Die konservative Grundhaltung zusammen mit seiner vernünftigen Fortschrittlichkeit, das waren die rechten Töne für einen schwäbischen Fabrikanten, der sich eben anschickte, großzügig zu sein. Schlichtheit konnte ja nicht gar so teuer sein. Fischers Aussage: *Für die äußere Architektur würde ich keinen Pfennig hergeben, der im Inneren noch zur Vollendung verwendet werden könnte*, hätte grad so gut der Leitspruch eines hiesigen Fabrikanten sein können, und könnte es heute noch sein. Nur: Fischer meinte damit die Überflüssigkeit dekorativer Verschönerungen an seinen Fassaden und sprach von einer Vollendung, nicht von einer «Fertigstellung» der Innenräume, und was er darunter verstand, das kann man im Festsaal der Pfullinger Hallen ablesen.

Dennoch bemerkten Kritiker von Fischer einen Widerspruch zwischen seiner Kampfansage gegen den Historismus einerseits und der Wiederkehr historischer Elemente an seinen eigenen Bauten. So läßt sich tatsächlich an der Erlöserkirche in Stuttgart eine gewisse Mittelalterlichkeit nicht übersehen, schon gar nicht die Renaissance-Anleihe der Bogenhalle des Stuttgarter Kunstgebäudes, das seine Verwandtschaft mit den Arkaden von Brunneleschis

Findelhaus in Florenz gar nicht leugnet. Der ins Riesenhafte übertragene gotische Spitzbogen, über dem sich die beiden Türme der Ulmer Garnisonskirche vereinigen, ist ein grandioses historisches Motiv, und selbst in der Reihung der romanischen Rundbogenfenster auf der Ostseite oder an den Galleriefenstern der Südseite der Pfullinger Hallen lassen sich mühelos Elemente vergangener Stilepochen belegen. Fischer hielt es immer für legitim, sich vorhandener architektonischer Mittel zu bedienen, die sogar zum tragenden Motiv eines Entwurfes werden konnten. Aber er setzte sie in neue Zusammenhänge und verwendete sie unkonventionell, verfremdet, was ihm heute mancher baugeschichtliche Philister oder clevere Architekturkritiker schwer verübeln möchte, hat doch Architektur seit einem halben Jahrhundert asketisch, funktional und möglichst keimfrei zu sein, wodurch sich historische Kontinuität auch zunehmend verflüchtigt hat.



Louis Laiblin, Privatier und Kunstfreund

Wer nun zuerst auf den neugebackenen Stuttgarter Architekturprofessor aufmerksam geworden war, der alte Gminder aus Reutlingen oder der junge Laiblin aus Pfullingen, man weiß es nicht mehr. Jedenfalls war Fischer schon bekannt, kaum, daß er da war, obwohl man ihn eher als einen zurückgezogenen

Menschen schilderte. Aber es gab schließlich auch noch nicht Professoren wie Sand am Meer. Alle beide, der Gminder und der Laiblin, gehörten zu der Generation der neuen Mäzene wie Robert Bosch, Eduard Pfeiffer, Gustav Siegle und viele andere. Manche hatten noch selbst hinter der Werkbank gestanden und den später als Fabrikanten erwirtschafteten Mehrwert wirklich als ein Sozialprodukt gesehen, der für sie zugleich auch eine kulturelle Verpflichtung bedeutete. So erwachsen dem Volk Mäzene aus seinen eigenen Reihen, die auch die schönen Künste förderten, sehr zur Freude ihres Königs, dessen ohnedies immer schmaler werdende Privatschatulle auf diese Weise angenehm entlastet wurde, konnte man sich doch durch Titel und Würden revanchieren.

So trafen sich also eines Tages auf dem Schreibtisch des Pfullinger Privatiers Louis Laiblin zwei Bittgesuche, das eine vom Pfullinger Gesangverein, das andere vom örtlichen Turnverein, die beide von seiner tatkräftigen Hilfe eine wirkungsvolle Verbesserung ihrer jeweiligen Unterkünfte erhofften. Mag sein, daß dem reichen Gönner das Anliegen der beiden Vereine grad recht in den Strumpf paßte: hatte doch der Gminder in Reutlingen gerade erst eine Siedlung für seine Arbeiter bauen lassen und von einem gewissen Theodor Fischer aus Stuttgart, die nicht schlecht angekommen war. Nun war wohl Laiblin am Zug. Und da man weder mit einer einfachen Turnhalle, noch mit einem Sängerheim so recht Staat machen konnte, war es sein Einfall, einfach beides miteinander zu kombinieren. Ein unternehmerischer Geniestreich, ebenso ein schwäbischer Geistesblitz. Die beiden Pfullinger Vereine bekamen zwar nicht ganz das, was sie sich vorgestellt hatten; und sie wären wohl auch lieber für sich allein geblieben. Auch gereichte es ihnen gar nicht zum Frohsinn, daß der Stifter ausdrücklich von einer Bewirtschaftung der Einrichtung Abstand nahm und nichts für Bier und Leberkäs nach getaner Arbeit übrig zu haben schien. Aber einem geschenkten Gaul schaut man bekanntlich nicht ins Maul, und so bekamen die Pfullinger statt dessen ein «Gesellschaftshaus», das – vermutlich zu ihrer eigenen Überraschung – der *Pflege des Edlen und Schönen* geweiht sein sollte und in dem *alle Kreise mit idealen Bestrebungen jederzeit herzlich willkommen sein sollten*.

So war man in Pfullingen zunächst wohl etwas reserviert, und dementsprechend fiel auch der Bericht im Echazboten vom 4. November 1907 über das erste Konzert sehr zurückhaltend aus. Die Architektur der «Pfullinger Hallen», wie sie auf Vorschlag des Architekten kurz und bündig genannt wurden, war mit keinem Wort erwähnt. Man wollte wohl dem



Grundsteinlegung der Hallen 1905. In der Mitte links Theodor Fischer (mit Mantel am Arm), rechts Louis Laiblin (im hellen Anzug).

fachlichen Urteil nicht vorgreifen, das dann am 22. November auch noch recht verhalten klang. Dort wird lediglich konstatiert, daß das Gebäude *nur durch die innere Notwendigkeit seines Vorhandenseins überrasche*, eine durchaus unserer heutigen Architektur- und Kunstkritik würdige Aussage, und daß es *wie ein breites, stattliches gastliches Wohnhaus* aussehe. Es brauche ja auch gar nicht zu prahlen und zu gleißen, denn dieses Haus sei ein Geschenk des Privatiers Louis Laiblin und sei schließlich dem Turnen, der leiblichen Kraft und der Schönheit gewidmet. Eben. Eine gewisse Enttäuschung ist da gar nicht zu überhören, betrachtete man doch diese neue Einfachheit in der Baukunst mit Geringschätzung und neigte vielmehr zu einer etwas pompöseren Architektur, bei der man auch noch sah, daß sie Stil hatte.

Halb Kloster halb Bauernhaus

Aber schon bald erfuhren die Pfullinger, was sie da Großartiges gewonnen hatten. Der bekannte schwäbische Kunsthistoriker Julius Baum, dem wir so viele bau- und kunstgeschichtliche Beschreibungen unserer Heimat und nicht wenige handfeste Fehltrübe zu verdanken haben, würdigte die Pfullinger Hallen *als das was sie sein wollen, nämlich als ein Werk des wiedererwachten monumentalen Stils und des Willens zum Großen*. Hier fühle man nach einer fast hundertjährigen Epoche künstlerischer Anarchie

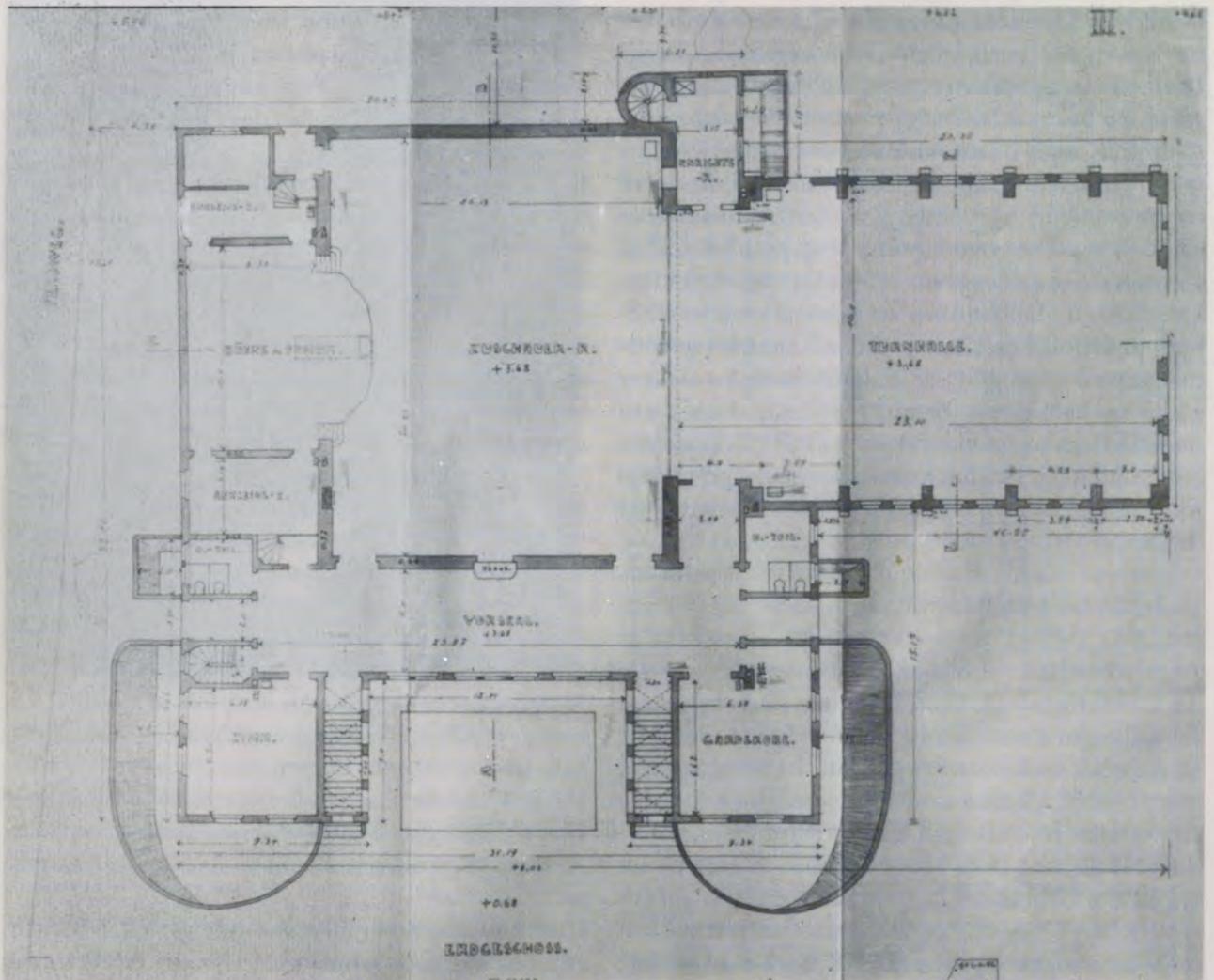
endlich wieder rein und stark und mit dem Aufatmen der Erlösung, daß auch in der Kunst nur das Gesetz uns Freiheit geben könne. 25 Jahre später wäre Julius Baum fast selbst das Opfer eines solchen Gesetzes geworden.

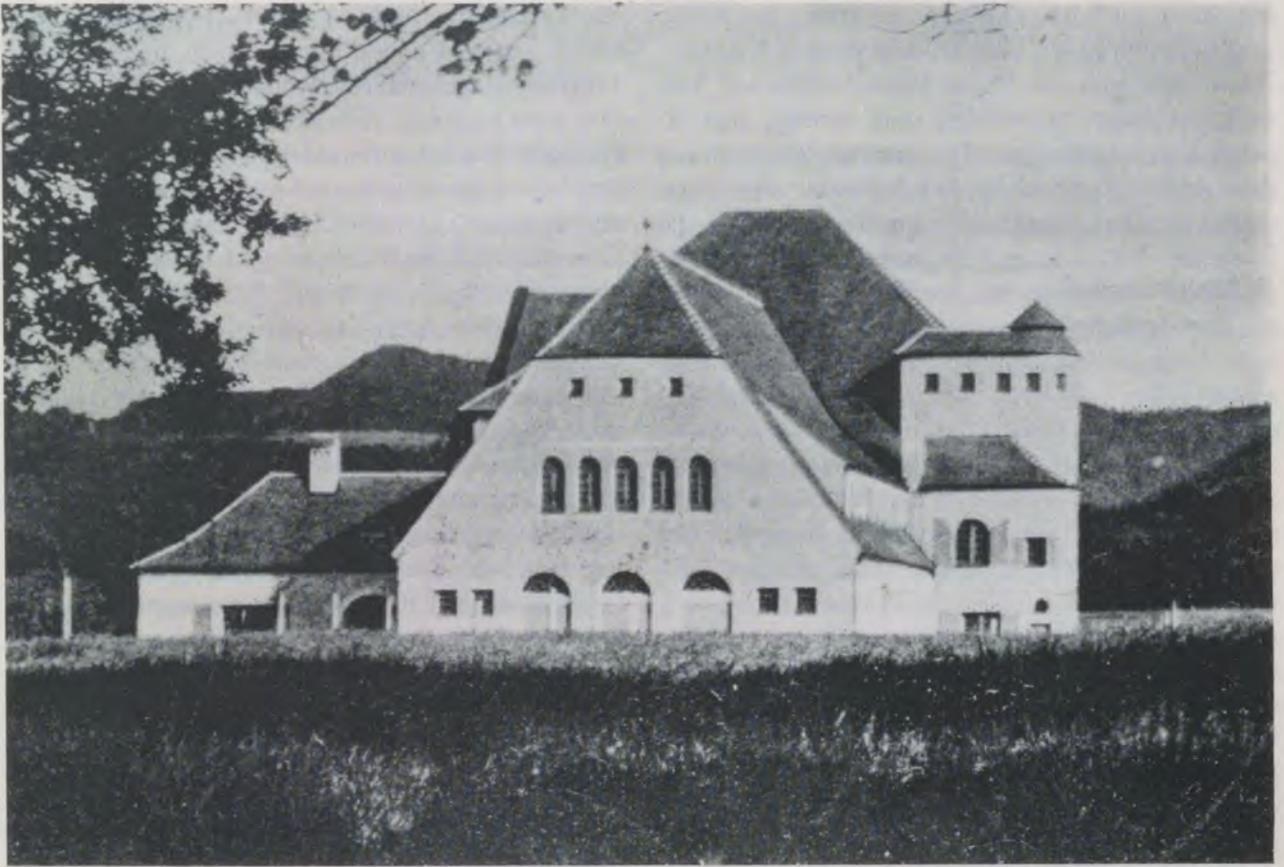
Der Herausgeber einer bekannten Halbmonatsschrift über Architektur mit dem recht anspruchsvollen Titel «Die Hohe Warte» sah in der wuchtigen Rhythmik bereits *deutsches Erbe und Wehrhaftigkeit, deutscheste, bürgerliche Art*. Das war erst 1908! Der Schreiber preist dort mit beredten Worten den Bau als eine *Art profanes Monasterium zum Kult der Hygiene und der ästhetischen Körperpflege*, wenn auch in der etwas veralteten Form der Turnerei, mit der sich aber immerhin ein gewisser ethischer Schwung verbinde. Es sei halb Kloster, halb Bauernhof, was hier in einem Albtal voll rauchender Essen geschaffen werden durfte, meint ein anderer. *Wer dachte vorher, so jubelt ein Rezensent, an das kleine Städtchen Pfullingen am Schwäbischen Alb? Das unbekannte Landstädtchen ist mit einem Male als eine Kunstresidenz in den Welthorizont emporgetaucht, und wir alle wallfahrten nach den Pfullinger Hallen, wie nach einem Gnadenkirchlein! Und er erkennt in dem Bau eine neue Profankirche und Theodor Fischer als ihren neuen Evangelisten! Wenn einer eine neue Volkskirche bauen soll, so wird er der Berufene sein!* Soweit der Schreiber Joseph August Lux.

Heute erheitern wir uns über einen solchen Bericht. Aber er erheiterte wohl kaum Theodor Fischer, dem

nichts mehr verhaßt war als solches leere Geschwafel. Er liebte die Sprache des natürlichen Empfindens und hielt nichts von intellektuellen Interpretationen. Er meinte: *Architektur über Stilfragen zu betrachten, heißt Literatur über Grammatik zu definieren.* Er mochte vieles nicht, das ihn begleitete, zum Beispiel *jenes spießbürgerliche Behagen, das die Atmosphäre mancher Altertums- und Heimatschutzvereine immer noch ausmacht und an dem viele lebendige Kunst zu ersticken droht.* Und er schrieb: *Ich betrachte ohnedies alles mit dem Aushängeschild «Heimat» nicht ohne Mißtrauen.* Fischer ließ und läßt sich nicht so leicht für dies oder das vereinnahmen, auch wenn seine Baukunst in ihrem Kern der guten, alten viel näher steht, als man damals zu erkennen vermochte. Für ihn waren die Pfullinger Hallen eine lockende Bauaufgabe, derer er sich in kürzester Zeit entledigen konnte. Am 8. Januar 1904 hatte sich Louis Laiblin zur Stiftung des Gesellschaftshauses bereit erklärt, und schon ein halbes Jahr später, am 18. Juni, waren die Pläne fertig, und der Aushub konnte beginnen. So lange dauert heute allein ein Geneh-

migungsverfahren! Fischer hatte draußen auf dem grünen Hang vor der Stadt eine ideale Situation für eine Bauaufgabe angetroffen, die ihm in allen Teilen entgegenkam: die Bewegung des Geländes, die Berge und Täler im Hintergrund, die Straße nach Honau unmittelbar an der Grundstücksgrenze, schließlich das einfache Programm, das ihm die Zusammenfassung der beiden Hallen unter einem großen, gegliederten Dach erlaubte, mit welchem er die typische Silhouette in die Konturen der Landschaft einfügte. *Je schlichter das Programm, desto näher dem Monumentalen,* lautete eine seiner Devisen, für die das Verständnis inzwischen wieder etwas reifer geworden scheint. Die Einheit der Form als Grundbestandteil seiner baukünstlerischen Philosophie ist auf der Bergseite am deutlichsten zu spüren, wo der Bau wie ein vielflächig angeschliffener Kalkfelsen erscheint, während er nach der Straße hin eher repräsentative Langeweile zeigt. Der ganze Bau ist durch das Spiel mit der Symmetrie bestimmt. Dem Grundrißgefüge liegt die Kreuzung zweier Symmetrieachsen zugrunde, von denen die eine die beiden





Straßenabgewandte Seite der Pfullinger Hallen; im Hintergrund Steilabfall der Schwäbischen Alb. Ca. 1910

Säle miteinander verbindet, die andere sich aus der Mitte des Festsaaes zu einer Eingangsfrent mit einem beiderseits flankierten Hof entwickelt. Die Fenster der Hauptfront sind nach klassischen Maßen in drei Zonen eingeteilt. Im Giebel liegt ein dreifach gegliedertes Fenster, dessen Form heute als postmodern gilt. Fünf große quadratische Öffnungen dienen der Belichtung des Saales, darunter sieben kleinere, rhythmisch zusammengefaßt und mit angedeuteten Säulen geschmückt der der Eingangshalle. Das Sockelgeschoß ist durch neun Öffnungen gegliedert, deren äußere jeweils eine abweichende Größe haben. So entsteht trotz der strengen Symmetrie eine maßvoll bewegte Gebäudefront. Auf der Bergseite und nach den beiden Flanken hin wird dieses Spiel der Proportionen allerdings wesentlich freier und auch für Fischers Architektur bezeichnender, weil sie weniger Zwängen unterlag.

Einheit von Architektur und Kunst

Aber irgend etwas überzeugt nicht an dem Grundriß und an der Anordnung der Raumfolgen. Es herrscht eine merkwürdige Unentschiedenheit in der Lage der Eingänge. Ein eindeutiger Haupteingang, wie ihn die Fassade erwarten ließ, fehlt ganz. Zwar sind

die beiden Treppen vom Vorhof her als Nottreppen im Plan gekennzeichnet. Aber sollten sie nicht eher Eingänge andeuten als die beiden an entgegengesetzten Flurenden liegenden? Und waren denn Nottreppen bei einem ebenerdigen Gebäude, dessen Säle sich nach allen Seiten ins Freie öffnen lassen, überhaupt erforderlich? Entweder lag hier ein Konflikt zwischen Fischers Absichten und den Wünschen seines Bauherrn vor, oder traten hier schon die Probleme von Bauten mit multifunktionaler Nutzung auf, die uns doch heute so hinlänglich gut bekannt sind? Vielleicht war Fischer selbst das Opfer einer vorgefaßten und sich nicht aus dem Wesen der Aufgabe ergebenden Symmetrie geworden und so einem architektonischen Zwang erlegen, gegen den er sich doch immer wehrte. Es schien Fischer nicht so wichtig gewesen zu sein, und das Gebäude ist trotz dieser Ungereimtheit in die Geschichte eingegangen. Die Gewohnheit und die willkommene Nutzung des erweiterten Turnhofes als Parkplatz haben von alleine den Haupteingang definiert. Auch Laiblins Bewirtschaftungsverbot wurde längst umgangen. Der kleine Kantinenanbau ist zwar keine Bereicherung der Komposition, aber sicherlich notwendig gewesen, um das Gebäude auch für heutige Anforderungen tauglich zu erhal-

ten, denn vielleicht gehören zur Pflege des Edlen und Schönen Essen und Trinken doch mit dazu. Zwar hatte sich der Stifter Louis Laiblin auf Stiftungsurkunden verstanden und verfügt, daß etwaige Änderungen am Bau nur mit Zustimmung des württembergischen Landeskonservators gemacht werden dürften. Wenn heute erneut die Frage der Nutzungsverbesserungen der Pfullinger Hallen an uns heranträte, so müßte man wohl auch an die Meinung des Architekten selbst erinnern, wonach *die beste und würdigste Erhaltung eines Kunstdenkmals die ist, die dem Denkmal am längsten den lebendigen Gebrauch sichert*.

Aber keiner dieser Fragen galt das Hauptinteresse Fischers bei der Konzeption der Pfullinger Hallen, sondern der ersehnten Möglichkeit, einen Bau gemeinsam mit Künstlern seiner Wahl und nach seinen persönlichen Anweisungen auszuschnüßeln, um so die Idee vom Gesamtkunstwerk zu verwirklichen. Nicht in der architektonischen Form liegt die überregionale und baugeschichtliche Bedeutung der Pfullinger Hallen, sondern in der bis in unsere Zeit hinein nur selten gelungenen Verbindung von Architektur und Kunst durch jene berühmten, in sich geschlossenen und doch völlig auf den Raum abgestimmten Wandgemälde.

Einfachheit und Redlichkeit

Fischers Bauten haben ihren Platz in der Baugeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts gefunden. Einflußreicher als durch seine Bauten hat er jedoch als Lehrer gewirkt und seine Ideen über seine Studenten weitergegeben, von denen nicht wenige, wie sein Assistent und späterer Nachfolger Bonatz, mit Schmitthenner und Wetzlar in seinem Geiste unterrichteten und diesen unter Generationen von Studenten verbreiteten. Trotz seiner kurzen Tätigkeit gelang es Fischer in Stuttgart, den Grundstein zu einer Schule zu legen, deren Einfluß und Haltung noch heute spürbar und ablesbar geblieben sind. Er stellte die Baukunst auf eine neue sittliche Ebene. Er brachte den Studenten bei, daß Einfachheit und Redlichkeit Grundprinzipien der Architektur sind, daß Stadtpläne nicht auf dem Reißbrett entworfen werden dürfen, sondern in Übereinstimmung mit der jeweiligen örtlichen Situation zu entwickeln sind, daß Straßen in Führung und Steigung dem Gelände anzupassen sind, daß jeder Bau auf seine Nachbarschaft und die Umgebung Rücksicht zu nehmen hat, daß ein Haus richtig zur Sonne orientiert sein muß, und daß Stadtbaukunst unverzichtbar die Sache von künstlerisch geschulten Architekten bleibt und nicht die von *Reißbrett-Theoretikern*,

die es offenbar um die Jahrhundertwende auch schon gegeben haben muß. Diesen anschaulichen Prinzipien, die auch die Arbeit anderer Architekten wie etwa Heinrich Tessenows bestimmten, verhalf Theodor Fischer in Süddeutschland zum Durchbruch und zur Anerkennung. So schuf er zugleich einen neuen Qualitätsbegriff, den er auch zur Grundlage für die Beurteilung historischer Bausubstanz erklärte. *Das Gute soll geschützt werden, nicht weil es geschichtlich ist, sondern weil es gut ist*. Wie dünn ist doch der Faden geworden, der unsere Zeit mit ihren eigenen Wurzeln verbindet!

So stellt sich bei dieser Gelegenheit für uns, die wir aus der Tradition der von Theodor Fischer entscheidend geprägten Stuttgarter Hochschule kommen und hier gemeinsam für die Stadt Pfullingen arbeiten, zum Schluß auch die Frage, wie er wohl über die Ergebnisse der Stadterneuerung von Pfullingen denken würde. Wir wissen, daß Fischer ein gütiger Mensch war. Aber er müßte zumindest die Spuren seiner Lehre in dem Bemühen erkennen, die Stadt als einen individuellen Organismus aufzufassen und ihre eigenen Gesetze zu finden und zur Grundlage der Planung zu machen. Es lohnt sich, diese Spur nicht zu verlieren.

Aber Theodor Fischer war nicht nur ein gütiger, sondern auch ein weiser und erfahrener Mann. So wußte er auch, daß Architektur und Städtebau nie besser sein können als das Bewußtsein ihrer Zeit, ihrer Menschen und jener, die sie im Auftrag einer demokratischen Gesellschaft zu veranlassen und durchzusetzen haben. Und wenn sich nun 75 Jahre nach der Einweihung der Pfullinger Hallen mit der Einweihung des neuen Stadtzentrums in diesem Jahr der Kreis mit einer Frage an Theodor Fischer nach der Qualität wieder schließen soll, dann gilt das Verdienst einer positiven Bilanz in erster Linie dem Mann, der dieser Aufgabe sein Leben gewidmet hat. Kurt App, der verstorbene Bürgermeister von Pfullingen, hat in seiner langjährigen Tätigkeit für diese Stadt in größter Bescheidenheit und ohne jedes öffentliche Aufheben mit ihrem Gemeinderat eine umfassende und behutsame Stadterneuerung begonnen, die mit Stolz als beispielhaft in unserem Lande bezeichnet werden kann. Aus beidem, aus der Einzelleistung des Bauherrn Louis Laiblin und seines Architekten Theodor Fischer wie aus der Gemeinschaftsleistung unserer Zeit ergeben sich jedoch verpflichtende Forderungen an die Zukunft: den gesellschaftlichen Anspruch auf die künstlerische Qualität von Architektur und Städtebau wahrzunehmen und immer wieder mit neuem Geist zu durchdringen, denn ohne Kunst und ohne Geist wäre nichts auf dieser Welt wert, gebaut zu werden.

Die Wandbilder in den Pfullinger Hallen und ihr Stifter Louis Laiblin

Rainer Hartmann*

Die Zeit, die den jungen Louis Laiblin prägte, war jene große Periode der Industrialisierung von 1870 bis zur Jahrhundertwende. Dabei war das Materielle so wichtig geworden, daß bald Gegenbewegungen entstanden, die sich bemühten, Gefühl, Ideale, Seele und Geist wieder in ihre Rechte einzusetzen. Der Mensch sollte sich aus der Knechtschaft des Materiellen lösen, und er sollte sich mit Schönerm und Edlem umgeben. Träger dieser Bewegungen waren im wesentlichen bürgerliche Schichten, die in einem neu errungenen Selbstgefühl neue Werte setzten. Neben der Befreiung von künstlerischen Abhängigkeiten wurde auch die Lösung von gesellschaftlichen und sogar sexuellen Vorurteilen proklamiert. Und weil es zu jener Zeit keinen verbindlichen Kunststil mehr gab, wollte man, und das ist einmalig, bewußt einen neuen Stil schaffen. Das hieß aber, man mußte die isolierten Kunstsparten wie Baukunst, Malerei, Musik u. s. f. wieder zusammenbringen. Man erstrebte wieder ein Gesamtkunstwerk. Die Pfullinger Hallen sind ein großartiger Versuch, ein solches Werk zu schaffen.

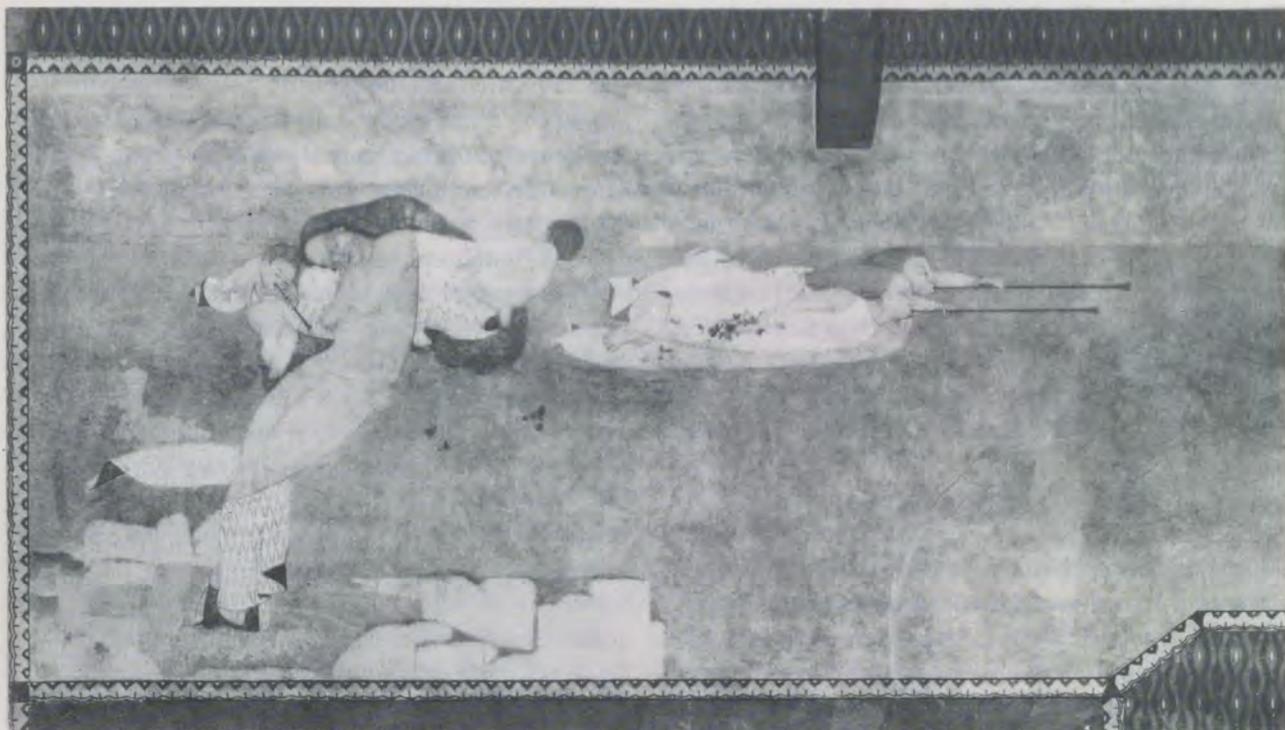
Im 19. Jahrhundert ahmte man die vergangenen Kunststile nach, jetzt versuchte man, Neues und Eigenes zu schaffen. Aus den heftigen Bemühungen darum erwachsen eine Reihe von Kunstrichtungen, etwa Jugendstil und Monumentalkunst. Sie kennzeichnen den Übergang in die neue Zeit der Technik und Experimente. Auf der Schwelle zwischen dem Alten, dem Historismus, und den eigenwilligen neuen Stilversuchen stehen auch die Malerei und die übrige künstlerische Ausstattung der Hallen. Es entsprach Laiblins Vorstellung, daß aus der Einheit von Raum und Bildschmuck der Festsaal den Charakter eines Musentempels erhalte, und daß dieser für alle Menschen da sei: die Bildung des ganzen Volkes war ein Anliegen Laiblins.

Bis jetzt konnte nicht genau geklärt werden, wie der junge Industrielle Louis Laiblin in die Sphäre von Kunst und Künstlern geraten ist. Es begann jedenfalls in jungen Jahren, als er um 1880 im Alter von 19 Jahren während seiner beruflichen Ausbildungs-

* Vortrag, gehalten am 4. 12. 1982 in den Pfullinger Hallen.

Von links nach rechts: Ulrich Nitschke, Louis Laiblin, unbekannter Herr, Louis Moilliet.





Louis Moilliet: Erwachen der Menschheit

zeit verschiedene Reisen machte. Daß er sich damals, und zwar in Wien, schon malen ließ, beweist seine frühe Beziehung zu künstlerischen Kreisen. Auf diesem Bild ist er noch stutzerhaft modisch dargestellt, ein Dandy. Später, auf dem Porträt von Heinrich Knirr, das etwa 1912 gemalt ist, sehen wir einen würdigen, liebenswerten Herrn, bürgerlich vornehm, aber ohne die Extravaganzen der Jugend. Louis Laiblin war 1883 in die Papierfabrik Gebrüder Laiblin eingetreten. Schon neun Jahre später schied er nach dem Tode seines Vaters wieder aus. Er ließ sich seinen Anteil auszahlen und begann ein Leben als Privatier. Der Tod seiner Frau Helene 1897 traf ihn tief. Er zog sich zunächst völlig von der Öffentlichkeit zurück. Erst im Laufe der Jahre gab er seiner Neigung zu Kunst und Wissenschaft nach. Er suchte dort Trost und auch neuen Lebensinhalt. Er öffnete sein Haus gastfreundlich Freunden, Künstlern, Dichtern und Gelehrten. Er begann wieder, sich in der Welt umzusehen, reiste in die Schweiz, nach Berlin, nach Paris, und er begann sein Geld zum Wohle anderer und zum Nutzen seiner Heimatstadt auszugeben. Ehrungen aller Art wurden ihm dafür zuteil.

Adolf Hölzel

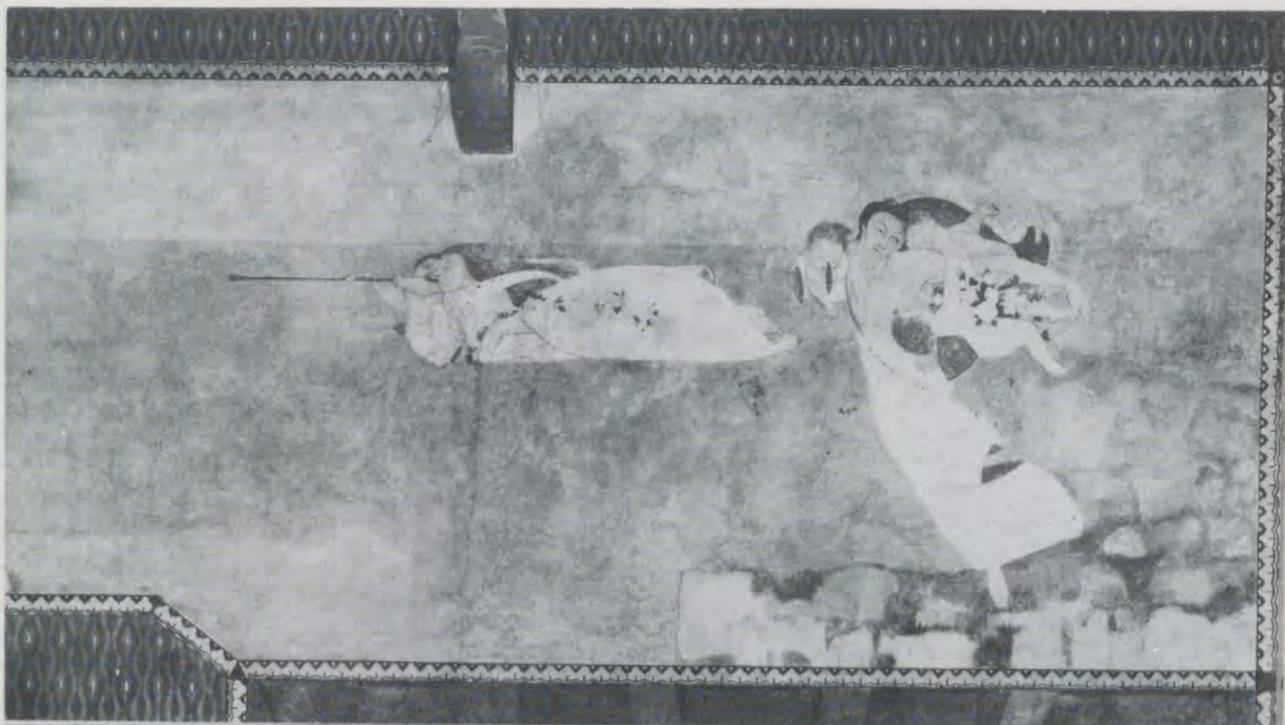
Als Laiblin sich 1904 entschloß, ein Gesellschaftshaus für die Allgemeinheit zu bauen, wandte er sich an Theodor Fischer in Stuttgart. Fischer war dazu-

mal einer der bedeutendsten Architekten Süddeutschlands. Es war geplant, ein Gesamtkunstwerk zu schaffen, also ein Gebäude, an dem alle Künste wie Baukunst, Malerei, Plastik, Kunsthandwerk beteiligt sein sollten. Man wollte eine stilistische Einheit schaffen. Laiblin wurde, so lassen die noch vorhandenen Dokumente aus jener Zeit schließen, durch Fischer mit Adolf Hölzel bekannt. Der war Professor an der Stuttgarter Akademie der Kunst, und er war ein hervorragender Lehrer und Maler. Hölzel sollte die Hallen ausmalen, er übertrug aber die Aufgabe Schülern seiner Malklasse. Der Gesamtplan für die Malerei wurde von Fischer und Hölzel gemeinsam erstellt.

Er sah vor: erstens eine Einteilung in jeweils zwei große Felder an jeder Wand, darüber kleine Figurenfriese, zweitens einen Farbplan auf der Grundlage von mattem Seegrün, bereichert durch Orange und Violett.

Architektur und Bilder sollten gemeinsam, so war es der Wunsch des Stifters, die Menschen erheben, sie einstimmen auf den Kunstgenuß, der ihnen in Form von Konzerten, Theater, Tanz und Vorträgen geboten werden sollte. Von Zweck und Sinn des Saales sollten die Bilder sprechen. Jedes Bild hat demnach eine tiefere Bedeutung.

Den Malern wurde viel Freiheit gelassen: es wurde sogar akzeptiert, daß sie die Flächeneinteilung nicht konsequent durchführten. Nur Moilliet, der Maler der Bühnenwand, hat sich völlig daran gehalten.



Louis Moilliet: Erwachen der Menschheit

Die Ausmalung des Saales dauerte vom Sommer 1905 bis zum Herbst 1907. Die jungen Künstler aus Stuttgart hatten eine Aufgabe zu bewältigen, wie sie seit Jahrzehnten keinem Künstler mehr gestellt worden war. Gelegentlich hört man in Pfullingen den kritischen Einwand, die Malereien der Hallen seien minderwertig, weil sie von Schülern und nicht von Meistern geschaffen worden seien. Dem ist entgegenzuhalten, daß durchaus auch Meister hier vertreten sind, und daß gerade der Umstand, daß noch Suchende hier wirkten, den Pfullinger Hallen eine besondere Einmaligkeit verleiht.

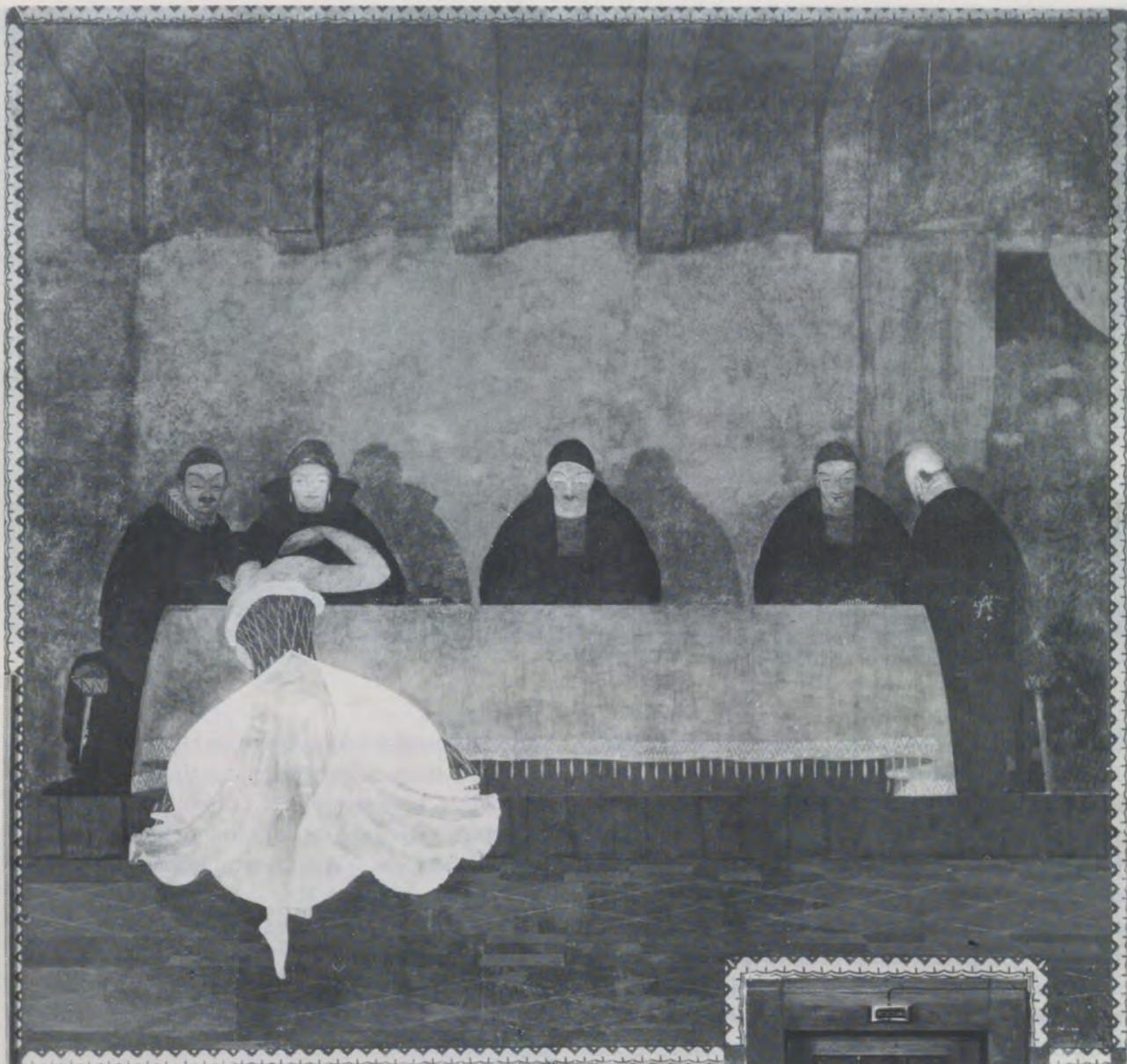
Ulrich Nitschke

Wenden wir uns nun den Bildern und ihren Malern zu. Wenn man hierzulande von den Pfullinger Hallen spricht, meint man gemeinhin Jugendstil, jenen Stil, der vom pflanzenhaften und flächigen Ornament, vom linearen Schwung lebt. In der Malerei wirkte er wesentlich dort, wo diese flächenhaft und dekorativ ist.

Er hat somit der Wandmalerei einen neuen Aufschwung gegeben. Die Bilder der Hallen als Jugendstil zu bezeichnen, ist aber nicht richtig. Zu ihm gehören nur die Darstellungen von Ulrich Nitschke, der sich an seinem Lehrer Franz von Stuck und am großen Wiener Meister Gustav Klimt orientiert hat. Über Nitschke weiß man so gut wie nichts. Er

stammte aus der Umgebung von Hamburg und verschwand nach seiner Arbeit in den Hallen, ohne Spuren zu hinterlassen. Nitschke hat den – leider nur noch in einem Teil vorhandenen – Bühnenvorhang entworfen, von ihm stammen die dekorativen Malereien unter und über den Fenstern, er hat die Ornamentfläche mit der schwebenden Figur und den Schlangen über der Mitteltür gestaltet. Seine beiden großen Bilder an der Eingangswand zeigen in ihrer Flächigkeit, in ihren ornamentalen Schwüngen von Gebärden und Gewändern jugendstilhaftes Element. Die Gemälde sind streng um eine Mittelachse komponiert: rechts und links sehen wir je fünf Frauengestalten auf grünem Rasen. Sie kehren dem Mittelfeld den Rücken zu. Vor ihnen liegen jeweils zwei Löwen. Über dem Rasen steht ein dunkler Waldstreifen mit violettblauem Himmel. Reiher und andere Vögel fliegen über den Horizont. Die Bilder sind flächig und ohne Schatten gehalten, die Köpfe sind im Profil, die Körper von vorn gesehen, wie wir es von ägyptischen Malereien kennen.

Was ist nun gemeint? Was sollen Figuren und Tiere bedeuten? Auf dem linken Bild herrscht Erregung: Entsetzensgebärden der Frauen, die Löwen haben den Rachen aufgerissen, die Vögel fliegen mit offenen Schnäbeln. Auf dem rechten Bild ist alles beruhigt und besänftigt durch die Macht der Musik. Sie wird verkörpert durch die stehende Figur mit der Leier und stellt vermutlich den griechischen Gott Apollo dar, der als Hüter der Künste, vor allem der



Südseite des Festsaals (Bühne): «Tanz» von Louis Moilliet

Musik gilt. Es kann indes auch der mythische Sänger und Halbgott Orpheus gemeint sein, der mit seinem Spiel Mensch und Natur zu besänftigen vermochte. Die Musik bändigt die Gewalt, ist die Formel, auf die man den Bildinhalt bringen kann.

Melchior von Hugo

Das Bogenfeld zur Turnhalle hat Melchior von Hugo gemalt. Da ihm die Gliederung in Felder große Schwierigkeiten machte, verzichtete er darauf und malte eine einzige Bildkomposition um die Öffnung zur Turnhalle. Hugo ist von allen Hallenmalern dem 19. Jahrhundert noch am meisten verpflichtet. Er steht in der Tradition der Münchner realistischen Schule, in der Nachfolge der Maler von Historie und

Mythologie. Hugos Gemälde ist ein völliger Gegensatz zu Nitschkes Darstellungen. Er mißachtet die vom Architektonischen geforderte Flächigkeit der Malerei, ihm fehlt am meisten unter allen seinen Kollegen, was ein Wandbild verlangt, nämlich Monumentalität. Ansonsten ist das Bild gut gemalt und im Gegensatz zu Nitschke perspektivisch richtig. Wieder finden wir Apoll, diesmal Geige spielend und über allem in der Mitte thronend. Zu ihm hin streben in rhythmischen Kurven engelgleiche Gestalten, die meisten in wallenden Gewändern. Es sind die personifizierten Schutzgeister von Menschen und Orten, und es sind die schöpferischen Mächte der Natur und der Künste. Das Ganze meint die Apotheose der Musik, die Erhebung der Musik ins Himmlische und Göttliche.

Hugo hat später noch einmal Wandbilder geschaffen, sich dann aber ab 1909 auf die Plastik und Graphik verlegt.

Louis Moilliet

Der Maler der Wand an der Bühnenseite ist Louis Moilliet aus Bern. Von ihm wissen wir aus Briefen, wie sehr er mit der übermächtigen Aufgabe gerungen hat, ja schier an ihr verzweifelt ist. Moilliet hat als einziger die vorgesehene Wandgliederung eingehalten: zwei große Felder unter einem schmaleren Bildfries. Links von der Bühne spielt eine Cellistin einem Gremium von Prüfern und Hörern vor, rechts finden wir eine Tänzerin vor dem Tisch der Richter. Beide Figuren, die Musik und den Tanz verkörpernd, flankieren die Bühne. Möglicherweise sollen die fremdartigen, asiatisch anmutenden Gesichter der dargestellten Personen auf die Herkunft der Künste aus dem fernen Osten hinweisen. Der Hintergrund auf beiden Bildern ist eine räumlich recht unbestimmte Ebene, die eine gewisse Unruhe auf die Wand bringt.

Auf dem Fries sehen wir links das Herannahen der Liebe (Venus) und rechts die Ankunft des Frühlings. Die Figur des Frühlings war ursprünglich als männ-

licher Akt geplant. Es ist bemerkenswert, daß das zu Protesten führte, obwohl doch weibliche Akte, zum Teil mit recht erotischem Flair wie bei Nitschke, immer unbeanstandet geblieben waren. Liebe und Frühling streben zur Mitte, dort finden wir das Erwachen der Menschheit. Das ist eine Gruppe von fünf Gestalten, die stark an Ferdinand Hodlers berühmtes Bild *Der Tag* (1900) anklingt. Der Gleichklang beider Werke ist auf den ersten Blick verblüffend. Es zeigen sich aber doch Verschiedenheiten, die beweisen, daß Moilliet nicht bloß abgemalt hat. Abgesehen davon, daß bei Moilliet die Gewänder eine große Rolle spielen, muß man folgendes beachten: Hodler stellt Bewegungsphasen des durch Figuren dargestellten Tagesablaufes dar, das Aufsteigen und Absinken vom Morgen bis zum Abend. Keine Figur ist der anderen völlig gleich. Moilliet zeigt dagegen eine ganz symmetrische Gruppe: rechts und links von der Mittelfigur sehen wir zwei fast identische, aber seitenverkehrte Paare. Daraus erwächst eine gewisse Starrheit, die aber dem Charakter des Wandbildes nur nützt. Moilliet, ein ewig Suchender und immer voller Unruhe, hat nach Pfullingen einen gänzlich anderen künstlerischen Weg eingeschlagen, als die Bilder der Hallen vermuten lassen. Er war befreundet mit Hermann Hesse, mit dem Kom-

Westseite des FestsaaIs: Bilder von Hans Brühlmann und die Plastik «Fortuna» von Kurt Albiker.



ponisten Othmar Schoeck, mit so berühmten Malern wie August Macke und Paul Klee. Mit Macke und Klee ist er auch viel zusammen gereist, z. B. nach Nordafrika, und dabei hat er sich zu einem bedeutenden Aquarellisten entwickelt, im Stil seinen Freunden ähnlich. In späteren Jahren widmete er sich der Glasmalerei.

Hans Brühlmann

Es bleibt uns jetzt noch die Betrachtung der Westwand, deren Meister Hans Brühlmann ist. Er ist wie Moilliet Schweizer gewesen, er war einer der großen Schüler Hölzels und ein Meister der monumentalen Wandmalerei. Brühlmann hatte durchaus das Zeug, sich einen unsterblichen Namen zu machen. Sein früher Tod – er beging wegen eines unheilbaren Leidens im Alter von 33 Jahren Selbstmord – hat diese Entwicklung leider unterbrochen. Seine großen Vorbilder waren Giotto, Hans von Marées, Puvis de Chavannes und andere. Er ist ihnen aber nicht verfallen, sondern hat trotz seiner Jugend schon sehr eigenständig gearbeitet. Seine zwei großen Bilder sind voll vom rhythmischen Spiel von bekleideten und unbekleideten Figuren, von Hockenden, Ge-

beugten und Stehenden. Sie stehen vor der sich dahinter erhebenden Toggenburger Landschaft. Diese Landschaft ist über beide Bildfelder hinweg durchgehend gemalt, die Linien des Hügels und des Horizonts setzen sich jeweils im anderen Bild fort. Die Gestalten sind von eindrucksvoller Verhaltlichkeit und wirken archaisch streng. Brühlmann hat sich als einziger nicht an das vorgegebene Gesamtthema *Macht der Musik und der Künste* gehalten. Links haben wir, einzeln und in Gruppen geordnet, Frauen, die sehrend auf den herabschwebenden Jüngling harrten. Er soll die Freude verkörpern. Das Bild heißt *Die Herabkunft der Freude*. Rechts finden wir Traurige und Enttäuschte, die nichts mehr erwarten. Das Bild heißt *Resignation*. Weil unser Wünschen und Sehnen nie vollen Erfolg findet, bleibt zuletzt nur die Entsagung. Vielleicht läßt uns Brühlmann hier einen Blick tun in seine Seele, die sein Schicksal schon vorausahnte. Ein melancholischer Grundton liegt über beiden Bildern.

Eduard Pfennig

Wir müssen nun noch zwei Maler erwähnen, deren Werke nicht mehr oder nur noch in Resten vorhan-

Hans Brühlmann: Herabkunft der Freude





Hans Brühlmann: Resignation

den sind. Da ist einmal Eduard Pfennig, der später in Stuttgart Professor geworden ist. Er hat die Nischen in der Turnhalle bebildert. Die Malereien sind leider nicht mehr vorhanden. Im Wandelgang sind in den Bogenfeldern über den Türen noch Darstellungen zu sehen, wenn auch recht abgeblaßt. Symbolische Bezüge zu Zweck und Sinn der Hallen finden wir in der Darstellung von Sonne und Vögeln – Vögel gelten seit alters als Verkörperung des Geistigen und Seelischen. Da gibt es auch noch, im Treppenhaus, einen Jüngling, der wie Atlas die Welt, so die Hallen auf dem Rücken trägt. Von Pfennig stammen auch vier Prospekte für Theateraufführungen. Ein schönes Beispiel ist die Gartenlandschaft mit dem Georgenberg.

Bruno Goldschmitt

Die Rückwand der Bühne zierte ursprünglich eine von Bruno Goldschmitt gemalte Bodenseelandschaft. Goldschmitt, der im Jahr 1900 zusammen mit Hermann Hesse, Ludwig Finckh u. a. die Künstlerkolonie «Unterer Bodensee» gegründet hatte, hat auch ein Temperagemälde geschaffen, das sich im Besitz der Stadt Pfullingen befindet. Darauf finden wir alle Bauten, die Fischer im Auftrag Laiblins erstellt hat, vereinigt: Schembergturm, Schützenhaus, die Hallen und den Erlenhof. Goldschmitt hat noch andere Bilder von Pfullingen gemalt. Er ist der

Wandmalerei treu geblieben und nachmals Professor in München geworden.

Hermine Winkler, Karl Albiker

Der künstlerische Schmuck des Saales wird abgerundet durch den 48 qm großen Bildteppich, den Hermine Winkler aus Stuttgart nach einem Entwurf von Richard Mahn gewebt hat, und durch eine Reliefplastik von Karl Albiker. Albiker ist 1919 Professor für Bildhauerei in Dresden geworden und hat dort bis 1945 gewirkt. Theodor Fischer hat ihn öfters für plastischen Schmuck herangezogen. Die auf einer Raubkatze stolz sitzende, ja thronende Dame wird gemeinhin als Fortuna, die Glücksgöttin, bezeichnet. Das ist sie sicher nicht, denn sie trägt nicht die Welt, sondern einen Früchtekorb auf dem Knie. Der Titel ist wahrscheinlich eine Verlegenheitslösung gewesen. Wenn wir in der Darstellung die Natur sehen wollen, die vom Menschen gestaltet und beherrscht wird, dann haben wir eine Deutung, die den Absichten der Erbauer entsprechen dürfte.

Sie, die Erbauer, die Planer, die Künstler, die Handwerker und Arbeiter haben alle zusammen ein Werk geschaffen, das denkmalhaft am Jahrhundertbeginn steht. Pfullingen hat durch die Hallen einen festen Platz in der neueren Kunstgeschichte erhalten.

Natur und Naturschutz

Der Feldberg im Schwarzwald. Subalpine Insel im Mittelgebirge. (Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 12.) Herausgegeben von der Landesanstalt für Umweltschutz. Baden-Württembergs, Institut für Ökologie und Naturschutz. Karlsruhe 1982. 526 Seiten, 315 Schwarzweiß- und 101 Farbbildungen. DM 60,-

Der Feldberg im Südschwarzwald, mit knapp 1500 Metern über dem Meeresspiegel höchster Berg der deutschen Mittelgebirge, beherbergt eine außergewöhnliche Flora. Sie beruht auf den vielfältigen Standorten des Gebietes. Flachmoore, Felsfluren, Weidefelder, Lawinenbahnen und Viehläger bilden am Feldberg ein überaus mannigfaltiges Standortmosaik mit ganz unterschiedlichen Pflanzengesellschaften. Sie haben jedoch bei aller Verschiedenheit etwas gemeinsam: sie enthalten neben hochmontanen Arten eine Zahl von Alpenpflanzen, von denen die meisten im Schwarzwald hier am Feldberg ihr einziges Vorkommen haben. Und das liegt nicht etwa daran, daß der Feldberg mit seinem Gipfel vielleicht gerade noch in die alpine Höhenstufe hineinragt – wie man vermuten könnte –, sondern bei den vielen Alpenpflanzen handelt es sich um Überbleibsel einer anderen Klimaperiode, um sogenannte Eiszeitrelikte, in dem Buch meist als Glazialrelikte bezeichnet. Diese These wird in dem Band über den Feldberg ausführlich erläutert, und dabei werden auch zahlreiche Pflanzen beschrieben und in einem Bildanhang gezeigt.

Sehr leicht lesbar ist dieses Kapitel ebensowenig wie die anderen über die Geologie, Geographie, Zoologie oder über das Klima am Feldberg. Denn die neun Autoren des gut 500 Seiten starken Bandes gehen streng wissenschaftlich vor und bedienen sich der jeweiligen Fachsprache. Stellenweise sind so ausgesprochen spröde Textpassagen entstanden, beispielsweise über die Mineralogie des Feldberggebietes. Und wie die Unterschiede zwischen den Alpenpflanzen und der alpinen Pflanzenwelt des Feldberggebietes beschrieben werden, das sei anhand des folgenden Zitats verdeutlicht: *Bei fast allen Arten ergaben sich beim Vergleich Unterschiede bei der Frostresistenz, der Photosyntheseleistung und der Wüchsigkeit. In fast allen Fällen war bei den Feldbergpflanzen die Photosyntheseleistung und Wüchsigkeit bei mittleren Temperaturen höher, die Frostresistenz dagegen geringer als bei den Alpenpflanzen. Die Blätter der Alpenpflanzen erscheinen im Durchschnitt etwas breiter, nicht ganz so schmal-lineal wie bei den Feldbergpflanzen. Der Feldberg ist also viel mehr als ein florensgeschichtliches Museum, er ist eine Fluchtburg einer subalpinen Pflanzenwelt und gleichzeitig Schauplatz ihrer allmählichen Weiterentwicklung zu neuen Arten.*

Aber das Buch über den Feldberg schildert nicht nur die Sonnenseiten, sondern auch die Probleme. Als Hauptproblem der Gegenwart wird da in mehreren Beiträgen

die Erosion angesprochen und mit eindrucksvollen Bildern dokumentiert. Ausgangspunkt des Problems sind meist menschliche Eingriffe, etwa Kabel- und Wasserleitungsgräben für militärische Anlagen auf dem Feldberg oder Skilifte. Sie führen dazu, daß die Grasnarbe verschwindet. Aber warum werden die braunen Kahlflächen nicht mit der Zeit von selber wieder grün? Hier spielen Kammeis und Wind eine wichtige Rolle. Kammeis – das sind aus dem Boden «herauswachsende» Eisnadeln, die die oberste Bodendecke mit Steinchen und jungen Graspflanzen um mehrere Zentimeter anheben. Bei der raschen vormittäglichen Erwärmung brechen die Eisnadeln dann auseinander und bei weiterem Abtauen sinkt die angehobene Bodenschicht wieder zusammen, wobei sich auf geneigten Hängen eine geringfügige Bodenversetzung ergibt. Auf dem Feldberg Rücken wird das Zurückweichen des Rasenrandes jedoch nicht nur dadurch gefördert, daß die Kammeisbildung ihn mit hoher Lufttrockenheit ständig unterhöhlt, sondern auch dadurch, daß der Wind an dem so entstandenen «Rasenkliff» eine gute Angriffsfläche findet. Nach dem Abtauen des Kammeises ist die oberste Bodendecke krümelig aufgelockert und wird mit all den in der trockenen Herbstluft verdorrten Graskeimlingen eine leichte Beute des Windes. *Verletzung des geschlossenen Rasens durch Tier oder Mensch, krümelige Aufbereitung des freiliegenden Bodens durch die Kammeisbildung und Abtransport durch den Wind, das sind die Hauptfaktoren, auf welche jede Rasenabschälung zurückgeführt wird. Daß neben dem Wind nach klaren Tagen auch der erste kräftige Regen für die Abtragung der lockeren Krümel Erde sorgt, dafür ist die kräftige Rinnenbildung ein untrügliches Kennzeichen.*

Die ersten Arbeiten zur Wiederbegrünung erodierter Flächen fanden 1969 bis 1971 vor allem im Bereich zwischen Feldberg und Seebuck statt. Sie waren zwar erfolgreich, aber ihre ursprüngliche Dichte hat die Grasnarbe noch nicht wieder erreicht. Und insgesamt führten die hohen Besucherzahlen am Feldberg dazu, daß die Bodenerosion weiter zunahm. 1978 wurde dann eine Bilanz aller Schäden erstellt und ein Plan zur Behebung erarbeitet. Danach erfordert allein die Beseitigung der größten Schäden einen Aufwand von rund 500 000 Mark. Außerdem hat das Land Baden-Württemberg ausgedehnte Flächen im Feldbergbereich aufgekauft, die ganz gezielt gepflegt und wissenschaftlich erforscht werden. Fazit des Aufsatzes über den Naturschutz am Feldberg: *Trotz vieler störender und zerstörender Einwirkungen in der Vergangenheit gehört das Naturschutzgebiet Feldberg noch zu den bedeutendsten des Landes Baden-Württemberg. Sein weiteres Schicksal hängt entscheidend davon ab, welche Unterstützung die Idee des Naturschutzes in der Bevölkerung findet.*

Bernd Roling

JOCHEN SCHIEFER: **Bracheversuche in Baden-Württemberg.** Vegetations- und Standortentwicklung auf 16 ver-

schiedenen Versuchsflächen mit unterschiedlichen Behandlungen (Beweidung, Mulchen, kontrolliertes Brennen, ungestörte Sukzession). (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg. 22.) Herausgegeben von der Landesstelle für Umweltschutz Baden-Württemberg Institut für Ökologie und Naturschutz. Karlsruhe 1981. 328 Seiten, 79 teils farbige Abbildungen, 64 Tabellen. Broschiert DM 24,-

In Baden-Württemberg ist etwa 1,2% (= 45000 ha) der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche Brachland. Es handelt sich dabei vor allem um ehemalige Grünflächen (im Schwarzwald und auf der Schwäbischen Alb), ehemalige Ackerflächen (in stark industrialisierten Bereichen, vor allem am mittleren Oberrhein und am oberen Neckar) und um ehemalige Weinbauflächen (im Taubergebiet). Landschaftsplaner, Naturschützer, Politiker, zunehmend aber auch interessierte Laien stellen in immer stärkerem Maße Fragen wie diese:

- Wie verläuft die Vegetationsentwicklung auf Brachflächen?
 - Wie schnell werden Brachflächen vom Wald besiedelt?
 - Halten sich seltene Pflanzen auch ohne Mahd und Beweidung?
 - Welche Folgen hat das Brachfallen auf Boden, Klima und Wasserhaushalt?
 - Welche Maßnahmen sind geeignet, um die Besiedlung durch Gehölze zu verhindern, Erholungsfunktion zu erhalten oder die Flächen produktionsbereit zu halten?
- Noch zu Beginn der siebziger Jahre waren fundierte Antworten auf diese Fragen nicht möglich. In neuerer Zeit versucht man diesen Mangel u. a. durch Untersuchungen im Rahmen des Forschungsprojektes *Offenhaltung der Kulturlandschaft* zu beseitigen. Ein Teil dieses Projektes ist die vorliegende Arbeit.

Der Autor hat – unterstützt von der Universität Hohenheim, verschiedenen Landesanstalten und Landesbehörden – 16 Versuchsflächen in ganz Baden-Württemberg angelegt. Er beobachtete von 1975 bis 1978 die Veränderungen der Vegetation und des Bodens bei unterschiedlicher Behandlung dieser Flächen – z. B. Beweiden, kontrolliertes Abbrennen, Mulchen, ungestörte Sukzession.

Dabei ergaben sich recht interessante Ergebnisse. So gehen bei ungestörter Sukzession – Vegetationsentwicklung ohne jeden menschlichen Eingriff – die Horst- und Rosettenpflanzen und die kurzlebigen Oberflächenpflanzen sowie Pflanzen mit oberirdischen Ausläufern zurück. Auf den Parzellen, die zweimal pro Jahr gemulcht wurden, nahmen stark lichtbedürftige, niedrigwüchsige, konkurrenzschwache Arten der Halbtrockenrasen zu. Auf einigen Versuchsflächen ergab sich jedoch keine Erhöhung der Stickstoffmineralisation und der Nitrifikation des Bodens, Mulchen erhöht also nicht in jedem Fall den Nährstoffgehalt des Bodens. Kontrolliertes Abbrennen begünstigt – ähnlich wie ungestörte Sukzession – die Arten mit Pfahlwurzeln und unterirdisch liegenden Sproßteilen und Ausläufern, da die Speicherorgane vor dem Feuer geschützt sind. So können diese Pflanzen die Flächen erobern, auf denen anderen Pflanzen durch das Feuer abge-

tötet wurden. Der Bodenwasserhalt war jedoch auf vielen Flächen, die abgebrannt wurden, deutlich niedriger als auf gemulchten und unbehandelten Flächen. Die häufig geäußerte Vermutung, Abbrennen begünstige die Ansiedlung von Bäumen, kann Schreiber widerlegen.

Einige besonders auffällige Unterschiede in den Versuchsflächen werden durch Farbfotos belegt. Auf der Versuchsfläche Fischweier, südlich von Karlsruhe, dominieren Gräser auf der Parzelle, die zweimal gemulcht wurde, während nebenan nach Abbrennen Kräuter wie Mädesüß und Wiesenknöterich das Bild bestimmen. In Hepsisau – im Bereich der Schwäbischen Alb – war die Versuchsfläche bei zweimaligem Mulchen pro Jahr gelb von den Blüten des Scharfen Hahnenfußes; die Nachbarfläche, die ohne irgendwelche menschlichen Eingriffe belassen wurde, war weiß von den Blüten des Wiesenkerbels.

Über diese Darstellung von Ergebnissen hinaus macht Schreiber konkrete Vorschläge für die Pflege der Brachflächen. Für Halbtrockenrasen kann eine Kombination aus Mulchen und Brennen günstig sein; Brennen als alleinige Pflegemaßnahme fördert Pflanzen mit unterirdischen Dauerorganen zu stark. Der Mulchschnitt sollte bei Halbtrockenrasen möglichst früh durchgeführt werden, da der frühe Mulch rohfaserärmer ist und daher schneller abgebaut wird. Der Autor kann die Gültigkeit des Grundsatzes bestätigen: *Wer Brachgrasland als Freifläche erhalten will, sollte es möglichst unangetastet lassen.* Die Gefahr der natürlichen Wiederbewaldung wird überschätzt; Gehölzanflug kann sich aus Gründen der Wurzel- und Lichtkonkurrenz nur selten entwickeln.

Einige der anfänglich gestellten Fragen können durch die Untersuchung nicht geklärt werden, denn der Untersuchungszeitraum von vier Jahren reicht dazu nicht aus. Insgesamt aber liefert die Arbeit viele neue Daten, die für die Erhaltung und Behandlung der Brachflächen von Bedeutung sind.

Leider sind Teile der Arbeit wohl nur für Fachleute lesbar. So werden die meisten Fachausdrücke aus der Pflanzensoziologie nicht erklärt. Der Rest jedoch – und man kann die speziellen, schwer verständlichen Kapitel, ohne daß die Verständlichkeit leidet, den Fachleuten überlassen – liefert auch für den Laien, der sich für Naturschutz interessiert, genügend neue Fakten. So können die Ergebnisse dieser Untersuchung z. B. deutlich machen, daß der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND mit seinen Pflegemaßnahmen im Rahmen der »Aktion Irrenberg« auf dem richtigen Weg ist.

Werner Bils

ERWIN KULZER: **Winterschlaf.** (Stuttgarter Beiträge zur Naturkunde, Serie C, Allgemeinverständliche Aufsätze, Heft 14.) Staatliches Museum für Naturkunde in Stuttgart und Gesellschaft zur Förderung des Naturkundemuseums in Stuttgart e. V. Stuttgart 1981. Broschiert

Den Winter bei niedrigen Temperaturen und geringem oder völlig fehlendem Nährstoffangebot zu überleben, stellt für alle Tiere eine bedeutende Schwierigkeit dar. Eine besonders »raffinierte« Lösung dieses Problems ist der Winterschlaf. Der Autor des Heftes, ein Fachmann auf

diesem Gebiet, definiert Winterschlaf als *gezielte Drosselung aller energieverbrauchenden Prozesse*. Dies allgemeinverständlich darzustellen – wie die Reihe, in der das Heft erscheint, ausdrücklich fordert –, ist sicherlich nicht leicht, aber in diesem Falle vollauf gelungen.

Ausführlich erläutert der Verfasser die Bedeutung von Schilddrüse und Hirnanhangdrüse, die Rolle des Braunen Fettgewebes als Energiespeicher, den Wechsel in der Atmungs- und Herzaktivität und die Veränderungen der Körpertemperatur. Erstaunliches erfährt der Leser dabei: daß Fledermäuse bei Störungen auch im tiefen Winter aufwachen können, daß Paarung und Kopulation bei ihnen im Herbst erfolgen können, während die Befruchtung erst im Frühjahr eintritt, daß sie bei einer Körpertemperatur zwischen 0 und 10°C noch reflektorische Bewegungen wie Ausbreiten der Flügel, Anklammern mit den Krallen u. ä. ausführen können.

Die Darstellung ist im besten Sinne populär. Nicht etwa in plaudernder Art, in der Sensationen aneinandergereiht werden, sondern so, daß man spürt, daß der Autor das Interesse des Lesers ernst nimmt. Der klare Text wird durch Graphiken und Tabellen ergänzt. Viele Tiere werden in Fotos vorgestellt; darunter ist eine besonders schöne Serie, in der man verfolgen kann, wie eine Langohrfledermaus aus dem Winterschlaf aufwacht.

Über einen Mangel kann man jedoch schon beim ersten Durchblättern nicht hinwegsehen: das Heft handelt fast ausschließlich von Fledermäusen. Dabei gibt es in unserer einheimischen Fauna ja noch einige andere Winterschläfer wie Igel, Siebenschläfer und Haselmaus; über diese Tiere erfährt der Leser jedoch nur äußerst wenig.

Werner Bils

CLAUS-PETER HERRN, CLAUS-PETER HUTTER, REINHARD WOLF: **Naturschutz im Kreis Ludwigsburg**. Naturdenkmale. Herausgegeben vom Landkreis Ludwigsburg in Zusammenarbeit mit der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz. (Führer Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs. 4.) Karlsruhe 1981. 111 Seiten, 13 Schwarzweiß- und 31 Farbbildungen. Broschiert DM 9,-

Der Landkreis Ludwigsburg gehört zu den Kreisen in Baden-Württemberg mit den geringsten Waldanteilen, und vielleicht ist das mit ein Grund dafür, daß man sich hier besonders intensiv um die Naturschutzgebiete und Naturdenkmale kümmert. Als erster Landkreis in Baden-Württemberg legt Ludwigsburg ein anschaulich geschriebenes Buch über seine Naturschätze vor, gegliedert in Feuchtgebiete, Trockenrasen, Hohlwege, Bäume und geologische Besonderheiten. Alles wird recht anschaulich beschrieben, wie das folgende Zitat über die Hohlwege verdeutlicht: *Mal ist es ein Geländeeinschnitt mit wenig bewachsenen Böschungen, an denen man eine heideartige Vegetation findet, mal sind es dichtbewachsene, heckengesäumte Mulden, aber immer sind es Bereiche vielfältigen Lebens. Da heute die noch vorhandenen Hohlwege nicht mehr als Viehtrieb benutzt werden und somit keine Beweidung der Böschungen etwa durch Schafe oder Ziegen erfolgt, sind sie meist mit dichtem Gebüsch*

bewachsen und weisen oft ausgedehnte Hecken auf, die zur Gliederung und Belebung des Landschaftsbildes beitragen.

Dieses Zitat ist nicht nur typisch für die anschauliche Darstellungsweise, sondern auch für das Grundanliegen des Buches: es will die Naturschutzgebiete nicht nur auflisten, sondern auch ihren Wert aufzeigen und für ihre Erhaltung werben. Deshalb wurde das Buch auch allen Gemeinderäten im Kreis Ludwigsburg zugeschickt. Die Resonanz war durchweg positiv, und so wird derzeit schon an einem zweiten Buch über die Landschaftsschutzgebiete im Kreis Ludwigsburg gearbeitet. Hoffentlich gelingt es ähnlich gut wie das vorliegende Buch über die Naturdenkmale und Naturschutzgebiete. Es wäre zu begrüßen, wenn andere Landkreise ihre Naturschätze in ähnlicher Weise auflisten und für ihren Schutz werben würden!

Bernd Roling

Landeskunde

WILLI A. BOELCKE: **Handbuch Baden-Württemberg**. Politik, Wirtschaft, Kultur von der Urgeschichte bis zur Gegenwart. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1982. 358 Seiten. Kartoniert DM 39,80

Um es gleich vorwegzunehmen: Der Titel kann täuschen. Dieses Buch ist weniger ein Handbuch, es ist eher ein in eigenwilliger Form geschriebenes Geschichtsbuch. So bietet es auf seinen linken Seiten eine zahlenorientierte Geschichte Südwestdeutschlands, ähnlich dem «Ploetz», und auf seinen rechten Seiten zum gleichen Zeitraum eine Darstellung des geistigen, kulturellen, religiösen Lebens, der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung, ähnlich dem «Kulturfahrplan» von Werner Stein. In vierzehn Kapiteln überbrückt dieses Buch einen Zeitraum von rund 800000 Jahren und führt von den Jägern und Sammlern der Eiszeit bis zu Claus Peymann und HAP Grieshaber oder vom steinernen Faustkeil zum Computer.

Dem Verstehen sehr entgegen kommt, daß Boelcke seine Daten nicht auf Baden-Württemberg isoliert, sondern sie in den größeren Zusammenhang der Reichsgeschichte einbettet. Doch gerät vor allem für die Zeit des 20. Jahrhunderts, der immerhin ein Drittel des Buches gewidmet ist, die allgemeine deutsche Geschichte mitunter zu sehr in den Vordergrund. So erfährt man zum Jahr 1955, daß der EVG-Vertrag gescheitert ist, das Besatzungsstatut aufgehoben wird, Konrad Adenauer die Freilassung der Kriegsgefangenen erreicht, daß die Einbeziehung der Bundesrepublik in die NATO zu dramatischen Auseinandersetzungen führt, daß die Sowjets die These von den zwei deutschen Staaten vertreten, und daß die Hallstein-Doktrin zur Richtschnur der deutschen Außenpolitik wird. Hier scheinen Kürzungen zu Gunsten anderweitig notwendiger Ergänzungen möglich.

Das größte Problem dieses Werkes liegt in der Auswahl von Fakten und Ereignissen, in der Entscheidung zwischen Wichtigem und Unwichtigem. Es ist selbstverständlich, daß bei solch einem Unternehmen manches vermissen wird. Manches sollte korrigiert werden: So zog der Verleger Cotta 1810 nicht nach Tübingen, sondern von

Tübingen weg nach Stuttgart; so heißt der Vorgänger des Herzog Friedrichs von Württemberg nicht Rudolf, sondern Ludwig; so tagte der Landtag von Südwürttemberg-Hohenzollern 1946 bis 1952 nicht in Tübingen, sondern in Bebenhausen.

Manches sollte auch bei einer Neuauflage ergänzt werden: So müßte das Evangelische Stift in Tübingen aufgenommen werden, das ja für die württembergische Geistesgeschichte eine so bedeutende Rolle spielte wie keine andere Institution des Landes. Wenn Heinrich Hansjakob erwähnt wird, sollte man Berthold Auerbach, Wilhelm Schussen, Ludwig Finckh, Guido Erwin Kolbenheyer oder Ottilie Wildermuth nicht vergessen.

Bei der Fülle dessen, was dieses Buch bietet, können solche Stolperstellen nicht ausbleiben. Wettgemacht wird dies durch die Darstellungsform. Die strenge Chronologie führt zu neuen Erkenntnissen und kann immer wieder überraschende Zusammenhänge aufdecken, zumal Boelcke nicht stur annalistisch Fakten und Daten aneinanderreihet, sondern in analysierenden und erläuternden Texten *Hilfe beim Einordnen und Verstehen* gibt.

Wilfried Setzler

PHILIPPE DOLLINGER: Der bayerische Bauernstand vom 9. bis zum 13. Jahrhundert. Von Franz Irsigler, aus dem Französischen übersetzt von Ursula Irsigler. Verlag C. H. Beck, München 1982. 495 Seiten. Leinen DM 148,-

Das Buch ist mehr, als der Titel besagt: Es ist eine Geschichte der Grundherrschaft im hohen Mittelalter, und da die Grundherrschaft die gesellschaftliche Lebensform schlechthin für den ganz überwiegenden Teil der Bevölkerung jener frühen Zeit war, kann man das Werk auch allgemein als Sozial- und Wirtschaftsgeschichte bezeichnen. Es zeichnet sich einerseits durch Quellennähe und durch detaillierte Quellenkenntnis des Verfassers aus und hebt sich doch über das Singuläre hinaus und kommt, durch die Methode des Vergleichs, zu einer Beschreibung des Allgemeinen. Und es ist umfassend, behandelt alle nur denkbaren Aspekte: die politisch rechtlichen Strukturen, die wirtschaftliche Organisation und die soziale Schichtung. Dies und die systematische Gliederung geben dem Werk den Wert eines Handbuchs, gleichzeitig aber erlaubt die klare, verständliche Sprache auch eine fortlaufende und sogar angenehme Lektüre. Das Untersuchungsgebiet ist Bayern, und auch das ist ein Vorteil, denn als Schwabe kann man nur mit Neid auf die reiche Überlieferung Bayerns aus jener sonst so quellenarmen Zeit blicken: Eine ganze Reihe Traditionsbücher, Urbare, Hofrechte und Urkunden erhellen Zustände, die bei uns im dunkeln liegen. Da Institutionen, Lebensformen und soziale Verhältnisse an den Stammesgrenzen nicht Halt machten und beide Stämme aus dem zentralistischen Karolingerreich her kamen, spricht vieles dafür, daß das von Dollinger Erforschte und Beschriebene auch für unseren Raum zutreffend ist. Der Verfasser ist Elsässer und brachte sein Werk 1949 als französisch geschriebene Habilitation in kleiner Auflage heraus. Es ist zu begrüßen, daß dieses Grundsatzwerk nun in deutscher Übersetzung erhältlich ist.

Hans-Martin Maurer

LUTZ REICHARDT: Ortsnamenbuch des Stadtkreises Stuttgart und des Landkreises Ludwigsburg. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B. 101.). Kohlhammer Verlag Stuttgart 1982. 205 Seiten, zwei Karten. Kartiert DM 28,-

Ein Ortsnamenbuch ist allemal kein Lesebuch, sondern eher ein Nachschlagewerk. In der von Lutz Reichardt nun vorgelegten Arbeit wird der lexikalische Charakter noch dadurch betont, daß ganz bewußt auf jede siedlungsgeschichtliche Folgerung und auf jeden Versuch, größere Zusammenhänge aufzudecken, verzichtet und rein sprachwissenschaftlich vorgegangen wird. Jeder der heute noch bestehenden oder im Laufe der Jahrhunderte untergegangenen Orte wird zunächst nach Größe und Lage klassifiziert, dann werden die historischen Namensformen von der ersten Nennung bis zum heute gültigen Namen belegt und nachgewiesen, schließlich wird der Ortsname sprachwissenschaftlich erklärt; in wenigen Einzelfällen folgen noch spezielle Literaturangaben. Eine Karte, die vor allem für die Wüstungen eine ausgezeichnete Orientierungshilfe bietet, schließt den Band. Besonders erfreulich ist, daß mit diesem Buch den Bänden über die Kreise Böblingen von Jänichen und Esslingen von Reichardt nun rasch ein weiteres Ortsnamenbuch gefolgt ist. Damit scheint die Hoffnung berechtigt, daß das vom verstorbenen Hans Jänichen begonnene und jahrzehntelang betreute Werk «Baden-Württembergisches Ortsnamenbuch» nun doch auf dem Weg über Einzelarbeiten zu Ende geführt und in Druck gebracht wird.

Wilfried Setzler

ALFRED LEUCHT: Württemberg vor 500 Jahren. Seine Wiedervereinigung durch den Münsinger Vertrag. Karl Knödel Verlag Reutlingen 1982. 198 Seiten mit 30 Abbildungen. Leinen DM 26,-

Im Nachwort zu seinem Buch notiert der 76jährige Autor: *Dieses Buch wurde von keinem Historiker und auch nicht für den Historiker geschrieben. Es ist vielmehr für den interessierten Laien bestimmt, der dadurch angeregt werden soll, sich mit der weithin in Vergessenheit geratenen Geschichte des Landes zu befassen.* Tatsächlich beschreibt Leucht nicht – wie der Titel erwarten läßt – die Grafschaft Württemberg vor 500 Jahren, sondern erzählt die Lebensgeschichte des Grafen Eberhard im Bart, wobei er – nach eigenen Worten – seiner Phantasie und der Phantasie des Lesers freien Lauf lassen will. Die herausragenden Geschehnisse im Leben Eberhards (Palästina-reise, Hochzeit, Universitätsgründung, Wiedervereinigung des Landes) werden so auch recht frei – teilweise in fiktiver Zwiesprache zwischen dem Autor und dem Grafen – dargestellt; überhaupt verlagert der Autor viele Ereignisse in etwas langatmige Dialoge. Mitunter gewinnt man den Eindruck, als habe sich die württembergische Geschichte im gräflichen Wohnzimmer zwischen Eberhard, seiner Mutter und seiner Frau mit Hilfe des humanistisch gebildeten Reuchlin abgespielt. Aber wie schreibt doch der Autor selbst: mit freier Gestaltung des Stoffes will er einen Beitrag zu den Feiern leisten, die anlässlich des 1482 geschlossenen Münsinger Vertrags

stattgefunden haben. So ist das Buch denn auch eher ein Roman denn ein Geschichtsbuch.

Sibylle Wrobbel

KUNO ULSHÖFER UND HERTA BEUTTER (Hg.): **Hall und das Salz**. Beiträge zur hällischen Stadt- und Salinengeschichte. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1982. 196 Seiten mit 105 Abbildungen. Pappband DM 25,-

«Hall und das Salz» hieß eine Ausstellung, die im Rahmen der Landesgartenschau 1982 in Schwäbisch Hall gezeigt worden war. Zu ihr ist dieses gleichnamige Buch erschienen, das in mehreren Beiträgen anschaulich zeigt, wie *tief und nachhaltig die Reichsstadt Hall von der Gewinnung und dem Handel mit dem lebensnotwendigen Salz geprägt wurde*.

Nach einem kurzen Überblick zur Geschichte der «Salzstadt Hall», von deren Anfängen bis zum Übergang an Württemberg 1803 (Kuno Ulshöfer, S. 9–26), beschreibt Hans Hagdorn die Entstehung der Salzlager und die Technik der Salzgewinnung (S. 27–82). Raimund J. Weber untersucht die Organisation und das Recht der Salinenflößerei sowie die rechtsgeschichtliche Problematik der Haller Salinenverfassung (S. 83–94 und S. 113–146). Mit dem hällischen Salzhandel vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, mit seiner Auswirkung auf das äußere Bild und innere Gefüge der Stadt beschäftigt sich Kuno Ulshöfer (S. 95–112). Am Beispiel der Familien Blinzig, Seyboth, Müller und Wetzel zeigt Gerd Wunder die genealogische Verknüpfung der Haller Familien auf (S. 147–162). Die Beiträge enden mit einem Aufsatz von Heinrich Mehl über das Brauchtum der Haller Sieder (S. 163–191). Den Band schließt ein Orts- und Personenregister. Über hundert Abbildungen, darunter zwei Dutzend mehrfarbige, geben dem – im übrigen äußerst preiswerten – Buch eine besondere Anschaulichkeit.

Wilfried Setzler

800 Jahre Urbach. Aus der wechselvollen Geschichte einer Remstalgemeinde. 208 Seiten Text mit 175 Abbildungen sowie dem Faksimiledruck eines alten Ortsplans. Wegra-Verlag Stuttgart 1981. Leinen DM 38,-

Man muß sich einmal vergegenwärtigen, daß sich in den letzten 40 Jahren in unserer Gemeinde mehr verändert hat als in 400 Jahren zuvor, so sieht das der Bürgermeister der Gemeinde Urbach. Und das sieht in Zahlen so aus: Urbach hat heute etwas mehr als 7000 Einwohner, davon sind mehr als 10%, nämlich 836 Personen, Ausländer. So ist aus den einstigen Bauerndörfern Ober- und Unterurbach im Remstal zwischen Schorndorf und Schwäbisch Gmünd eine Einheit geworden, die wiederum aus einer frühen Wirtschaftsveränderung sich zur Industriegemeinde entwickelt hat. Dieses «vereinigte» Urbach tritt erstmals im Jahre 1181 in einer auf der staufischen Stammburg ausgefertigten Urkunde Friedrich Barbarossas auf, was den Urbachern den Anlaß gab, Inventur zu machen. So kam diese vorzüglich bebilderte Ortschronik zustande. Freilich: besondere Höhepunkte der Geschichte ließen sich nicht herausfiltern. Auch die Geschichte der wahrlich nicht unbekannteren Herren von Urbach, die mehr wollten als sie erreichen konnten, verhalf nicht dazu.

Dennoch sollte man in Urbach Halt machen, auch wenn der Ort längst von der großen Remstalstraße abgehängt ist. Die Urbacher Afrakirche gibt einen willkommenen Anlaß dazu. Die spätgotischen Glasfenster, auf das Jahr 1512 datiert, sind es, die den Blick auf die stets engen Bindungen zu den Klosterzentren von Lorch und Elchingen (nahe Ulm) richten. Das Datum dieser Fenster – dies als kleiner Nachtrag – erinnert uns an die Abfassungszeit der prächtigen Lorcher Chorbücher, an denen auch Elchinger Mönche mitwirkten. Beide Objekte stellen einen ähnlich hohen Qualitätsanspruch.

Als Autoren haben mitgewirkt: Uwe Jens Wandel, Heribert Hummel, Walter Wannenwetsch, Friedrich Kühbauch, Wilhelm Spieth, Andrea Hähle und Lothar Reinhard.

Wolfgang Irtenkauf

GOTZ VON POLNITZ: **Die Fugger**. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen (4. veränderte Auflage) 1981. 393 Seiten, 13 Kunstdrucktafeln, eine Ausschlagtafel. Leinen DM 58,-

Das Fernsehen wird 1983 eine sechsteilige Serie über die Fugger ausstrahlen. Wer nun «das Buch zum Film» sucht, der sollte nicht zu dem Opus des Journalisten Günter Ogger *Kauf dir einen Kaiser* greifen, – das ist populärwissenschaftliche, mit allen Mängeln dieses Genres behaftete Schreibe –, sondern zu dem Standardwerk des Historikers Götz von Pölnitz, auch wenn da das Lesen vielleicht diffiziler ist. Die Lektüre wird von dem manchmal etwas blumigen oder präziösen Stil in der Tat erschwert. Aber welche Fülle verlässlicher Informationen (wenn auch ohne wissenschaftlichen Apparat), welcher historischer Horizont – der Reißer von Ogger kann da nicht mithalten, und die üblichen Mätzchen verstimmen den Leser vollends. Also genug davon.

Die Tatsachen, wiewohl sie der Verfasser bisweilen etwas abzumildern scheint, sprechen schon ihre eigene Sprache: die Geldgeschäfte des Klerus und der Kurie – im Lutherjahr 1527 von besonderem, sozusagen aktuellem Interesse –, Kaiser Maximilians irrwitziger Papstplan, der Sacco di Roma 1527. Die Firma verdiente auch daran, nämlich bei der Transferierung der Beute nach Deutschland, sie war (wie der Autor von Jakob Fugger sagt) *Condottiere eines modernen, noch nicht näher durchgeformten, doch im Detail schon unbarnherzigen Wirtschaftsstils*. Auf der anderen Seite hatte die Firma unablässig gewaltige Summen für die in steter Geldnot befindlichen Habsburger aufzubringen; die gegenseitige Abhängigkeit wird deutlich herausgearbeitet.

Zu wünschen wäre eine etwas reizvollere Aufmachung des Buches, das in seiner Gestaltung zwar solide, aber doch gar zu trocken anmutet. Solide und nützlich sind ein Nachwort über die Quellen, ein Literaturverzeichnis, eine Zeittafel, detailliertes Bilderverzeichnis, Index und schließlich Fugger-Stammtafel. Eine kleine Korrektur: das Bild bei S. 65 unten zeigt nicht den Fondaco dei Tedeschi in Venedig, sondern das Collegium Illustre in Tübingen. Uwe Jens Wandel

HELGARD ULMSCHEIDER (Hg.): **Götz von Berlichingen: Mein Fehd und Handlungen.** (Forschungen aus Württembergisch Franken, hrsg. vom Historischen Verein für Württembergisch Franken, dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall und dem Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, Bd. 17.) Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1981. 184 Seiten, 42 Abbildungen. Leinen 38,-

Wer kennt nicht Götz von Berlichingen, den Ritter mit der eisernen Hand – und sei es auch nur wegen des berühmten Zitats aus dem Goetheschen Drama? Daß derselbe Gottfried/Götz von Berlichingen um das Jahr 1560 im hohen Alter von fast 80 Jahren dem Pfarrer von Neckarzimern seine Autobiographie diktieren hat, dürfte außerhalb von Germanisten- und Historikerkreisen weit weniger bekannt sein. Diese Rückschau auf ein bewegtes Leben in einer Epoche des Umbruchs fand schon bald nach Götzens Tod in zahlreichen Abschriften Verbreitung; später mehrfach gedruckt, diente der Text schließlich dem jungen Goethe als Vorlage für sein Drama.

Es ist das Verdienst Helgard Ulmschneiders, die 1974 bereits eine Biographie Berlichingens vorlegte, erstmals eine kritische Edition dieser zur Dokumentation der Adelskultur und des ritterlichen Selbstverständnisses in der frühen Neuzeit so wichtigen Autobiographie vorzulegen. Sechzehn Textzeugen – die Urfassung hat sich leider nicht erhalten – sind uns heute bekannt; allein zehn davon hat Helgard Ulmschneider im Laufe ihrer Nachforschungen erst entdeckt. Alle sechzehn Handschriften wurden von ihr kollationiert und danach der Text der sogenannten Rossacher Handschrift als Leithandschrift vollständig ediert und sehr ausführlich kommentiert. Die Einbettung der teilweise lückenhaften Erinnerungen einer der markantesten Gestalten der fränkischen Ritterschaft in dessen Lebenslauf und in den Rahmen des 15. und 16. Jahrhunderts ermöglicht ein historischer Abriss, den die Herausgeberin ihrer Edition voranstellt. Ein äußerst sorgfältiger textkritischer und textgeschichtlicher Apparat, Literaturverzeichnis, Personen- und Ortsregister und 32 Abbildungen vervollständigen diese hervorragende Edition einer Quelle, deren Publikation um so wertvoller ist, als wir für diese Zeit nur sehr wenige – wie z. B. die Zimmerische Chronik – vergleichbare Zeugnisse aus der schwäbisch-fränkischen Adelswelt kennen.

Wer also etwas über den historischen Götz von Berlichingen und dessen spannenden *vheden vnd hendelnn* erfahren möchte, sollte unbedingt zu Helgard Ulmschneiders Edition greifen, wengleich der diplomatisch-, also buchstabengetreue Abdruck der Handschrift die Lesbarkeit des Textes sehr beeinträchtigt.

Gudrun Emberger-Wandel

HERMANN STRENG: **An der jungen Donau.** Mit Fotos von Joachim Feist und Marco Schneiders, Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1981. 112 Seiten, 80 Bildtafeln, davon 32 farbig. DM 32,-

Dort wo die Donau, Westeuropas längster Fluß, noch in den Kinderschuhen steckt, wo sie sich heute schmal und ungestüm – oft auch unzuverlässig – ihren Weg durch die Kalkmassen der Schwäbischen Alb sucht, dort haben einst

die gewaltigen Wassermassen einer Urdonau aus den vorhandenen Meeresüberresten eine Landschaft herausmodelliert, die «sich sehen lassen kann». An Großartigkeit und Reiz übertrifft dieser Donauabschnitt leicht manch anderen Teil des 2850 km langen Flußlaufs zwischen Schwarzwald und Schwarzem Meer.

Durch dieses vielgestaltige Land *An der jungen Donau* führt der vorliegende Band. Der farbige Textbildband von Hermann Streng (Text) und Joachim Feist (Fotos) verfolgt nicht nur den Verlauf der jungen Donau von der Wartenberger Pforte bis hinab zur großen Donauschleife bei Fridingen und zur Benediktinerabtei nach Beuron, sondern entdeckt auch die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten rechts und links des imposanten Tals. In 80 oft farbigen Bildtafeln wird dem Betrachter die reiche Landschaft zwischen Schwarzwald und Baar, Hegau und Schwäbischer Alb stimmungsvoll vor Augen geführt, in deren Entwicklung von den urgeschichtlichen Anfängen bis zur Gegenwart sachkundig und verständlich eingeführt. Dabei finden nicht nur die dramatischen geologischen Ursprünge Beachtung, sondern auch die vielfach von kleinen Herrschaftsfamilien geprägte, meist im historischen Abseits verlaufende Geschichte der Landschaft wie deren mit der Eisengewinnung schon im 17. Jahrhundert einsetzende Industrialisierung, mit dem von ihr in Gang gesetzten wirtschaftlichen Kreislauf von Holzkohlegewinnung – Weidewirtschaft – Leder, und Spinnstoffverarbeitung sowie das bis heute sorgfältig gepflegte Brauchtum der Fasnet.

Benigna Schönhagen

MARTIN BLÜMCKE (Hg.): **Abschied von der Dorfidyll?** Ein Lesebuch vom Leben und Arbeiten im deutschen Südwesten in den letzten 200 Jahren. Eine Auslese aus der Vortragsreihe der Südfunkredaktion «Land und Leute». Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1982. 320 Seiten. Leinen DM 28,-

Im zweiten Programm des Süddeutschen Rundfunks werden seit Anfang Januar 1971 landeskundliche Vorträge ausgestrahlt. Es sind hauptsächlich Dozenten und Professoren der Universitäten und Hochschulen des Landes, die ungefähr fünfhundert Themen behandelt haben. Martin Blümcke, Leiter der Redaktion «Land und Leute» des Süddeutschen Rundfunks, hat eine Auswahl getroffen: 36 Beiträge, jeder ungefähr acht Seiten lang, sind zu einem Band vereint, der den Titel trägt *Abschied von der Dorfidyll?* Dieser Titel, zugleich auch Überschrift des ersten Aufsatzes, verfaßt von Herbert Schwedt, signalisiert die Gesamtthematik: Es geht um die Geschichte und die volkstümlichen Überlieferungen im deutschen Südwesten. Dabei soll, wie Blümcke im Vorwort betont, keine systematische Übersicht vermittelt werden. Mal ist von der Kinderarbeit in württembergischen Fabriken die Rede, mal von *Rasierklängen auf Raucherkarte* – eine Studie über den Schwarzmarkt in den schweren Hungerjahren nach Kriegsende.

Betrachten wir einige Beiträge genauer. Schwedt richtet sich mit seinem schon genannten Aufsatz an die alten und neuen «Dörfler», an die Alteingesessenen und die Dazu-

gezogenen. Letztere strukturieren das Dorf um. Ihre Lebensweise dominiert: *Die alten Wertvorstellungen, aus denen sich Bräuche und Gewohnheiten ableiten, halten nicht stand. Sie zerbröckeln, und das liegt nicht etwa an der vielbeklagten nivellierenden Wirkung der Massenmedien. . . es liegt an dem um sich greifenden Gefühl, daß das Hergebrachte nichts wert, daß es altmodisch, rückständig ist.* Eine Überlegung, die man täglich noch auf den Dörfern nachvollziehen kann. Eine Überlegung, die nachdenklich macht. Leider hat Schwedt keine Lösung angeboten. Nach der Lektüre seines Beitrags glaubt man, daß es so sein muß, wie er es beschreibt. In Martin Scharfes *Das andere Tübingen – die Untere Stadt* wird auf wenigen Seiten ausführlich das «ästhetische Abseits» der illustren Universitätsstadt beleuchtet. Da ist von den armen Unterstädtern die Rede, die Hungersnöte zu durchleiden hatten. Auch die sanitären Verhältnisse werden gestreift: *Die meisten Aborte waren Streuaborte ohne Abfluß. Man sammelte die Fäkalien in Gefäßen und bewahrte sie mehrere Tage im Haus auf. Der Stoff war so begehrt, daß er gelegentlich sogar gestohlen wurde.* Scharfe erwähnt nicht die Stadtreinigung. An manchen Tagen wurde der durch die Unterstadt fließende Ammerkanal künstlich gestaut. Dann wurden die Schleusen geöffnet. Das Wasser ergoß sich über die Straßen und schwemmte den Unrat weg. Und wenn Scharfe beklagt, daß Kleinindustrie im 19. Jahrhundert sich nur schwer entwickeln konnte, da es an Wasserkraft fehlte, dann hat er vielleicht nicht bedacht, daß eben dieser Ammerkanal zahlreiche Räder angetrieben hat, um die Maschinen der Werkstätten und kleinerer Betriebe in Gang zu halten.

In Hermann Bausingers *Der Adventskranz – ein uralter Brauch?* ist ein Gedanke vermerkt, der gleichsam als Motto über dem Buch stehen könnte: *Wenn etwas ganz allgemein üblich ist, dann tut man sich immer schwer mit der Vorstellung, daß es auch ganz anders sein könnte und daß es einmal ganz anders war. Die Selbstverständlichkeit des Brauchs wird gewissermaßen in der Vergangenheit verankert. Dies ist ein eher unbewußtes Verfahren, der eigenen Wirklichkeit den Anschein des fraglos Richtigen zu geben.*

Ehrenfried Kluckert

Baden von 1945 bis 1951 – was nicht in der Zeitung steht.

Mit einem kommentierenden Vorwort von Walter Vetter. (Unveränderter Nachdruck der in Darmstadt erschienenen 2. Auflage.) Rombach Verlag Freiburg 1979. 84 Seiten, 3 Kartenskizzen. Broschiert DM 10.–

Die nun wieder aufgelegte Broschüre erschien erstmals 1951, als sich die Auseinandersetzung um die Gründung des Südweststaates ihrem Höhepunkt näherte. Bis heute ist die Autorenschaft ebenso wenig geklärt wie die Finanzierung, wengleich im Vorwort der jetzigen Auflage sehr vorsichtig mitgeteilt wird, daß es trotz umfangreicher Recherchen nicht möglich war, etwas zu erfahren, was die *derzeit herrschende Auffassung widerlegen würde, die Gelder hätte seinerzeit die Stuttgarter Staatskanzlei unter Beteiligung von Reinhold Maier und Theodor Eschenburg bereitgestellt.* Wie dem auch sei, die Broschüre war damals gedacht als «Wahlkampfmunitio», als «Streit- und Werbeschrift» der Befürworter eines Südweststaates.

In sehr subjektiver, polemischer, beinahe bössartiger Weise werden die altbadischen Politiker als entweder *wenig bedarfte Geister* oder als *diabolische, patriarchalisch-diktatorische* Persönlichkeiten charakterisiert. Dem damaligen Oberlandesgerichtspräsidenten Züricher werden die Verletzung des Briefgeheimnisses, dem Staatspräsidenten Wohleb eklatante Verstöße gegen die Presse- und Versammlungsfreiheit vorgeworfen.

Man wird diese Broschüre heute sicher kritischer und distanzierter als 1951 aufnehmen. Wer sie nicht mit einer Darstellung der Geschichte Badens von 1945 bis 1951 verwechselt, sondern als ein pamphletisches Zeitdokument liest, der wird in ihr sicher mehr über die Schwierigkeiten bei der Bildung des Südweststaates, über die «Geburtswehen» des Landes Baden-Württemberg erfahren, als dies aus manchen Akten möglich ist.

Wilfried Setzler

Volkskunde

ANGELIKA BISCHOFF-LUITHLEN: **Der Schwabe und sein Häs.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1982. 176 Seiten, 42 teils farbige Abbildungen. Leinen DM 28.–

Der Dorflehrer, pensioniert oder noch in Amt und Würden, der «Trachten» sammelt, «Brauchtum pflegt» und «Heimatverbundenheit lehrt», ist vielen sicherlich (manchmal zu Unrecht) ein Greuel. Warum, das wurde mir bei der Lektüre dieses Buches klar: Weil es eine Sache ist, Brauchtum zu pflegen, und eine andere, sich darum wirklich zu kümmern. «Trachten» beispielsweise sind etwas, das heute wieder Mode geworden ist, aber in dieser Form nur in den seltensten Fällen wirklich getragen wurde. Der Schwabe und die Schwäbin trugen ihr *Häs* – und die Tatsache, daß diese Bezeichnung im Titel des letzten Buches der 1981 verstorbenen Volkskundlerin Angelika Bischoff-Luithlen auftaucht, wirft ein Schlaglicht auf die ganze Arbeit: Volkskunde wirklich vom Volk, von unten her.

Die Autorin hat sich bei ihren Arbeiten vor allem auf die *Inventuren* gestützt. Was man in die Ehe miteingebracht und was ein Verstorbener hinterlassen hat, darüber gibt es genaue Aufzeichnungen in Dorfarchiven, und daraus hat die Autorin ihr Wissen gezogen: wie die Kleidung zwischen, grob gesagt, dem 16. und dem 19. Jahrhundert gewesen ist. Das Ergebnis, in einem Satz zusammengefaßt, lautet, daß es eine Tracht in dem Sinne, den wir normalerweise darin sehen, nicht gegeben hat, sondern daß das *Häs* entscheidend durch das soziale Umfeld dessen, der es getragen hat, geprägt worden ist. Alle jene Brauchtumpfleger, die gerne Aufmärsche in bunten Kleidern organisieren oder sehen, werden sicherlich enttäuscht sein. Auf eine stille, unaggressive Art macht Angelika Bischoff-Luithlen klar, was *Häs* wirklich war: Zeichen des Standes, der gesellschaftlichen Schicht, der man angehörte, auch der Religion, zu der man sich rechnete, kurz – es gab eine regelrechte Kleiderordnung. Fernab aller Verklärungen wird damit eine Sozialgeschichte der schwäbischen Feudalzeit in ihrer Kleidung geschrieben, – das allein macht

das Buch lesenswert. Dazu kommen: eine, wie ich finde, den Text vorzüglich ergänzende Bebilderung und ein mehr als amüsantes Glossarium. Wer wissen will, was ein *B'scheißer* oder ein *Schlupferle* war, ein *Einschlauf* oder eine *Stehbrunz hose*, eine *Separatistenhaube* oder ein *Stößerle*, der kann es hier nachschlagen; und er merkt dabei auch noch, wie sehr die Sprache der «unteren Schichten» sich beim Häs durchgesetzt hat.

Alfred Marquart

ALFONS RUDOLPH UND JOSEF ANSELM ADELMANN VON ADELMANNSFELDEN: **Schwäbische Barockkrippen**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1981. 140 Seiten, davon 84 mit farbigen Tafeln. Leinen DM 68,-

Dieses Buch lebt von seinen über hundert Farbbildern, von denen jedes das hervorragende Können eines meisterlichen Photographen beweist. Man spürt in diesen Aufnahmen, daß Alfons Rudolph «seine» Krippen nicht nur gesehen, sondern auch erlebt hat. Aus Gutenzell, Bonlanden, Ottobeuren, Kellenried, Ravensburg, Birnau, Hettingen, Rottweil, Sigmaringen-Hedingen, Ellwangen, Rottenburg, Lauterbach, Epfendorf und Stuttgart stellt er fünfzehn Krippen vor. Mit der Liebe zum Detail werden etwa einzelne Krippenfiguren porträtiert, Eigenmerkmale einer Krippe ins «rechte Licht» gerückt oder die exotischen Requisiten der Barockkrippen – Erfahrungen der Krippenbildner aus den Türkenkriegen – herausgestellt: prächtig das Photo eines auf einem Nashorn reitenden Heiligen Königs aus dem Morgenland. Die Anordnung der Bilder orientiert sich an den Krippen und erfolgt szenarisch, lädt zur Meditation ein. Dies wird unterstützt von einigen den Bildern vorangestellten zeitgenössischen «barocken» Textbeispielen (S. 7–36), die – von Pfarrer Adelman ausgewählt und erläutert – in jene Volksfrömmigkeit einführen, aus der heraus diese Krippen entstanden sind, und die Betrachtung der Krippenbilder vorbereiten. In einem knappen Textteil stellt zum Schluß des Buches (S. 121–140) Alfons Rudolph die Geschichte der gezeigten Krippen und deren kunsthistorische Bedeutung dar.

Sibylle Wrobbel

EDITH HÖRANDER: **Model. Geschnitzte Formen für Lebkuchen, Spekulatius und Springerle**. Mit Aufnahmen von Michael Heß. Callwey Verlag München 1982. 220 Seiten mit 380 Abbildungen. Leinen DM 88,-

Holzmodel sind heute begehrte Sammelobjekte, finden im Schwäbischen aber auch immer noch häufig zur Weihnachtszeit beim Springerles-Backen Verwendung. *Wohl in keiner anderen Gegend Deutschlands ist das Backen eine solche Herzensangelegenheit der ganzen Familie wie im Schwäbischen, wo sich Rezepte und Model von Geschlecht zu Geschlecht vererben* (S. 50). Trotz dieses Zitats, das wohl einen Tatbestand richtig beschreibt, geht die Autorin auf Springerle nur am Rande ihres Werkes ein. Ihr Hauptaugenmerk ist auf die Lebkuchen gerichtet, wobei sich vieles, was für diese gilt, auch auf Springerle übertragen läßt.

Edith Hörander beschreibt zunächst verschiedene Modelmotive, die einem immer wieder begegnen; vor allem die «drei klassischen Lebkuchen»: Herz, Kindl und Reiter.

Dann grenzt sie die regional verschiedenen Backwerke wie Lebzelte, Pfeffer- und Honigkuchen, Züricher Tirggel und Basler Leckerli, Printen, Spekulatius, Springerle und Marzipan gegeneinander ab. Abschließend beschreibt sie sehr anschaulich die Geschichte und den Alltag zweier Lebzelterfamilien, wobei man zudem einen guten Einblick in die Beschaffenheit und Ausrüstung einer Lebzelterwerkstatt erhält. Damit kann die Autorin neben den kunsthistorischen und volkskundlichen Aspekten der Holzmodel und Motive auch deren wirtschafts- und sozialgeschichtliche Rolle verdeutlichen.

Der Wert dieses Buches liegt sicher in seinem Abbildungsteil (S. 69–169), in dem über 370 auserlesen schöne Model meist aus der Barock- und Biedermeierzeit in hervorragenden Aufnahmen des Photographen Michael Heß gezeigt werden. Ein bißchen schade ist es nur, daß die typisch schwäbischen Modelformen, wie sie heute noch in Gebrauch sind, daß die Springerlesmodel der «kleinen Leute» etwas stiefmütterlich behandelt sind.

Sibylle Wrobbel

Kunstgeschichte

HERMANN BAUMHAUER UND JOHANNES SCHÜLE: **Das Heilig-Kreuz-Münster zu Schwäbisch Gmünd**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1982. 112 Seiten mit 62 Bildtafeln. Leinen DM 32,-

Seit dem Sommer 1981 sind die jahrelangen Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten an den Gewölben und den Chorkapellen des Heilig-Kreuz-Münsters in Schwäbisch Gmünd abgeschlossen. Wenngleich die Rettung beziehungsweise die Renovierung der Figurenportale und der Bauplastik noch einige Zeit in Anspruch nehmen wird, ist die Kirche nun wieder zugänglich.

Rechtzeitig zur «Wiedereröffnung» erschien der Bildband mit Texten von Hermann Baumhauer, einem der besten Kenner des Münsters. Baumhauer stellt eingangs die Bedeutung der Kirche für Gmünd und für die abendländische Baukunst dar. Als Kirche der Bürger war sie der die Stadtgestalt bestimmende Baukörper, als Werk Heinrich Parlers, Vater des Prager Dombaumeisters Peter Parler, wurde sie zum «Gründungsbau der Spätgotik», deren Chor zum Vorbild vieler abendländischer Kirchen, so des Prager Veitsdoms oder des Ulmer Münsters wurde. In weiteren Kapiteln beschäftigt sich der Verfasser mit den Gewölben, den Plastiken der Portale und ihren Figurenprogrammen, mit der Kunst im Chorumgang und in seinen Kapellen, mit dem Chorgestühl und der Orgel sowie – abschließend – mit der «immerwährenden Aufgabe» der Restaurierung.

Den Text ergänzen, illustrieren und veranschaulichen etwa 60 hervorragende, ganzseitige Photos von Johannes Schüle, der vor allem in den Detailansichten sein herausragendes Können bezeugt.

Sibylle Wrobbel

ECKART HANNMANN UND KARL WERNER STEIM: **Christian Großbayer**. 1718–1782. Ein hohenzollerischer Baumeister

des Spätbarock. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1982. 108 Seiten mit 16 Strichzeichnungen im Text und 62 Abbildungen. Leinen DM 18,-

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war Christian Großbayer als hohenzollerischer Baumeister in und um Haigerloch tätig. Sein Wirkungskreis reichte im Süden bis Sigmaringen und im Norden bis Tübingen. Eckart Hannmann und Karl Werner Steim haben im Sigmaringer Thorbecke Verlag eine Monografie des Architekten herausgebracht. Steim hat sich seit Jahren mit der Lebensgeschichte des Baumeisters befaßt; er hat das umfangreiche Archivmaterial durchgearbeitet und fast zwanzig unbekannte Bauten Großbayers sowie viele Pläne ermittelt. Von ihm stammen dann auch die Kapitel über die hohenzollerischen Fürstentümer, über die Haigerlocher Maurerzunft und natürlich über den Lebensweg Großbayers. Hannmann hat dann in sorgfältiger Weise einen Katalog der Sakral- und Profanbauten erstellt. Hier handelt es sich nicht nur um eine Auflistung, sondern um eine genaue und anschauliche Beschreibung der Architektur. Anschaulich, weil sie mit vielen, großzügig angelegten Rissen und teilweise ausgezeichneten Farbfotografien begleitet wird. Aus Hannmanns Beschreibungen und Analysen geht hervor, daß die Haigerlocher Bauten – Unterstadtkirche St. Nikolaus (1741/42), Schloßkirche (1748/52), St. Anna (1753/57) – und das Oberndorfer Augustinerkloster (1774/78) die Handschrift des Architekten am deutlichsten machen. Ich bin mir nicht sicher, ob man diese mit «spätbarock» charakterisieren kann. Großbayer hat den Trend der «französischen Architektur» aufgegriffen und sich dem Klassizismus zugewendet, der in Südwestdeutschland zu dieser Zeit eine besondere Rolle gespielt hat. Das macht die Situation in Hechingen deutlich. Seit 1769 plante man den Bau einer neuen Stifts- und Stadtpfarrkirche. Sieben Jahre später legte Großbayer einen Entwurf vor. Zur gleichen Zeit ging aber auch der Plan des Franzosen D'Ixnard, dem Erbauer von St. Blasien, ein. Man entschied sich für den Franzosen. Vergleicht man die Pläne beider Architekten, dann ist man erstaunt festzustellen, daß Großbayer das «klassizistische Konzept» in einer fast schon «französisch» zu nennenden Konsequenz verfolgt hat. Das Querschiff ist in die fast quadratische Halle eingebunden, und der Chor wurde, ähnlich wie bei St. Anna in Haigerloch, halbrund geschlossen.

Man hätte sich gewünscht, daß Hannmann mehr auf diese «Klassizismus-Diskussion» eingegangen wäre. Ein ausführlicher Anmerkungsapparat und ein ebenso ausführliches Literaturverzeichnis sowie ein Register der Orts- und Personennamen beschließen den Band.

Ehrenfried Kluckert

CHRISTIAN ÜLRICH WAGNER: **Abdruck aller in der Wagnerschen Buchdruckerey in Ulm dermahlen sich befindenden Schriften.** Ulm 1765. Reprint mit einem Nachwort von Elmar Schmitt. Universitätsverlag Konstanz 1982. 232 Seiten. Pappband DM 26,80

Größer und kleiner geht es nicht mehr. Was in vorliegendem Buch, einem Nachdruck, auf Seite 34 steht, könnte als Vorlage für einen Augenarzt gedacht sein. Und was die

Seite sieben bietet, ist fast schon für «Blinde» ausersehen: eine große plakartige Schrift.

Ein Buch «für die Augen»? Ein Buch zum Lesen? Beides nicht. Dieses *Schriftprobenbüchlein* steht in der Tradition der Schreibmeisterbücher, gleichsam ein gesammeltes Typenrepertoire, das im 16. Jahrhundert vorzustellen schon Gewohnheit deutscher Druckereien war. Wie wichtig man dergleichen Dinge nahm, zeigen Albrecht Dürers Buchstabenkonstruktionen, die eben mehr als artifizielle Spielereien eines großen Künstlers sind.

Wenn man im 18. Jahrhundert so etwas von einer Druckerei erhalten hat, dann hat man dies sicher wie eine Postwurfsendung unserer Tage behandelt. Irgendwann einmal wurde das Ganze Altpapier, war es, da auch die Buchstaben modischen Änderungen unterworfen waren, weggeworfen worden. Wer so etwas heute herausgibt, weil es sich glücklicherweise erhalten hat, der bietet einen Lekerbissen für Kenner. Auf diesen hat es auch der einführende Kommentar von Elmar Schmitt abgesehen. So werden die Freunde von Schriftgestaltung und Schriftvergleiche voll auf ihre Kosten kommen, wenn Namen wie Breitkopf auftauchen, die in die Geschichte der Ulmer Druckerfamilie Wagner hereinspielen. Für das Ulmer Lokalkolorit fällt dagegen weniger ab, weil eben das Feld, auf dem sich solche Beispiele bewegen, international ist. Dank also dem Wagemut eines Verlegers, dies als Reprint wieder der Vergessenheit zu entreißen!

Wolfgang Irtenkauf

Archäologie

VLADIMIR MILOJČIĆ (Hg.): **Der Runde Berg bei Urach.** Bd. IV:

JUTTA STADELMANN: **Funde der vorgeschichtlichen Perioden aus den Plangrabungen 1967–1974.** (Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde, Schriften, Band 7.) Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1981. 320 Seiten mit 7 Abbildungen im Text, 82 Tafeln, 22 Tabellen und 13 Karten. Broschiert DM 120,-

Nach der Publikation der frühgeschichtlichen Befunde und Funde vom Runden Berg durch Vladimir Milojčić und Rainer Christlein veröffentlicht Jutta Stadelmann hier in mustergültiger Weise die Funde der vorgeschichtlichen Perioden aus den Plangrabungen von 1967 bis 1974. Es handelt sich dabei größtenteils um Hinterlassenschaften der Bronzezeit und Urnenfelderkultur. Hauptgegenstand der Untersuchung sind die etwa 150000 aussagekräftigen Keramikreste, vorzugsweise die Randscherben, die hinsichtlich ihrer Brandart, Färbung, Tonbeschaffenheit, Oberflächen- und Bruchbeschaffenheit sowie ihrer charakteristischen Verzierungen gegliedert wurden. Die Kartierung der Gefäßtypen ergab Hinweise auf die Ausdehnung der vorgeschichtlichen Siedlungsflächen.

Eine erste Besiedlung des Runden Bergs erfolgte in der frühen bis mittleren Bronzezeit, wie rund 10% der gesamten Keramikfunde und charakteristische Bronzeobjekte belegen. Die Masse der Funde gehört der Urnenfelderzeit

(späte Hallstatt A- und Hallstatt B-Stufe) an, in der nach Aussagen des Fundstoffs aus Ton, Bronze, Stein und Horn eine Bevölkerung von Bauern und Handwerkern den Berg bewohnte. Eine Befestigung des Berges zu dieser Zeit kann nicht nachgewiesen werden, und so mag seine Lage an einem der Verkehrswege aus dem Neckar- und Ermstal auf die Albhochfläche ausschlaggebend für die Wahl als Siedlungsplatz gewesen sein.

Die Fundgattungen werden eingehend beschrieben und im Tafelteil vorbildlich dokumentiert. Die Darstellung der Forschungsgeschichte, die umfangreiche Materialvorlage und die siedlungsgeschichtlichen Folgerungen sind nicht nur für den Fachmann, sondern auch für alle, die sich mit der regionalen Vorgeschichte befassen, von großem Interesse.

Siegfried Albert

ALFRED RUSCH: **Das römische Rottweil.** Mit einem Beitrag von Dieter Müller. (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Band 7.) Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1981. 116 Seiten mit 67 teils farbigen Abbildungen und Plänen, 1 Kartenbeilage. Broschiert DM 15,-

CHRISTOPH UNZ: **Grinario – Das römische Kastell und Dorf Köngen.** Mit einem Beitrag von Ulrich Klein. (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Band 8.) Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1982. 128 Seiten mit 62 teils farbigen Abbildungen und Plänen. Broschiert DM 15,-

Mit den Bänden sieben und acht behandelt diese Reihe der archäologischen Führer erstmals die römische Zeit. Die beiden Bände ähneln sich in Anlage und Umfang. Anhand der reichen archäologischen Materialien stellen die Autoren in anschaulicher Weise die Geschichte und Bedeutung der beiden römischen Militärlager und Orte Arae Flaviae (Rottweil) und Grinario (Köngen) dar. Rottweil ist eine der bedeutendsten Fundstätten der Römerzeit in Süddeutschland und besaß als einzige Siedlung der Provinz Obergermanien Stadtrecht. Die Funde aus dem Bereich mehrerer Kastelle und zahlreicher Reste öffentlicher und privater Gebäude ergeben ein eindrucksvolles Bild vom Leben der römischen Bevölkerung.

Das Kastell Köngen sicherte einst mit rund 500 Mann Besatzung den römischen Neckarlimes. Während das Gelände der zugehörigen Zivilsiedlung heute fast ganz überbaut ist, konnte das Kastell selbst als einziges Militärlager dieser Grenze von einer Bebauung freigehalten werden. Bereits 1911 errichteten Mitglieder des Schwäbischen Albvereins auf den antiken Fundamenten des südöstlichen Kastellturms einen Neubau, der heute als Museum eingerichtet ist und zusammen mit römischen Steindenkmälern im anschließenden Parkgelände an die Bedeutung des Ortes zur Römerzeit erinnert.

In besonderen Kapiteln zeichnen Rüsck und Unz die wechselvolle Forschungsgeschichte beider Römersiedlungen nach und machen die Probleme deutlich, die für die Bodendenkmalpflege angesichts der modernen Stadtentwicklung entstehen.

Siegfried Albert

In einem Satz . . .

WILLI HABERMANN: **Du bist mein Freund.** Psalmen schwäbisch gebetet. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1982. Broschiert DM 16,-

Ein eigenwilliger, inhaltlich und sprachlich äußerst interessanter Versuch, 25 Psalmen ins Schwäbische zu übersetzen, *nah und fremd, anschniegssam und ein Widerborst.* So etwa die ersten drei Verse des 23. Psalms: *Dr Papa nemmt me, i han ällas. / Auf seinera Waldwies kaa e veschpra, / an seim Bächle ausgruaba. / Wohl isch mr s bei am, / der leßt sich net lompa / ond zoigt mr d schenschte Weg, wo r kennt.*

MANFRED MAI: **So weit kommts noh.** Gereimtes und Ungereimtes von der Schwäbischen Alb. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1982. 94 Seiten. Pappband DM 10,80

MANFRED MAI: **S isch älls a Weile schee.** Schwäbische Geschichten und Gedichte. Spectrum Verlag Stuttgart 1982. 84 Seiten. Pappband DM 14,80

Der 1981 mit dem zweiten Lyrikpreis im Mundart-Wettbewerb des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnete Autor versteht es – vor allem in seinen Gedichten –, den Dialekt knapp und treffend zur Entlarvung alltäglicher menschlicher Schwächen und Verhaltensweisen unserer Gesellschaft einzusetzen.

BENEDIKT SCHOCK: **Guckt dr Mo' durchs Ladespältle.** Gedichte in Schwäbischer Mundart. 2. wesentlich erweiterte Auflage der Ausgabe von 1964. Einhorn Verlag Schwäbisch Gmünd 1982. 127 Seiten. Leinen DM 16,80

Der 1982 verstorbene Autor porträtiert in seinen Gedichten eine im *Untergang begriffene ländliche Kultur und Lebensordnung* auf pointierte und *schelmisch-liebenswürdige Weise.*

WALTER BERNHARDT: **450 Jahre Reformation in Esslingen.** Ausstellung des Stadtarchivs Esslingen. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1981. 198 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

Dieses Buch ist weit mehr als ein reich bebildeter Ausstellungskatalog: Es ist ein Nachschlage- und Quellenwerk, das Auskunft gibt über das kirchliche Leben in Esslingen vor der Reformation, über die dortige reformatorische Bewegung, über die Täufer, über die Durchführung der Reformation und über die Zeit vom Schmalkaldischen Krieg bis zur Annahme der Konkordienformel.

JOSEPH ALOIS RINK: **Kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd.** Faksimiledruck nach dem Original von 1802 mit einem Nachwort von Klaus Graf. Buchhandlung Gerhard Stiegele Schwäbisch Gmünd 1982. 114 Seiten, 3 Illustrationen. Kartonierte DM 16,50

In seinem Nachwort betont Graf, daß Rinks Buch zwar keine verlässliche Informationsquelle zur Stadtgeschichte Gmünds sei, daß aber der Nachdruck durch *etwas anderes* gerechtfertigt sei: *als Dokument der Geschichtsauffassung um 1800, als Versuch, historische Urteile unbefangen zu fällen, d. h. frei von der herkömmlichen Sicht der Dinge, und nicht zuletzt als*

Geschichtswerk, das die – bis heute nicht völlig eingelösten – Forderungen der Aufklärung als Ergebnis geschichtlichen Lernens sieht, bietet Rinks Stadtgeschichte dem heutigen Leser mehr als nur nostalgisch-unverbindlichen Lesestoff.

JOHANNES GOLDNER (Hg.): **Franz Xaver Knoll 1859–1930.** Zeichner, Karikaturist, Gebrauchsgrafiker, Pädagoge und Künstler. (Kleine Kostbarkeiten im Allgäu. Bd. 8.) Verlag für Heimatpflege Kempten 1982. 118 Seiten, Kartoniert
Diese Biographie zeichnet das Leben des ungerechtfertigt in Vergessenheit geratenen Königlichen Professors Franz Xaver Knoll aus München auf, der sich als Mitarbeiter bei den «Fliegenden Blättern» einen Namen gemacht hat, und würdigt sein umfangreiches Werk.

Weitere Titel

FRANZ H. MEYER (Hg.): **Bäume in der Stadt.** Unter Mitarbeit von Georg Blauermel, Dieter Hennebo, Werner Koch, Michael Miess, Ulrich Ruge. 2. überarbeitete und ergänzte Auflage. (Ulmer Fachbuch: Fachgebiet Landschafts- und Grünplanung.) Verlag Eugen Ulmer Stuttgart 1982. 380 Seiten, 130 Abbildungen und 48 Tabellen. Leinen DM 68,-
EBERHARD HAUSE: **Die Kombokurgen.** Ihre Bauwerke, Baumeister und Bauherren. Jahrbuch-Verlag Weinsberg 1982. 112 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert

HEINRICH MEIER: **Bergbau in Neubulach** unter Berücksichtigung der geologischen und mineralogischen sowie strukturellen Fazies der Lagerstätte. Druckhaus Müller Neubulach 1982. 168 Seiten, zahlreiche teilweise farbige Abbildungen. Kartoniert DM 25,-

EBERHARD GUTEKUNST UND EBERHARD ZWINK: **Zum Himmelreich gelehrt.** Friedrich Christoph Oetinger 1702–1782. Württembergischer Prälat, Theosoph und Naturforscher. Eine Ausstellung der Württembergischen Landesbibliothek und des Landeskirchlichen Archivs Stuttgart 1982. 276 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert

GÜNTER SCHMITT: **Das Kriegsende in und um Nürtingen.** Verlag Senner-Druck. 248 Seiten. Kartoniert

Sindelfinger Jahrbuch 1981 (Band 23), Stadt Sindelfingen 1982 (Hg.). 338 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

HANS BREINLINGER: **s' weihnächtet im Allgäu.** Erzählungen und Theaterspiel für Allgäuer Mundart zur Weihnachtszeit mit Zeichnungen von Annette Julian-Bröll. Verlag für Heimatpflege Kempten 1982. 59 Seiten. Leinen

OTTO KELLER: **'s End vom Liedle.** Unveröffentlichtes aus seinem Nachlaß. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1982. 125 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Kartoniert DM 12,80

HILDE SCHILL: **Moosrösle.** Heitere und besinnliche Sachen in schwäbischer Mundart. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1982. 110 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Kartoniert DM 11,80

FRITZ RAHN (Hg.): **Hutzelbrot.** Ein schwäbisches Mundart-Lesebuch. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1982. 183 Seiten. Broschiert DM 9,80

450 Jahre Reformation in Heilbronn. Ursachen, Anfänge, Verlauf (bis 1555), bearbeitet von HELMUT SCHMOLZ und

HUBERT WECKBACH unter Mitarbeit von KARIN PETERS mit Beiträgen von Jörg Bauer, Berndt Hamm und Walter Kasper sowie Helmut Schmolz. Ausstellung des Stadtarchivs im Deutschhof in Heilbronn vom 26. Oktober bis 30. November 1980. (Im Auftrag der Stadt Heilbronn, herausgegeben von Helmut Schmolz. Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn, 23.) 360 Seiten, zahlreiche, teils farbige Abbildungen. Broschiert

CHRISTIAN LUDWIG BRÜCKER: **Burg Reichenberg.** (Große Baudenkmäler, Heft 339.) Deutscher Kunstverlag München Berlin 1982. 16 Seiten, zahlreiche, teils farbige Abbildungen. Geheftet DM 2,-

PAUL-LUDWIG WEINACHT und TILMAN MAYER: **Ursprung und Entfaltung christlicher Demokratie in Südbaden.** Eine Chronik 1945–1981. Herausgegeben vom Bezirksverband der CDU Südbaden, Freiburg i. Br. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen. 394 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 28,-

ERIKA DILLMANN: **Von der Donau zum See.** Ein ober-schwäbisches Skizzenbuch. Zeichnungen von Hagen Binder. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1982. 150 Seiten mit 41 Zeichnungen und sechs Faksimiles. Pappband DM 19,80

Anschriften der Mitarbeiter

Winfried Aßfalg, Rektor, Michel-Buck-Str. 4, 7490 Riedlingen

Max Bächer, Prof. Dipl.-Ing., Bopserwaldstr. 40 G, 7000 Stuttgart 1

Rainer Hartmann, Dr. phil., Schloßgartenstr. 6, 7417 Pfullingen

Wolfgang Irtenkauf, Dr. phil., An der Lehmgrube 35, 7257 Ditzingen

Josef F. Klein, Auf der Kanzel 24, 7000 Stuttgart 1

Ehrenfried Kluckert, Dr. phil., Vogelsangstr. 10, 7403 Ammerbuch-Reusten

Gottfried Korff, Prof. Dr., Im Taubenacker 13, 7402 Kirchentellinsfurt

Wolfgang W. Kress, M. A., Klugestr. 10, 7000 Stuttgart 1

Wolfgang Niess, M. A., Raitelsbergstr. 52, 7000 Stuttgart 1

Bernd Roling, Kirchweg 37, 7061 Lichtenwald 1

Oswald Schoch, Forstdirektor, Forstamt, 7564 Enzklösterle

Herbert Schwedt, Prof. Dr., Dalheimer Str. 20, 6501 Dexheim

Lothar Zier, 7961 Königseggwald 148

Bildnachweis

Titelbild und S. 76–84: Staatsgalerie Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek und Landesbildstelle; S. 89, Joachim Feist; S. 93–97 Rupert Leser; S. 100 und 102 Württembergisches Landesmuseum; S. 101 Museum Biberach (Braith-Mali-Museum); S. 114–117 Lothar Zier; S. 120–124 Winfried Aßfalg; S. 135–149 Stadtarchiv Pfullingen und Foto B. Burgemeister; S. 164 Foto Schöllhammer, Nürtingen.

Schwäbischer Heimatbund

Einladung zur

MITGLIEDERVERSAMMLUNG 1983

in Leonberg, Haus der Begegnung, Eltinger Straße 23
am Samstag, 9. Juli 1983, 13.30 Uhr

Tagesordnung:

- 1 Tätigkeitsbericht des Vorstandes
- 2 Kassenbericht des Schatzmeisters
- 3 Prüfungsbericht des Kassenprüfers
- 4 Entlastung
- 5 Anträge
- 6 Verschiedenes

Anträge zur Tagesordnung sind spätestens 5 Tage vor der
Versammlung dem Vorsitzenden schriftlich zuzuleiten.

Der Vorsitzende
gez. Prof. Willi Birn
Regierungspräsident i. R.

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung findet am
gleichen Ort um 15 Uhr statt:

Festvortrag von Professor Dr. Hansmartin Decker-Hauff

Die württembergische Herzogin Barbara und Leonberg –
Schicksale einer kleinen Residenz im Frühbarock.

Stadtführung

16.15 Uhr, vom Vortragsort aus:
Ein Gang durch die Stadt Leonberg – Pfarrkirche, Markt,
Schloß und Pomeranzengarten
Führung: Prof. Dr. Hansmartin Decker-Hauff

Exkursion

16.15 Uhr, vom Vortragsort aus:
Eine Fahrt nach Warmbronn
Besuch des Christian-Wagner-Hauses
Führung: Prof. Dr. Helmut Dölker

Für beide Führungen ist unbedingt eine Anmeldung er-
forderlich.

Ende der Mitgliederversammlung ist gegen 18 Uhr vorge-
sehen.

Die An- und Abreise erfolgt mit der S-Bahn oder eigenem
Pkw.

Außerordentliche Mitglieder- versammlung in Stuttgart am 12. Januar 1983

In Heft 4/1982 war zu dieser außerordentlichen Mitglie-
derversammlung eingeladen worden. Auf den Seiten 300
bis 304 ist der Entwurf einer neuen Satzung des SCHWÄBI-
SCHEN HEIMATBUNDES in der Fassung vom 16. Juni 1982
abgedruckt und auf Seite 299 ausführlich begründet wor-
den. Dieser Satzungsentwurf lag am 12. Januar 1983 der
Mitgliederversammlung im Stuttgarter Wilhelmspalais
zur Annahme vor.

Auf den bei ordentlichen Mitgliederversammlungen übli-
chen Tätigkeitsbericht und den Kassenbericht wurde ver-
zichtet. Diese Berichte bleiben der ordentlichen Mitglie-
derversammlung am 9. Juli 1983 in Leonberg vorbehalten.
Vor Eintritt in die Tagesordnung gedachte der Vorsit-
zende Herr Prof. Birn des früheren, langjährigen Ge-
schäftsführers des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, Herrn
Prof. Dr. ADOLF SCHAHL, der am 30. Dezember 1982 ver-
storben ist. Die Verdienste von Prof. Dr. Schahl um den
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND fanden ihre Anerkennung in
der Ernennung zum Ehrenmitglied im Jahre 1978. Profes-
sor Schahl sah in seiner Arbeit einen Dienst an seinen
Mitmenschen, indem er sie zu den Kunstwerken der Hei-
mat führte. Außerordentlich groß ist auch die Anzahl der
wissenschaftlichen Arbeiten und Veröffentlichungen.
Eine hohe Würdigung erfuhren diese Verdienste durch
die Verleihung des Titels Professor am 24. November 1982
durch Ministerpräsident Lothar Späth. Diese Ehrung hat
den vom Tode gezeichneten Mann noch sehr gefreut.

Im Anschluß berichtete Herr Prof. Birn über die Verände-
rung in der Redaktion der SCHWÄBISCHEN HEIMAT. Herr
Redakteur Martin Blümcke hat diese Aufgabe ab Heft
1/1983 der Zeitschrift übernommen; dafür dankte ihm der
Vorsitzende. Gleichzeitig würdigte Herr Prof. Birn die
langjährige Mitarbeit von Herrn WILLY LEYGRAF im Vor-
stand des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES und seine Tätig-
keit als Redakteur der Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT.

Änderung der Satzung

Bereits bei der Mitgliederversammlung am 31. März 1982
war dies angekündigt worden. Der Vorstand erarbeitete
dann die neue Satzung in vielen Überlegungen und Erör-
terungen. Vor Beginn wurden dem Vorsitzenden zwei
Anträge zur Satzungsänderung übergeben. Ein schriftli-
cher Antrag lag bereits vor. Ein weiterer Antrag ist auf
Seite 300, Heft 4/1982 abgedruckt. Herr Prof. Birn begrün-
dete noch einmal ausführlich den Zweck der Satzungsän-
derung. Jeder Paragraph wurde anschließend ausführlich
erörtert.

Die Fassung des § 2, Abs. 1 (Zweck des Vereins) war 1972

in die Satzung des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES ganz bewußt übernommen worden, entsprechend der Satzung des Deutschen Heimatbundes. Nach ausführlicher Diskussion wurde beschlossen, die vorgeschlagene Fassung unverändert zu belassen.

Zu § 3, Abs. 3 (Ehrenmitglieder) lag ein Antrag vor. Nach eingehender Diskussion wurde beschlossen, auch diesen § 3, Abs. 3, unverändert zu belassen. Ein Antrag zu § 3, Abs. 6 (Ausschluß) wurde wieder zurückgezogen. Zu § 7, Abs. 3 (Einberufung der Mitgliederversammlung) lag ebenfalls ein Antrag auf Änderung vor. Hier wurde eine erweiterte Fassung beschlossen. Sie lautet: . . . *rechtzeitig, jedoch mindestens zehn Tage vorher*. In dieser Form wurde der Antrag einstimmig angenommen.

Nach eingehender Besprechung der restlichen Paragraphen legte der Vorsitzende den Satzungsentwurf den anwesenden Mitgliedern zur Abstimmung vor. Durch Handhebung wurde die neue Satzung vom 12. Januar 1983 einstimmig angenommen. Damit erlischt die Satzung vom 17. Juni 1972.

Neuwahlen

Im Anschluß erfolgten die Neuwahlen zum Vorstand des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES gemäß § 8 der neuen Satzung. In den Geschäftsführenden Vorstand nach § 8, Abs. 1, wurden gewählt:

Der Vorsitzende: Prof. Willi K. Birn, Regierungspräsident i. R. Tübingen,

1. stellvertretender Vorsitzender: Martin Blümcke, Redakteur, Süddeutscher Rundfunk, Redaktion Land und Leute,

2. stellvertretender Vorsitzender: Dr. Oswald Rathfelder, Ltd. Ministerialrat im Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten,

Schatzmeister: Dr. Dr. Rudolf Bütterlin, Steuerberater, Urach,

Schriftführer: Dr. Wilfried Setzler, Leiter des Kulturamtes der Stadt Tübingen.

Die zwei weiteren Mitglieder sind: Prof. Dr. H. Dölker, Esslingen, und Fritz Oechßler, Forstdirektor, Stuttgart.

Die zehn weiteren Mitglieder des Vorstandes nach § 8, Abs. 2, sind: Dipl.-Ing. Jürgen Brucklacher, Oberregierungsbaurat beim Regierungspräsidium Tübingen, Frau Maria Heitland, Geschäftsführerin des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES, Stuttgart, Dr. Wolfgang Irtenkauf, Bibliotheksdirektor an der Württembergischen Landesbibliothek, Stuttgart, Dipl.-Ing. Gerhart Kilpper, Architekt, Stuttgart, Dr. Hubert Krins, Hauptkonservator, Leiter der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Dr. Hans-Martin Maurer, Ltd. Oberstaatsarchivdirektor des Hauptstaatsarchivs Stuttgart, Dipl.-Ing. Karl Reutter, Architekt, Neu-Ulm, Dipl.-Ing. Heinrich Röhm, Oberstadtbaudirektor a. D., Heilbronn, Herr Albert Rothmund, Regierungsdirektor, Landratsamt Schwäbisch Hall, Frau Ursula Zöllner, Juristin, Tübingen. Herr Prof. Birn schloß die Mitgliederversammlung mit dem Dank an die anwesenden Mitglieder, die durch ihre Teilnahme ihr Interesse an den Aufgaben des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt hatten.

Peter Haag-Preis 1983

Der SCHWABISCHE HEIMATBUND vergibt seit 1978 den Peter Haag-Preis für denkmalpflegerisch beispielhaft gestaltete Bauten. Auch 1983 soll dieser Preis vergeben werden. Er erinnert an den Schorndorfer Architekten Peter Haag, der sein Wissen, seine Phantasie und Gestaltungskraft in den Dienst der stilvollen Erhaltung historischer Bausubstanz gestellt hatte. Am 19. Februar dieses Jahres wäre er 70 Jahre alt geworden. Es können nur Objekte in privatem Eigentum ausgezeichnet werden. Vorschläge für eine solche Auszeichnung können von jedermann eingesandt werden, auch die Eigentümer können sich selbst um den Preis bewerben. Die Vorschläge sollen mit einer kurzen Erläuterung und Fotos ausgestattet sein, die eine Beurteilung der denkmalpflegerischen Leistung ermöglichen. Die Objekte müssen im Bereich des Vereinsgebietes liegen, das heißt in den ehemals württembergischen und hohenzollerischen Landesteilen.

Die Vorschläge sind bis Ende Mai 1983 zu richten an die Geschäftsstelle des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1.

Gasthof zur Post in Münsingen vor dem Abriß?

Unter diesem Titel hat Rud. Brändle im Heft 4/82, S. 297 f. dieser Zeitschrift auf ein bedrohtes, aber erhaltungswürdiges Baudenkmal hingewiesen. In dieser Angelegenheit hat der Vorsitzende des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES, Professor Willi K. Birn, an den Münsinger Bürgermeister Rolf Keller geschrieben und gefragt, ob die Stadt bereit sei, etwas für die Erhaltung und Renovierung dieses Gebäudes zu tun. «Könnte durch einen öffentlichen Spendenauf Ruf in Münsingen und Umgebung eine Hilfe mobilisiert werden? Oder wissen Sie sonst einen Weg, auf dem Hilfe zu erlangen ist?» Hier die Antwort von Bürgermeister Keller, geschrieben am 16. 12. 1982:

«Bei einem persönlichen Gespräch hatte ich Ihnen bezüglich des ehemaligen Gasthauses zur Post in Münsingen bereits erklärt, daß die Stadt grundsätzlich an einem Erhalt interessiert ist. Der bauliche Zustand ist bedenklich. Die Stadt hat dieses Gebäude im Frühjahr d. J. gekauft, um einem weiteren Zerfall vorzubeugen. Eine Besichtigung zusammen mit der zuständigen Vertreterin des Landesdenkmalamtes hat jedoch ergeben, daß dieses Gebäude sehr oft um- und ausgebaut wurde und daher in seiner Gesamtheit nicht unbedingt erhaltungswürdig ist. Im Zusammenhang mit der Stadtsanierung lassen wir prüfen, welche weitergehenden Nutzungsmöglichkeiten für dieses Gebäude gegeben sind. Sollte eine weitergehende Untersuchung zum Ergebnis kommen, daß das Gebäude an sich nicht erhalten werden kann, werden wir in jedem Fall darauf drängen, die äußere Gestalt des Gebäudes zu erhalten.

Wir haben im Herbst d. J. die notwendigen Instandsetzungsmaßnahmen durchgeführt, um einem weiteren Verfall des Gebäudes vorzubeugen.»



LBS

Landesbausparkasse
Württemberg

Bausparkasse der Sparkassen

„Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.“ LBS-Beratung zahlt sich aus.

Das eigene Zuhause ist sicher
eines der schönsten Sparziele.
Und es ist realistisch dazu.
Denn mit dem LBS-Maßpro-
gramm bieten wir Ihnen eine
Vielzahl interessanter Bauspar-
vorteile. Ihr LBS-Berater infor-
miert Sie gern ausführlich.
In Ihrer LBS-Beratungsstelle
oder in Ihrer Sparkasse.
**LBS. Wir geben
Ihrer Zukunft ein Zuhause.**



Unser Verbund – Ihr Vorteil

Sparkasse  Landesbank
Landesbausparkasse
Sparkassen-Versicherung

Namen und Anschriften unserer LBS-Berater und deren Beratungsstellen entnehmen Sie bitte Ihrem örtlichen Fernsprechbuch unter »Bausparkassen«, Ihrem Gemeindeblatt sowie unseren monatlichen Sprechtagankündigungen in der Tagespresse. Auch alle Sparkassen mit ihren Geschäftsstellen stehen Ihnen für Auskünfte und Beratungen zur Verfügung.

Zwanzig schwäbische »Wirklichkeitsfanatiker« in:

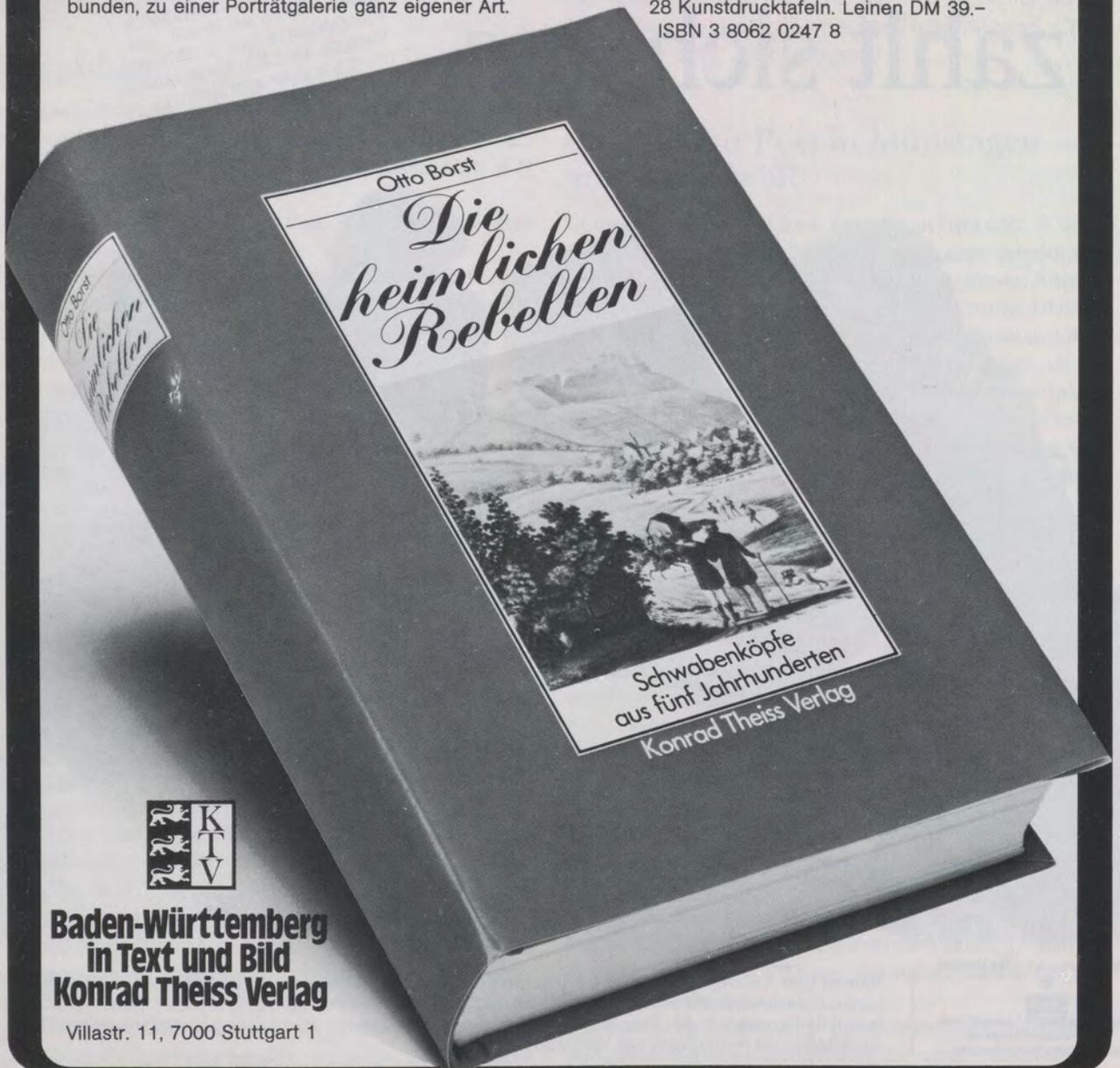
Otto Borst Die heimlichen Rebellen

Dies Buch löst den »schwäbischen Geist« aus seinen Klischees und zeigt das andere Württemberg, das bislang vergessene oder mit Fleiß retuschierte, das Geburtsland der heimlichen Rebellen, die sich, jeder auf seine Art, um eine bessere Heimstatt des Menschen in dieser Welt bemühten. Großes und Kleines, Privates und Politisches, Menschliches und Allzumenschliches ist hier zu einem Strauß von 20 Biographien zusammengebunden, zu einer Porträtgalerie ganz eigener Art.

Das Buch ist der lebendige Weg durch eine unheimlich farbige und facettenreiche Geisteslandschaft. Es erzählt von Ideen, die Geschichte machten und von Anfechtungen und Niederlagen, vom Widerstand und von der schöpferisch-siegreichen Stunde des Menschen.

Die heimlichen Rebellen

Schwabenköpfe aus fünf Jahrhunderten. 452 S. mit 28 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 39.- ISBN 3 8062 0247 8



**Baden-Württemberg
in Text und Bild
Konrad Theiss Verlag**

Villastr. 11, 7000 Stuttgart 1

Vom 7. Februar 1983 datiert die Antwort auf ein ähnliches Schreiben von Professor Birn an das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Das Schreiben hat Frau Jutta Kochendörfer-Münnich, die ständige Vertreterin des Präsidenten, formuliert:

«Die Antwort hat sich leider verzögert, weil hierzu nähere Erhebungen bei unserer Außenstelle in Tübingen und bei der Stadt Münsingen erforderlich waren. Hierfür bitte ich Sie um Ihr Verständnis.

Ich freue mich über das Interesse des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES an der Erhaltung des Gasthofes zur Post in Münsingen. Das Landesdenkmalamt hat seit dem Jahr 1974 immer wieder auf die Bedeutung des Gebäudes und dessen zunehmend bedrohlicher werdenden Bauzustand hingewiesen. Auf Anregungen des Landesdenkmalamts wurde im April 1982 ein Gutachten über die Erhaltungsfähigkeit des Gebäudes erstellt. Leider kommt das Gutachten zu dem Ergebnis, daß das Gebäude in seiner Gesamtheit nicht mehr erhaltungsfähig ist. Diesem Gutachten kann sich auch das Landesdenkmalamt nicht entziehen. Wir können in solchen Fällen nicht nur ausschließlich das denkmalpflegerische Interesse an der Erhaltung eines Kulturdenkmals in den Vordergrund stellen, sondern müssen auch die Zumutbarkeit der Erhaltung für den Objekteigentümer in Betracht ziehen. Soweit uns bekannt ist, scheint die Stadt Münsingen jedoch bereit zu sein, ein weiteres Gutachten einzuholen. Das Landesdenkmalamt wird nachhaltig alle Schritte unterstützen, die dazu beitragen können, das Gebäude zu erhalten. Es wird von dem Ergebnis des weiteren Gutachtens abhängen, ob auf der Grundlage gesicherter Erkenntnisse auf eine Erhaltung des Gebäudes hingewirkt werden kann. Ich würde mich freuen, wenn das Ergebnis in Ihrem Sinne ausfallen würde.»

Heimatkunde im Bild – ein Fotowettbewerb des shb

Mit Einsendeschluß 30. November 1982 hat der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND unter seinen Mitgliedern Fotografen gesucht, die auf ihren Bildern typische Beispiele für die Überschneidung und wechselseitige Unterstreichung von Natur und Kultur festgehalten haben. Die Fotos mußten aus dem Vereinsgebiet stammen und mit einem Text erläutert werden, der den historischen Zusammenhang darstellt und das Besondere des Abgebildeten hervorhebt. Eine Jury, gebildet aus dem Vorstand des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, hat nun die Einsendungen, die leider nicht sehr zahlreich waren, sortiert und prämiert. Der Vorstand hat dem Ergebnis zugestimmt.

Bei den Einzeldarstellungen hat den ersten Preis erhalten Herr HELMUT WENK aus Lindau-Schachen für das Motiv: Marienkapelle mit Kaplaneihaus und Bauernhof am Schleinsee bei Kreßbronn, Bodenseekreis. Weitere Preise wurden nicht vergeben. Auch bei den Serien sind nur die Preise eins und zwei zugeteilt worden. Der erste Preis geht an Herrn ALFRED HUB aus Bissingen an der Teck für seine

Bildfolge: Vier Weinbergsschützenhäuschen bei Bissingen/Teck. Den zweiten Preis erhält Frau GERTRUD HÖH aus Dornstetten-Aach für die Serie: Stationsweg und Kalvarienberg bei St. Luzen in Hechingen. Die eingereichten Fotos sind in das Eigentum des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES übergegangen und werden demnächst in dieser Zeitschrift veröffentlicht.

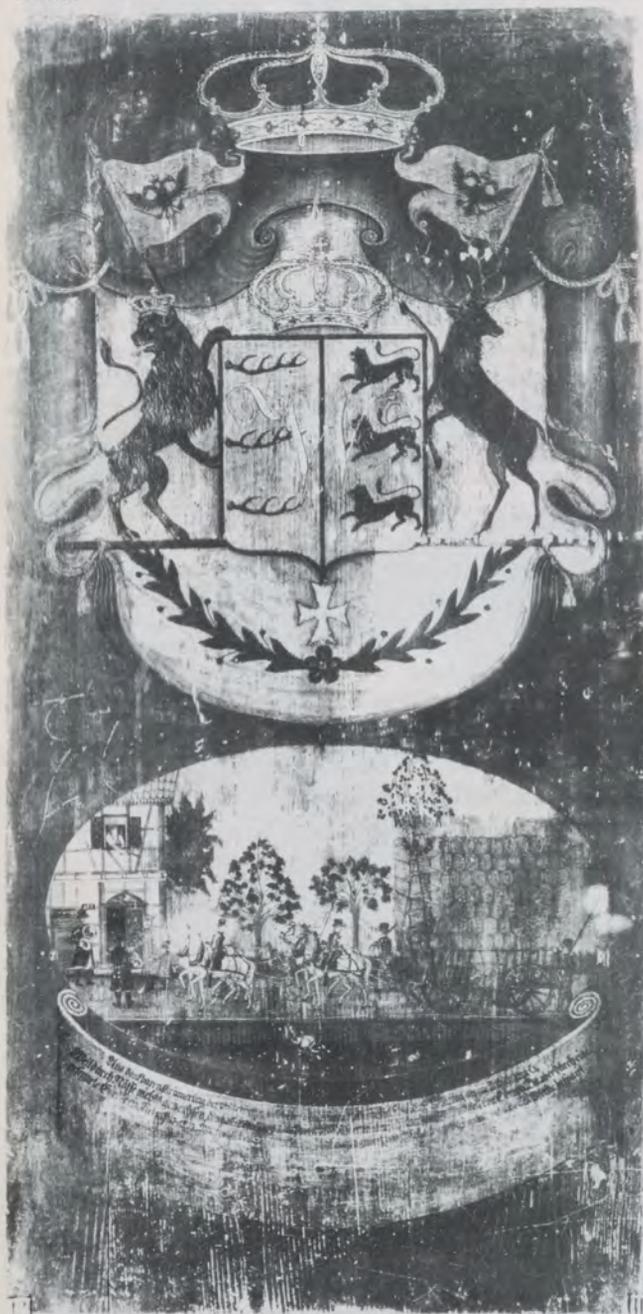
Ortsgruppe Kirchheim unter Teck

Die Ortsgruppe hat sich in einer Unterschriftensammlung für den Erhalt des Gasthofs *Weißer Ochsen* im sogenannten Ochsenhäble-Viertel eingesetzt. Der Kirchheimer Gemeinderat hat einen Bebauungsplan für das genannte Viertel in Auftrag gegeben. Der Weiße Ochsen war früher eine Herberge vor dem Tor, in der sich abends alles zusammenfand, was zum Einlaß in die Stadt zu spät gekommen war. Die angebotene Unterkunft mußte groß sein, denn meist waren es Fuhrleute, die sich hier einquartierten. Neben geräumiger Wirtsstube und Gastzimmern waren also auch Stallungen, Scheunen und Remisen notwendig. Die ursprüngliche Form einer solchen Herberge vor dem Tor ist beim Weißen Ochsen noch sehr gut abzulesen, allerdings sind die Baulichkeiten in einem beklagenswerten Zustand. Da im Gemeinderat bereits Stimmen laut geworden sind, die Erhaltungswürdigkeit dieses Gebäudes zu prüfen, sollte der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND nicht schweigen. Die Ortsgruppe Kirchheim/Teck steht uneingeschränkt hinter dem Versuch, den Weißen Ochsen in seiner Grundform zu erhalten.

Ortsgruppe Nürtingen

Beim Umbau eines Hauses in der Kirchheimer Vorstadt wurde im Herbst 1980 unter Gips und Tapeten ein 65x150 cm großes auf Holz gemaltes Ölbild entdeckt. Es zeigt unter dem Wappen des Königs Wilhelm I. von Württemberg den ersten Erntewagen, der nach der Hungersnot von 1816/17 in die Stadt einfuhr. Entstanden ist das Bild 1820. Ähnliche Darstellungen haben sich auch an anderen Orten erhalten, denn diese große Hungersnot hatte ganz Süddeutschland, Österreich und die Schweiz betroffen. Den für Nürtingen besonderen Wert erhält das Bild durch die Erinnerung an die Hungersnot in Verbindung mit dem Hinweis auf die unter König Wilhelm I. eingeleiteten Verbesserungen der Landwirtschaft – Landwirtschaftliches Hauptfest in Zusammenhang mit dem Cannstatter Volksfest, Gründung der landwirtschaftlichen Unterrichts-, Versuchs- und Musterlehranstalt Hohenheim – und die vom gleichen Fürsten eingeleitete Förderung des Verkehrs und der gewerblichen Wirtschaft in der Absicht, für die Zukunft ähnliche Notzeiten auszuschließen. Damit dokumentiert das Bild die Wende der überkommenen Wirtschaft, die sich fast nur auf die Landwirtschaft stützte, zum Industriezeitalter. Mit der Abbildung des königlichen Wappens wollten Auftraggeber und Maler König Wilhelm

und Königin Katharina ein «Vergelt's Gott!» sagen, weil das Königspaar in der Stunde der Not Sofortmaßnahmen ergriffen und gleichzeitig Einrichtungen zur langfristigen Verbesserung der Lebensverhältnisse geschaffen hatte.



Schon bald nach der Entdeckung des Bildes bot ein auswärtiger Sammler den stattlichen Preis von 45 000 DM. Die Hoffnung, das Bild für die heimatkundliche Sammlung der Stadt Nürtingen erwerben zu können, sank angesichts der leeren öffentlichen Kassen auf den Nullpunkt. Schließlich gelang es, eine Vereinbarung mit den Besitzern zu erreichen, welche den bar aufzubringenden Betrag auf 25 000 DM beschränkte. Die Ortsgruppe Nürtingen übernahm nun die Verpflichtung, diese Summe über einen Spendenaufruf zu beschaffen. In diesen Tagen konnte nun die Aktion, zu der auch der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND einen namhaften Beitrag geleistet hatte, er-

folgreich abgeschlossen werden. Zu danken ist weit über hundert Einzelspendern. Sie beweisen, daß die Bürger unserer Stadt den Wert dieses Bildes zu schätzen wissen. Hans Binder, Vertrauensmann

Veranstaltungen der Ortsgruppen

Ortsgruppe Leonberg

Ein Besuch im Ostalbkreis

Führung: Werner Schultheiss und Oberforstrat Alfred Weiss, Königsbronn

Sonntag, 3. Juli 1983

Abfahrt: 7.30 Uhr in Leonberg, Seegarten

Teilnahmegebühr: DM 30,-

St. Blasien und Südschwarzwald

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf

Samstag, 17. September, bis Sonntag, 18. September 1983

Genaue Einzelheiten erfahren Interessenten auf Anfrage.

Herbst in den Leonberger Wäldern

Samstag, 15. Oktober 1983

Führung: Oberforstrat Hans Gonser, Leonberg

Abfahrt: 13.30 Uhr in Leonberg, Seegarten

Teilnahmegebühr: DM 10,-

Anfragen bitte an: Dipl.-Ing. Werner Schultheiss, Rilkestraße 5, 7250 Leonberg, Telefon (0 71 52) 2 73 96

Gäste sind willkommen.

Ortsgruppe Nürtingen

Die Ortsgruppe Nürtingen arbeitet mit der Volkshochschule zusammen.

Neue keltische Ausgrabungen in Württemberg

Dr. Jörg Biel, Oberkonservator, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart

Der Referent gibt einen Überblick über die späte Hallstattzeit (um 500 v. Chr.) und berichtet über die Ausgrabungen in den letzten Jahren. Besonders wird er auf das unter seiner Leitung 1978 ausgegrabene Fürstengrab von Hochdorf bei Ludwigsburg eingehen.

Donnerstag, 28. April, 20 Uhr,

Nürtingen, Max-Planck-Gymnasium, Musikpavillon

Gebühr: DM 3,-, Schüler DM 2,-

Führung durch die Nürtinger Altstadt

Hans Binder

Samstag, 30. April, 14 Uhr,

Nürtingen, Rathaus

Gebühr: DM 3,-, Schüler DM 2,-

Besichtigung des Bauernhofmuseums Illerbeuren

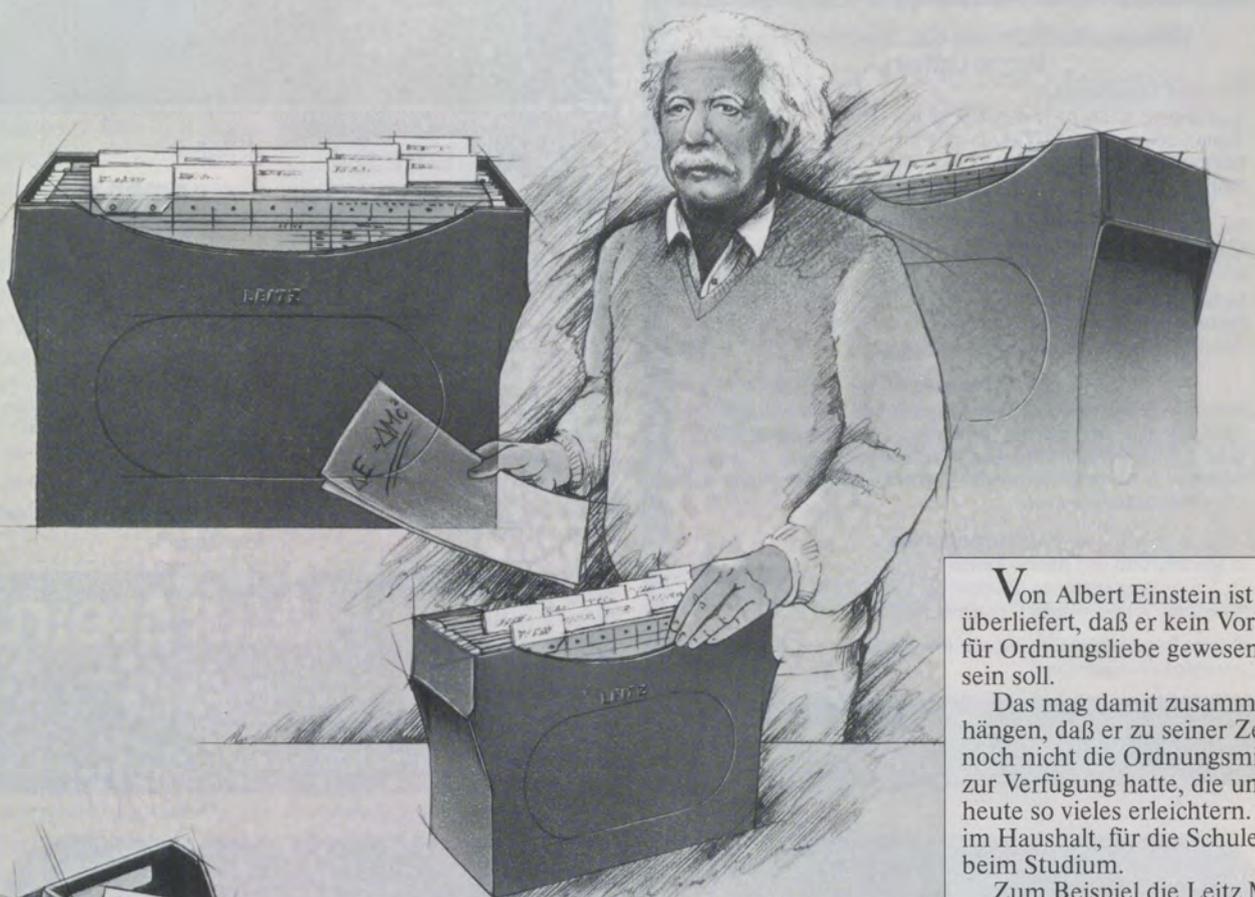
Mittwoch, 4. Mai,

Abfahrt: 13 Uhr Nürtingen, Omnibusbahnhof

Gebühr für Fahrt und Eintritt: DM 22,-, Schüler DM 20,-

Um Anmeldung bis 29. April wird gebeten.

Nicht nur „relativ“ betrachtet
schenkt Ordnung Zeit für Wichtigeres.



Von Albert Einstein ist überliefert, daß er kein Vorbild für Ordnungsliebe gewesen sein soll.

Das mag damit zusammenhängen, daß er zu seiner Zeit noch nicht die Ordnungsmittel zur Verfügung hatte, die uns heute so vieles erleichtern. Ob im Haushalt, für die Schule oder beim Studium.

Zum Beispiel die Leitz Mini-Aktei. Eine formschöne Unibox, 10 ALPHA-Mappen mit Reitern und vorgeprägten Schildchen für familiäre und schulische Sachgebiete. So findet man benötigte Unterlagen stets mit einem Griff.

Oder die Leitz Liliput-Aktei. Eine kleine Einstellmappen-Registrator, die schon manchem Hausherrn oder Schüler Zeit für Wichtigeres erspart hat.

LEITZ

Ihr Fachhändler erwartet Sie.

Coupon



8231 SH

Wenn Sie sich ausführlicher informieren wollen, senden Sie uns bitte diesen Coupon oder eine Postkarte mit dem Stichwort „Liliput-/Mini-Aktei“ an Louis Leitz, Pf 3007 20, 7000 Stuttgart 30.

Bitte senden Sie mir kostenlos

- die 16seitige Broschüre „Ordnung daheim“.
- den Farbprospekt „Ordnung für die Schule“.

REISEBÜRO *Binder*

... ein Begriff für solide Omnibusreisen

Reisen anlässlich des 500. Geburtstages Martin Luthers

Geführte Tagesfahrten

Augsburg 8. 5./26. 6./17. 7./14. 9./9. 10.	DM 27,-
Veste Coburg 22. 5./10. 7./6. 8./18. 9./31. 10.	DM 38,-
Nürnberg/Ausstellung 29. 6./9. 7./31. 7./17. 8./4. 9.	DM 32,-
Worms 15. 5./25. 6./23. 7./21. 8./16. 10.	DM 29,-

2-Tages-Reise Lutherstätten

Worms – Speyer – Alsfeld – Coburg – Nürnberg
am 26. 7. / 4. 10. HP DM 169,-

Lutherstätten in der DDR

Reisen mit 5-/6-/9tägiger Reisedauer ab DM 933,-
(Mindestumtausch entfällt)

Studienreisen

Reisen in bequemen Bussen mit landeskundl. Reiseleitung nach **Skandinavien, Nordafrika, Albanien, Balkan-Rundreise** mit Schwarzmeerschiffahrt, **Spanien, Frankreich, Italien** (u. a. Opernfestspiele in Verona). Unterkunft in guten/sehr guten Hotels mit HP/VP in Ostblockländern.

Kuraufenthalte

in **Montegrotto** und **Abano Terme**
ab 7. 5. 14tägig Abfahrten (Stuttgart ab 7.30 Uhr) mit 16-/23 Tagen Aufenthalt. Auswahl unter 6 guten Kurhotels.

Nähere Beschreibung in unserem Reiseprogramm, das wir gerne unverbindlich zusenden.

7000 Stuttgart-Feuerbach, Wilh.-Geiger-Platz 1
Telefon 0711 /81 50 04

GLÜCKWUNSCH KARTEN



Muster
und Prospekte
7207 Beuron
Beuroner Kunstverlag

Flurnamen der Stadt Stuttgart



Forschungen und Berichte
zur Volkskunde in Baden-Württemberg

H. Dölker

Flurnamen der Stadt Stuttgart

Die Namen der Innenstadt sowie der Stadtteile Berg, Gablenberg und Heslach. 495 S. und 41 Abb. davon 6 in Farbe. Leinen DM 39,-. Ein Klassiker der Flurnamenforschung – seit Jahrzehnten vergriffen – in einem Nachdruck jetzt wieder erhältlich!

**Konrad Theiss Verlag
Stuttgart**

Burrer Naturstein Renovierungen

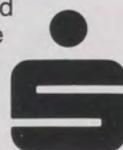
7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65

„Ich weiß es aus Erfahrung:
Mit einem Hauskonto* bei
der Sparkasse
haben Sie Soll
und Haben
immer im
Griff.“



Beate Kasputtis
Geldberaterin

* Ihr -Geldberater entlastet Sie und wickelt Einnahmen und Ausgaben wie Mieten und Steuern, Rechnungen und Versicherungen pünktlich für Sie ab. Und liefert Ihnen die exakte Übersicht. Per Kontoauszug. Zu Ihrer Kontrolle.



wenn's um Geld geht
Sparkasse

Landeskundliche Exkursion nach Oberschwaben

Führung: Albrecht Rieber, Ulm, und Hans Binder, Nürtingen

Fahrtroute: Nürtingen, Ulm, Ehingen, Untermarchtal, Hohentengen, Friedberg, Königseggwald, Königsegg, Altshausen, Kürnbach, Ulm, Nürtingen.

Sonntag, 26. Juni,

Abfahrt: 7 Uhr Nürtingen, Omnibusbahnhof

Gebühr: DM 36,-, Schüler DM 33,-

Um Anmeldung bis 16. Juni wird gebeten.

Geologische Exkursion ins Ries und ins Altmühltal

Führung: Dr. Klaus Eberhard Bleich, Wolfschlugen

Fahrtroute: Nürtingen, Heidenheim, Nördlingen, Wemding, Otting, Solnhofen, Eichstätt, Wellheimer Trockental, Harburg, Nürtingen.

Samstag, 2. Juli,

Abfahrt: 7 Uhr Nürtingen, Omnibusbahnhof

Gebühr: DM 40,-, Schüler DM 37,-

Um Anmeldung bis 27. Juni wird gebeten.

Ausgrabungen eines keltischen Grabhügelfeldes beim Burrenhof zwischen Erkenbrechtsweiler und Grabenstetten

Dr. Jörg Biel, Oberkonservator, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart

In Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt führt die Volkshochschule in den Sommerferien die Ausgrabung eines Grabhügelfeldes der Hallstattzeit (um 600 v. Chr.) durch. Beim Burrenhof auf der Uracher Alb liegt eine Gruppe von etwa zwanzig Grabhügeln. Diese werden durch die Beackerung laufend eingeebnet und weiter zerstört. Zwar wurden die Hügel 1893 teilweise ausgegraben, doch ist immer noch mit weiteren Funden zu rechnen. Die damalige Ausgrabung hat reiche Funde ergeben: unter anderem ein Wagengrab, einen Dolch und Schmuckgegenstände aus Gold, Bronze und Eisen. Die jetzige Ausgrabung soll der völligen Zerstörung der Grabhügel und Gräber zuvorkommen. Geboten wird die unentgeltliche Teilnahme an einer archäologischen Ausgrabung unter wissenschaftlicher Leitung, Einführung in die Techniken des Ausgrabens, der Vermessung und des Dokumentierens, ein Überblick über die Archäologie der Keltenzeit und eine Exkursion zu archäologischen Geländedenkmälern der Umgebung.

Kurs A: 25. Juli bis 5. August,

Kurs B: 8. bis 19. August,

Kurs C: 22. August bis 3. September

Keine Gebühr

Um Anmeldung bis 31. Mai wird gebeten.

Auf den Spuren der Zähringer im Schwarzwald und am Rhein

Führung: Benigna Schönhagen, Stuttgart

Fahrtroute: Nürtingen, Rottweil, Villingen, St. Märgen, St. Peter, Ebnet, Zähringen, Freiburg im Breisgau (Übernachtung), Breisach, Staufen, Badenweiler, St. Blasien, Nürtingen.

Samstag, 10., und Sonntag, 11. September,
Abfahrt: 7 Uhr Nürtingen, Omnibusbahnhof

Gebühr: DM 96,- (zuzüglich Zuschläge für Einzelzimmer oder Dusche)

Um Anmeldung bis 15. Juli wird gebeten.

Anfragen bitte an: Herrn Hans Binder, Eschenweg 3, 7440 Nürtingen, Telefon (0 70 22) 3 42 43

Ortsgruppe Ulm

Zollernalb mit Zollerngraben

Führung: Dr. Paul Groschopf, Albrecht Rieber und Karl Reutter

Sonntag, 8. Mai 1983

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Münsterplatz Ulm

Teilnehmergebühr: DM 28,-

Ulm – Riedlingen – Hochberg – Veringendorf – Veringendorf – Gammertingen – Marienberg – Hohenstein – Ödenwaldstetten/Bauernhausmuseum – Gauingen – Zwiefalten – Ulm

Alemannisches Österreich

Führung: Dr. Paul Groschopf, Albrecht Rieber und Karl Reutter

Sonntag, 12. Juni 1983

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Münsterplatz Ulm

Teilnehmergebühr: DM 32,-

Ulm – Leutkirch – Wangen – Pfändertunnel – Dornbirn – Rappenlochschlucht – Gebhardsberg – Ulm

Südöstlicher Lechraim

Führung: Johannes Schmid, Aichach, Kreisheimatpfleger
Sonntag, 11. September 1983

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Münsterplatz Ulm

Teilnehmergebühr: DM 32,-

Ulm – Dasing – Friedberg – Mering – Schmiechen – Egling a. d. Paar – Eurasburg – Dasing – Ulm
Selbst den bayerischen Schwaben ist die Landschaft vom Lech bis zu den Höhen östlich der Paar nicht besonders vertraut. Kleine Städte, Märkte, Schlösser und Burgställe, weite Wälder und der Blick übers Lechfeld erinnern an eine reiche Geschichte bis zurück zur Ungarnschlacht 955.

Blaustein als Nachbargemeinde

Führung: Dr. Paul Groschopf, Bürgermeister Epple, H. Fink, A. Rieber, M. Hilsenbeck und K. Reutter

Sonntag, 16. Oktober 1983

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Münsterplatz Ulm

Teilnehmergebühr: DM 25,-

Ulm – Eselsberg – Ehrenstein – Klingenstein – Rathaus – Blaustein – Arnegg – Ulm

Anfragen bitte an: Herrn Karl Reutter, Bootshausstr. 3, 7910 Neu-Ulm, Telefon (0731) 8 1300

Die **Veranstaltungen** unserer **anderen Ortsgruppen** werden den Mitgliedern jeweils in Rundschreiben mitgeteilt. Anfragen können an die Geschäftsstelle gerichtet werden.

Pomeranzen-Garten ausgezeichnet

Eine bemerkenswerte Ehre ist Leonberg zuteil geworden: Die internationale Denkmal- und Naturschutz-Organisation «EUROPA NOSTRA» hat ein Diplom für die vollständige Herstellung eines höfischen Lustgartens zuerkannt. Der Pomeranzen-Garten, so wird er im Volksmund auch genannt, stammt aus der späten Renaissance-Zeit und wurde vor zweieinhalb Jahren von der Oberfinanzdirektion Stuttgart als öffentlicher Park detailgetreu rekonstruiert. EUROPA NOSTRA führt nun seit fünf Jahren Wettbewerbe für hervorragende Denkmalschutz-Projekte durch. Von den 25 zu vergebenden Diplomen gingen für das Jahr 1982 vier an deutsche Städte. Noch höher im Kurs stehen allerdings fünf ausgezeichnete Medaillen. Als einzige Stadt in der Bundesrepublik erhielt Landsberg am Lech eine der begehrten Auszeichnungen. Die Begründung: Ein gotisches Stadttor von 1425 wurde dort beispielhaft wiederhergestellt.

«Erfassen und Dokumentieren im Denkmalschutz»

(DSI) Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz hat in seiner Schriftenreihe jetzt die Referate und Diskussionsergebnisse seines Anfang März 1982 in Stuttgart durchgeführten Colloquiums «Erfassen und Dokumentieren im Denkmalschutz» herausgegeben. Die Dokumentation wendet sich an alle, denen das Schicksal unserer Kulturdenkmäler anvertraut ist, und soll dazu beitragen, anstehende bauliche Maßnahmen an diesen Denkmälern noch einmal zu überdenken, die hierbei wirklich notwendigen Schritte zu prüfen und vor allem gründliche Voruntersuchungen sowie begleitende Doku-

mentationen der durchgeführten Maßnahmen als selbstverständliche Pflicht in Erinnerung zu rufen. (Erhältlich durch die Geschäftsstelle des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz beim Bundesminister des Innern, Hohe Str. 67, 5300 Bonn.)

Eigentum und Kulturdenkmal

(Stuttgarter Zeitung, 8. 2. 1983) Das Schloß Sennfeld in Adelsheim im Neckar-Odenwald-Kreis ist als Kulturdenkmal im Denkmalschutz eingetragen worden. Eine solche Maßnahme stellt für den Eigentümer einen «belastenden Verwaltungsakt» im Sinne unserer Rechtsordnung dar, wie der Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg in Mannheim (VGH) jetzt ausgesprochen hat (Az. 5 S 2069/82).

Der Eigentümer des Schlosses war mit dieser Belastung gar nicht einverstanden. Er hatte deshalb Klage gegen die Eintragung ins Denkmalschutz erhoben. Vor allem verwahrte er sich dagegen, daß auch das Innere des Gebäudes mit in den Schutz einbezogen worden war, vor allem die alte hölzerne Treppe, die ihm für ein Wohngebäude höchst unpraktisch vorkommt, sowie einige Holztüren und andere bauliche Einzelheiten. Der Eigentümer meint, daß nichts an diesem Hause denkmalwürdig sei. Erbaut wurde es im Jahr 1713 von einer Nebenlinie der Familie von Berlichingen.

Die Klage war an sich zwar zulässig. Die Richter haben nacheinander das Schloß besichtigt. Danach wurde die Klage zuerst vom Verwaltungsgericht Karlsruhe und jetzt vom VGH in Mannheim abgewiesen. Der Eigentümer muß die Belastung auf sich nehmen, die mit einem Kulturdenkmal verbunden ist. Der VGH hält den Denkmalschutz hier im öffentlichen Interesse für gegeben, weil das Schloß sich noch zu großen Teilen in

seinem ursprünglichen Zustand befinde und Treppenhäuser aus dem frühen 18. Jahrhundert selten geworden seien. Der teilweise schlechte Erhaltungszustand, der beträchtliche Reparaturen erforderlich macht, ändert nach diesem Urteil nichts daran, daß es sich hier um ein Kulturdenkmal handelt.

Wenn man den Schutz der Kunst- und Kulturdenkmäler von ihrem Zustand abhängig machen würde, dann könnte das nach Meinung der Richter dazu verführen, den alten Kulturbesitz zu vernachlässigen und verfallen zu lassen, um die Bindungen des Denkmalschutzes abzustreifen. Die begrenzten Aufsichtsrechte, die den Denkmalschutzbehörden zustehen, stellen nach diesem Urteil keine Verletzung der Wohnung nach Artikel 13 des Grundgesetzes dar.

«Einführung in die Denkmalpflege»

(DSI) Gottfried Kiesow führt mit seinem neuen Buch in das vielschichtige, in zahlreiche andere Probleme der Gegenwart reichende Aufgabengebiet der Denkmalpflege ein. Nach einem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Denkmalpflege und ihre heutigen Aufgaben definiert er den Denkmalbegriff, führt die gesetzlichen Grundlagen des Denkmalschutzes an und stellt Grundsätze für die Behandlung von Baudenkmalern auf. Weiter werden besondere technische Probleme der Gegenwart und Restaurierungsmöglichkeiten sowie Fragen der wissenschaftlichen Forschung angesprochen. Das Buch gibt auch Hinweise auf finanzielle und steuerliche Förderungsmöglichkeiten und geht auf die Öffentlichkeitsarbeit und das Berufsbild des Denkmalpflegers ein.

(«Einführung in die Denkmalpflege», Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1982, 194 S., Ladenpreis DM 45,-, für Mitglieder DM 26,50.)

Die Geschichte des Menschen von seinen Anfängen, Veränderung der Landschaft, Entwicklung der Flora und Fauna während des Eiszeitalters in Südwestdeutschland sind die großen Themen des neuen Sachbuches:

Urgeschichte in Baden- Württemberg

Herausgegeben von
Hansjürgen Müller-Beck.
528 Seiten mit 270 teils farbigen Abbildungen, Rekonstruktionszeichnungen und Kartenskizzen. Leinen DM 74,-.

Einführungspreis bis 31. 12. 1983 DM 64,-.

Die weltberühmten Funde von Mauer (Homo heidelbergensis), Steinheim an der Murr, im Travertin von Stuttgart-Bad Cannstatt oder im Lonetal auf der Schwäbischen Alb – nur um ein paar Beispiele zu nennen – zeugen davon, daß der südwestdeutsche Raum zu den ältesten Siedlungsgebieten der Erde gehört.

Die noch junge Wissenschaft der Urgeschichte hat in den letzten Jahren einen hohen Forschungsstand erreicht und neue Einsichten gewonnen. Das Buch aus der Feder bekannter Archäologen und Naturwissenschaftler gibt Antworten auf Fragen, die auch der historisch interessierte Laie stellt, z. B.: Wie sah die Landschaft während des Eiszeitalters aus, wie entwickelten sich Säugetiere und Pflanzen? Unter welchen Bedingungen lebte und entwickelte sich der Mensch als Jäger und Sammler? Wie fertigte und entwickelte er seine Jagdwaffen? Wie weit ist es uns möglich, Siedlungs- und Sozialstrukturen zu erkennen?

Einführungspreis DM 64,-



Konrad Theiss Verlag Stuttgart

wandern + radwandern

Über 100 Wanderführer »per pedes« und »per pedale« mit den schönsten Rundwanderungen und Streckenwanderungen gibt es für alle deutschen Wandergebiete. Als Spezialführer für Limes-Wanderungen, Höhenwanderwege und Hauptwanderwege. Als Reihe »Europäische Fernwanderwege«. Und als Länderführer, wie zum Beispiel Luxemburg, Kanarische Inseln, Tschechoslowakei u.a.m. Auch an den Radfahrer ist mit der Serie KOMPASS-Radwanderführer gedacht. Prospekte kostenlos!

**Deutscher Wanderverlag
Dr. Mair & Schnabel & Co., Stuttgart**



256 Seiten, engl. broch., 36,- DM, ISBN 3-608-95170-9
Wo findet man schon einen Roman, dessen Held ein Stadtviertel ist?
Das »Ostend«, das ist ein als Arbeitersiedlung gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Stuttgart entstandenes Quartier, das bis heute noch viel von seiner ursprünglichen Substanz bewahrt hat. Dennoch wird hier kein Genrebild, keine Idylle vorgeführt, sondern ein Szenario bundesrepublikanischer Wirklichkeit, geprägt von dem Nebeneinander von ausländischen Arbeiterfamilien und Alteingesessenen, die noch ihren eigenen Weinberg bewirtschaften, Rentnern und Fixern, Straßenherren, Säufern und Redakteuren des Süddeutschen Rundfunks.



Klett-Cotta

Greiner-Stuben Im Hindenburgbau

Gemütlich - behaglich · Man muß es gesehen haben.

**Greiner
Stuben**

Archiv

**Puppen
Stube**

Auch kleine Stuben für Arbeitessen.

Zabafestube

**Matsherren
Stube**

**Schwaben
Stube**

P Schloßgartentiefgarage

Arnulf-Klett-Platz 1 7000 Stuttgart 1 Mitte

Telefon (0711) 29 51 21

DB Touristik '83

Hinaus in die Ferne,
mit Sonderzügen der **DB**



Blättern Sie doch einmal im neuen DB-Sonderfahrten-Programm '83 „Der Schöne Tag“, Sie finden viele schöne Fahrten in landschaftlich herrliche Zielgebiete.

Hier ein Ausschnitt aus dem Programm:

- Sonntag, 1. Mai 1983,**
in die Ostschweiz nach St. Gallen/Appenzell
- Donnerstag, 12. Mai 1983,**
Vatertagsausflug nach Friedrichshafen/Lindau
am Bodensee
- Samstag, 14. Mai 1983,**
an den Tegernsee, den größten See im bayerischen
Alpenvorland
- Sonntag, 12. Juni 1983,**
nach Oberstdorf in der bayerischen Bergwelt
- Sonntag, 26. Juni 1983,**
ins Kaisergebirge nach Kufstein

Nähere Informationen entnehmen Sie bitte den neuen Jahresprogrammen, die Sie bei allen DB-Fahrkartenausgaben kostenlos erhalten.

Mit den besten Wünschen für gute Fahrten



Generalvertretung Stuttgart West
Arnulf-Klett-Platz 2
7000 Stuttgart 1
Telefon (0711) 20 92 / 55 80

Badisches Hausbuch



*Bilder und Geschichten
aus dem alten Baden*

Badisches Hausbuch. Eine Fülle von Historischem, Erhaltenswertem, wie es bisher in einem Band noch nie zusammengefügt wurde. Freiburg: Rombach 1982. 2. Auflage. 640 Seiten im Großformat mit zahlreichen alten Illustrationen; geb. DM 24,80

Vom Zauber alter Flugmaschinen



Vom Zauber alter Flugmaschinen. Faszinierende Bilder aus den Kindertagen des Flugzeugbaus. Freiburg: Rombach 1983. 80 Seiten im Großformat mit weit über 100 großteils farbigen Abbildungen; geb. DM 19,80



Vom Zauber alter Burgen. Die vielfältige, faszinierende Welt alter Burgen ist hier eingefangen. Informative Texte und zeitgenössische Berichte ergänzen die Abbildungen. Freiburg: Rombach 1983. 80 Seiten im Großformat mit weit über 100 Abbildungen; geb. DM 19,80

Erhältlich
in allen Buchhandlungen

ROMBACH+CO

VERKÄUFLICHE BAUDENKMALE ZWISCHEN NECKAR UND BODENSEE



REGIERUNGSPRÄSIDIUM TÜBINGEN

Die Orangerie des Schlosses Lindich bei Hechingen ziert das Titelblatt des Kataloges «Verkäufliche Baudenkmale zwischen Neckar und Bodensee», der Ende Januar herausgekommen ist. Damit hat jetzt auch das Regierungspräsidium Tübingen eine solche Liste mit rund 50 Objekten herausgebracht, in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt, Außenstelle Tübingen. Die Spannweite reicht vom kleinen Bahnwärterhaus bei Hechingen-Stetten bis zur Wilhelmsburg, einem Teil der ehemaligen Bundesfestung Ulm. Angeboten werden zum Preis von DM 10000,- bis 2,5 Mio. meist Wohngebäude, aber auch Schlösser, nämlich Lindich, Altmannshofen bei Leutkirch, Aulendorf, Öpfingen und Bad Buchau, und die neugotische Kirche in Staig/Alb-Donau-Kreis – bei entsprechender Umgestaltung (Einbau von Galeriegeschossen) vielfältige Nutzungsmöglichkeiten: Atelier, Ausstellungsräume, Büro, Werkstätte, Wohnen; Kaufpreis DM 70000,-, Denkmalpflegezuschuß bis DM 800000,-. Zu den außergewöhnlichen Objekten zählen weiterhin der ehemalige Kalkofen in Untermarchtal

und eine Hopfentrockenanlage in Ehingen.

Der Katalog kann unter Beifügung eines Verrechnungsschecks über DM 5,- bestellt werden beim Regierungspräsidium Tübingen, Referat 15, Nauklerstraße 47, 7400 Tübingen. Weitere verkäufliche Baudenkmale können für die nächste Auflage dem Landesdenkmalamt gemeldet werden, Außenstelle Tübingen, Schönbuchstraße 14, 7400 Tübingen-Bebenhausen.

Neue Naturschutzgebiete

Die Regierungspräsidien Stuttgart und Tübingen haben jetzt weitere Naturschutzgebiete ausgewiesen. Knapp 40 Hektar groß ist das neue Naturschutzgebiet «Gronne» auf dem Gebiet der Stadt Ulm zwischen den Ortsteilen Göggingen und Wiblingen, ein Feuchtgebiet im Donauried. 16,2 Hektar groß ist das Schutzgebiet «Rößlesmahdsee» bei Waldenburg im Hohenlohekreis. Bei Horb wurde der «Kugler Hang» (4,5 Hektar), eine Wachholderheide, unter Schutz gestellt.

Gesucht: Briefe von Auswanderern

Nach Ansicht der Arbeitsgruppe Geschichte Nordamerikas unter Leitung von Professor Dr. Wolfgang J. Helbich an der Ruhr-Universität in Bochum ist es nicht übertrieben, daß jetzt die letzte Chance besteht, noch in Privathand befindliche Briefe von Auswanderern aus dem vorigen Jahrhundert zu finden. Wer Abschriften oder Fotokopien zur Verfügung stellen kann, wer Hinweise auf die meist versteckten Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften geben kann, der wende sich an die genannte Arbeitsgruppe, Postfach 102148, Universitätsstraße 150, Gebäude GA 4/145, 4630 Bochum 1.

Der Naturschutzwart – Taschenbuch des Naturschutzes

In den letzten Jahren wurden die rechtlichen Grundlagen für die Naturschutzarbeit weitgehend neu gefaßt, erweitert und verbessert. Anstelle der bisher von den einzelnen Mitgliedsverbänden herausgegebenen Broschüren für Naturschutzwarte hat die Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg als zehnte Veröffentlichung ein Taschenbuch des Naturschutzes als Gemeinschaftsarbeit der Naturschutzverbände im Lande unter der Federführung des Hauptnaturschutzwartes des Schwarzwaldvereins, Herrn Barbrack, und weiterer von den Mitgliedsverbänden benannter Mitarbeiter neu aufgelegt. Dieses Taschenbuch des Naturschutzes ist sowohl für die Vereinsnaturschutzwarte der Mitgliedsverbände als auch für die gemäß § 52 des Landesnaturschutzgesetzes von den Naturschutzbehörden des Landes bestellten Naturschutzwarte bestimmt. Damit ist eine einheitliche Unterrichtung und Weiterbildung aller im Naturschutzdienst tätigen Personen in unserem Lande gewährleistet. Bestellungen: Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg, Staffenbergstr. 26, 7000 Stuttgart 1.

Erster Naturschutzpreis Baden-Württemberg vergeben

(lsw) – Zum ersten Mal ist der Naturschutzpreis Baden-Württemberg vergeben worden: Die mit 20000 DM dotierte Auszeichnung übergab am 16. Februar der baden-württembergische Umweltminister Gerhard Weiser in Stuttgart an die französischen und deutschen Gemeinden Rhinau, Rheinhausen, Kappel-Grafenhausen und Rust sowie an eine Arbeitsgruppe des Geobotanischen Instituts der Universität Freiburg. Die Preisträger haben sich nach Angaben des Umweltministeriums um den Schutz einer in Mitteleuropa einzigartigen Auewald-Landschaft verdient gemacht, des Naturschutzgebiets Taubergießen.

Im Oktober vergangenen Jahres hatten die elsässischen und deutschen Gemeinden einer Vereinbarung über den Schutz des Auewaldes und der Trockenwiesen im Taubergießen zugestimmt. Weiser würdigte die Vereinbarung bei der Verleihung als «beispielhaften Naturschutz über die Grenzen hinweg».

Gleichzeitig wies Weiser als Vorsitzender der Stiftung Naturschutzfonds auf die finanziellen Leistungen der vor fünf Jahren begründeten Stiftung hin: Mit über zehn Millionen Mark seien in diesem Zeitraum insbesondere Maßnahmen des Natur- und Landschaftsschutzes sowie der Erwerb von Grundstücken und die Auszeichnung besonderer Naturschutzleistungen gefördert worden. Der Fonds trägt sich nach weiteren Angaben aus einem Anteil des Spiels 77 und aus Ausgleichsabgaben. Der Naturschutzpreis soll alle zwei Jahre für «richtungsweisende Leistungen» zum Erhalt der natürlichen Umwelt verliehen werden.

Gericht lehnt Starts mit Schleppflugzeugen ab

(lsw) – Die oberschwäbischen Segelflieger erhalten auf dem Flugplatz von Bad Buchau am Federsee keine Er-

laubnis für Starts mit Schleppflugzeugen. Das Verwaltungsgericht Sigmaringen berief sich bei dieser Entscheidung auf die Bedeutung des Federsees und der dort ausgedehnten Schilfgürtel als eines der bedeutendsten Vogelreservate. Das Federseegebiet stelle eine der wichtigsten Raststationen für die Vogelzüge dar und sei zugleich für einige Arten eine der letzten Brutstätten in Europa. In der Urteilsbegründung betonten die Richter ferner, der Schutz der Tiere stehe nicht isoliert, sondern gelte auch für die Pflanzenwelt. Durch den Lärm der Motorstarts und die Unruhe des Flugbetriebes werde die Vogelwelt gestört, auch wenn dies die Fliegergruppe Federsee in ihren Klagen abstreite (Aktenzeichen: 4 K 1057/81).

Erste Uferzone am Bodensee unter Naturschutz

(lsw) – Das Mündungsgebiet des Lipbachs am Bodensee bei Friedrichshafen steht jetzt rechtskräftig unter Naturschutz. Wie das Regierungspräsidium Tübingen mitteilte, hat die Landesregierung die entsprechende Rechtsverordnung verkündet. Das Naturschutzgebiet mit seinem Ufergehölz und den Schilfzonen ist das erste im Regierungsbezirk, das auch einen Teil der limnologisch wertvollen Flachwasserzone vor dem Seeufer mit einbezieht.

Dies und die ursprünglich vorgesehene Abgrenzung mit Nutzungsbeschränkung an Land waren in Anhörungsverfahren auf heftigen Widerstand gestoßen. An Land wurden jetzt nur noch die mit Schilf bewachsenen Teile geschützt, die Seefläche – wie von Anfang an beabsichtigt – jedoch gegen eine Nutzung abgegrenzt. Danach ist vor allem das Befahren des geschützten 100 Meter breiten Flachwasserbereichs generell verboten. Nur den Eigentümern und Pächtern der Ufergrundstücke ist der Zugang zum See an einer bestimmten Stelle erlaubt.

Feldweg wird zur Umgehungsstraße

(Stuttgarter Zeitung vom 21. 1. 1983) km. MAULBRONN, Enzkreis. Ernsthaft besorgt um die Zukunft eines der ältesten Naturschutzgebiete im süddeutschen Raum, dem «Roßweiher» bei Maulbronn, sind die Naturschützer des Enzkreises. Schützenhilfe erhalten sie vom Landratsamt, wo die untere Naturschutzbehörde ebenfalls verärgert ist. Auslösendes Moment waren Asphaltierungsarbeiten, die die Stadt Maulbronn an einem an das Naturschutzgebiet angrenzenden Feldweg ausführen ließ. Der «Roßweiher» hat mit seiner großen Zahl von Vogelarten, die dort vorkommen, die Ornithologen angelockt. Inzwischen übt auch der perfekt ausgebaute Feldweg einige Anziehungskraft aus – jedoch auf die Autofahrer. Der Feldweg eignet sich nämlich vorzüglich als östliche Umgehung Maulbronnns, als direkte Verbindung von der Bundesstraße 35 ins Hinterland des Naturparks Stromberg. Eine solche Straße will die Stadt Maulbronn ja schon seit langem haben. Doch der Kreistag des Enzkreises folgte dem Wunsch der Stadt Maulbronn bezüglich des Ausbaus des Feldwegs zur Kreisstraße nicht und lehnte erst im Sommer letzten Jahres die Aufnahme dieses Projekts ins Kreisstraßenprogramm nahezu einstimmig ab.

Als aber im vergangenen Sommer ein Teil der Maulbronner Ortsdurchfahrt ausgebaut wurde und eine Vollsperrung unumgänglich wurde, genehmigte das Verkehrsamt des Landratsamtes ausschließlich für den Schul- und Linienbusverkehr die Umleitung über den Feldweg. Allerdings forderte die Bundespost, daß der Weg in einen verkehrssicheren Zustand gebracht werde. Sie war nicht bereit, mit den Bussen durch Schlaglöcher und tiefe Spurrillen zu fahren. Wie man die Maßnahme nun nennen will – «Ausbau» oder «Befestigung» –, der Weg hat zwischenzeitlich ein Verkehrsaufkommen, das dem einer gut frequentierten Landesstraße entspricht, und hierin sehen die Naturschützer die große Gefahr.

Das bereits 1937 unter Naturschutz

WAS UNSERE KUNDEN SO MACHEN.



Zum Beispiel Holz. Über 20 Prozent aller deutschen Erzeugnisse der Holzverarbeitenden Industrie kommen aus Baden-Württemberg. Was eigentlich naheliegt, denn in Baden-Württemberg befinden sich einige der schönsten und größten Wälder Deutschlands. Das sind nicht nur Erholungsgebiete für viele Menschen, sondern die hochentwickelte Forstwirtschaft liefert daraus auch den Rohstoff für eine leistungsstarke Holzverarbeitende Industrie. Wir, die Baden-Württembergische Bank, arbeiten eng mit diesen Unternehmen zusammen. Wir führen Geschäftskonten. Wir wickeln Auslandsgeschäfte ab. Wir geben Investitionskredite. Aber natürlich sind wir nicht nur für die Unternehmen da, sondern auch für die Menschen, die in ihnen arbeiten. Wenn Sie wissen wollen, was wir für Sie geschäftlich oder privat tun können, kommen Sie zu uns. Wir beraten Sie gern.



Die Baden-Württembergische Bank.

Badenia Württembergica

Alfred E. Ott (Hrsg.)

Die Wirtschaft des Landes Baden-Württemberg

Ca. 240 Seiten. Leinen ca. DM 29,-
ISBN 3-17-007953-0

Schriften zur politischen Landeskunde Baden-
Württembergs, Bd. 7

Die wirtschaftlichen Fragen des Bundeslandes
Baden-Württemberg gewinnen zunehmend an
Interesse. Das Autorenteam dieses Bandes, Ver-
treter aus Wissenschaft, Wirtschaft und Verwaltung,
hat sich daher die Aufgabe gestellt, über die wirt-
schaftliche Situation Baden-Württembergs umfas-
send zu informieren.

Lutz Reichardt

Ortsnamenbuch des Stadtkreises Stuttgart und des Landkreises Ludwigsburg

1983. 212 Seiten, 2 Abb., 5 Tab., 1 ausklappb. Karte
Kart. DM 28,-
ISBN 3-17-007970-0

Veröffentlichungen der Kommission für geschicht-
liche Landeskunde in Baden-Württemberg,
Reihe B, Forschungen, Bd. 101

Lutz Reichardt

Ortsnamenbuch des Kreises Reutlingen

Ca. 170 Seiten. Kart. ca. DM 24,-
ISBN 3-17-007971-9

Veröffentlichungen der Kommission für geschicht-
liche Landeskunde in Baden-Württemberg,
Reihe B, Forschungen, Bd. 102

Hugo Steger

Raumgliederung der Mundarten

Vorstudien zur Sprachkontinuität im Deutschen
Südwesten

Mit einem Beitrag von Karlheinz Jakob
Ca. 30 Seiten, 1 Faltkarte

Kart. ca. DM 12,-
ISBN 3-17-007999-9

Arbeiten zum Historischen Atlas von Südwest-
deutschland, Heft 7

Willy Real

Die Revolution in Baden 1848/49

Ca. 200 Seiten mit ca. 16 Seiten Abb.
Kart. ca. DM 38,-
ISBN 3-17-007921-2

Joachim Irek

Mannheim in den Jahren 1945 bis 1949

Geschichte einer Stadt zwischen Diktatur und
Republik

Darstellung

Ca. 220 Seiten. Leinen ca. DM 39,-
ISBN 3-17-007530-6

Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim,
Bd. 9

Dokumente

Ca. 240 Seiten. Leinen ca. DM 42,-
ISBN 3-17-007529-2

Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim,
Bd. 10

Kurt Rothe

Das Finanzwesen der Reichsstadt Ulm im 18. Jahrhundert

Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte

Ca. 450 Seiten. Kart. ca. DM 58,-
ISBN 3-17-007992-1

Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Bd. 21

Akten zur Wohltätigkeits- und Sozialpolitik Württembergs im 19. und 20. Jahrhundert

Inventar der Bestände der Zentraleitung des Wohl-
tätigkeitsvereins und verbundener Wohlfahrts-
einrichtungen im Staatsarchiv Ludwigsburg
Bearb. von Wolfgang Schmierer, Karl Hofer und
Regina Schneider nach Titelaufnahmen von Hans-
Ewald Keßler

Ca. 520 Seiten. Leinen ca. DM 69,-
ISBN 3-17-007980-8

Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverw.
Baden-Württemberg, Bd. 42

Der Band dokumentiert die Anfänge und die Ent-
wicklung der staatlichen Sozialpolitik Württembergs
bis in die Zeit des 2. Weltkriegs in umfassender
Weise.

Das Land Baden-Württemberg

Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden
Hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-
Württemberg

Bd. VI: Regierungsbezirk Freiburg

1982. 1072 Seiten mit 40 ganzseitigen Fotos,
84 Abbildungen. Leinen DM 84,-
ISBN 3-17-007174-2

gestellte Gebiet gilt im Bereich der Wasserscheide zwischen Rhein und Neckar als das wichtigste seiner Art nördlich der Alpen. Es bietet Lebensraum für nachweislich mehr als 200 Vogelarten, selbst die seltenen Kormorane wurden dort schon gesehen. Der kleine See mit seinem breiten Schilfgürtel bietet den Vögeln gerade in der Brutzeit wichtigen Lebensraum. Er wird auch von den Zugvögeln zur «Zwischenlandung» angefliegen. Jeder zusätzliche Verkehr schadet diesem Vogelparadies.

Um alle Gefahren abzuwenden, sollte nach Beendigung der Straßenbauarbeiten in Maulbronn der Feldweg mit einer Schranke geschlossen werden. Doch trotz anfänglich signalisierter Bereitschaft hierzu habe sich die Stadt Maulbronn, wie aus dem Landratsamt verlautete, nun wieder dagegen ausgesprochen. Wie weiter aus zuverlässiger Quelle bekannt wurde, habe Landrat Reichert den Maulbronner Bürgermeister Dieter Dzielak schriftlich ermahnt, sich an die Abmachungen zu halten. Auch das Regierungspräsidium Karlsruhe als höhere Naturschutzbehörde beschäftigt sich mit dieser Angelegenheit inzwischen.

Walderkrankungen

Auf Drucksache 8/2821 nimmt das Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten Stellung zum Antrag der FDP/DVP. Der Hauptanteil der jährlichen Schwefeldioxid-Emissionen entfalle mit ca. 56 v. H. auf die Emittentengruppe Kraftwerke/Fernheizwerke, während die Industrie 28 v. H. und die Haushalte/Kleinverbraucher sowie der Verkehr 13 v. H. bzw. 3 v. H. beitrügen. Durch eine drastische Herabsetzung der SO₂-Emissionen bei den Kraft- und Fernheizwerken könne daher ein wesentlicher Beitrag zur Verminderung der sauren Niederschläge geleistet werden. Das Forschungsprogramm der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt zum Thema Tannenkrankheit sei 1975

begonnen worden. Bis heute lägen erst Teilergebnisse vor. Es sei jedoch sicher, daß die Krankheit durch eine Störung des Wasserhaushalts der Bäume verursacht werde. Von den in der Bundesrepublik niedergehenden Schwefelmengen würden etwa 50 v. H. von ausländischen Quellen verursacht. Kalkdüngung könne als prophylaktische Maßnahme von großer Bedeutung sein.

Kompetenz-Dschungel bei Naturschutz kritisiert

(Südwestpresse 7. 2. 1983) Durch eine Vereinheitlichung der Zuständigkeiten soll dem Umweltschutz mehr Schlagkraft verliehen werden, hat der Freiburger Regierungspräsident Norbert Nothhelfer gefordert. Der Zuständigkeitsdschungel müsse durch eine gezielte Verwaltungsreform der Landesregierung gelichtet werden.

Nothhelfer bemängelte, daß zu viele Stellen – Regierungspräsidien, Gewerbeaufsichtsämter und Landratsämter – bei Umweltfragen zuständig seien. Er kritisierte weiter, daß die zwar mit sehr viel technischem, aber zu wenig juristischem Sachverstand ausgestatteten Gewerbeämter ein Eigenleben führten. Sie orientierten sich weniger an der Zusammenarbeit mit den regional zuständigen Behörden als vielmehr am Stuttgarter Sozialministerium, dem sie direkt unterstellt sind.

Eine Zusammenfassung unter dem Dach der Regierungspräsidien sei hier die beste Lösung, um schlagkräftiger arbeiten zu können. Die Eingliederung der Gewerbeaufsichtsämter in die Präsidien könne, so Nothhelfer, rasch und ohne zusätzliche Kosten durchgeführt werden.

Mit «Kassandra-Rufen» allein seien Umweltskandale nicht zu bereinigen, meinte Nothhelfer. Gegen Tannensterben, Luft- und Gewässerverunreinigungen und Sondermüll helfe nur ein koordiniertes Behördeninstrumentarium.

75 Prozent der Umweltsünder werden überführt

stz. Etwa 75 Prozent aller angezeigten Straftaten wider die Umwelt werden in Baden-Württemberg aufgeklärt und geahndet. Dies hat das Stuttgarter Innenministerium auf einen Antrag des FDP-Landtagsabgeordneten Hans Erich Schött mitgeteilt. Wie es in der Stellungnahme nach Mitteilung der FDP heißt, sind in den vergangenen fünf Jahren 2765 Anzeigen eingegangen. Geahndet wurden die Verstöße gegen Umweltschutzbestimmungen mit Geldstrafen. Freiheitsstrafen wurden bisher nicht verhängt, heißt es in der Mitteilung. Auf die von der FDP gestellte Frage, ob das Personal bei der Polizei oder den Staatsanwaltschaften für eine wirksame Verfolgung von Umweltsündern ausreiche, antwortet das Ministerium, eine allgemeine Verstärkung der Polizei werde die Lage gewiß verbessern. Allerdings wird daran erinnert, daß allein in Stuttgart vier bis fünf Staatsanwälte mit Umweltsündern befaßt seien, womit eine effektive Verfolgung möglich sei. Eine wesentliche Verstärkung der Polizei sei allerdings aus finanziellen Gründen zur Zeit nicht möglich.

Keine Autobahn durch die Berglen

Noch im alten Jahr hat die Landesregierung Ersatzlösungen für die einst geplante Autobahn A 45 Mundelsheim – Backnang – Schorndorf – Kirchheim/Teck gebilligt. Das Land will sich bei künftigen Planungen an den schon bestehenden Straßenverbindungen orientieren. Ausschlaggebend für den Verzicht auf eine Bundesfernstraße mit völlig neuer Trasse, zu der auch eine gigantische Brücke über das Remstal bei Winterbach gehörte, waren ökologische Gründe.

Veranstaltungen und Studienfahrten

21

Hohenlohe

Bäuerliche, handwerkliche und industrielle Kultur

Führung: Albert Rothmund

Samstag, 25. Juni 1983

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 35,-

Stuttgart – Kupferzell – Schwäbisch Hall – Wackershofen – Gröningen – Oberrot-Marhördt **oder** Weikersheim – Stuttgart

Die bäuerliche, handwerkliche und industrielle Kultur Hohenlohes wird an verschiedenen Stellen museal erhalten. Bei Schwäbisch Hall-Wackershofen wird am 1. Mai ein bäuerliches Freilandmuseum mit dreizehn Gebäuden eröffnet. In Kupferzell steht das älteste württembergische Raiffeisenlagerhaus. Die Hammerschmiede in Gröningen hat der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND restauriert. In Oberrot-Marhördt ist ein kleines Sägewerk erhalten. In Weikersheim ist das Tauberländer Dorfmuseum eingerichtet. Im Rahmen dieser Exkursion werden sowohl das Freilandmuseum Wackershofen als auch die Hammerschmiede in Gröningen aufgesucht. Die Hammerschmiede ist in Betrieb!

30

Aktion Irrenberg 1983

Samstag, 3. September 1983

Abfahrt: 6.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Zusteigemöglichkeit an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**

Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHE HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für übliche landwirtschaftliche Maschinen unzugänglichen Partien (wie etwa die Ränder der Gebüsche und Steilhänge) werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird dann auf Plastikbahnen zum unteren Hangweg geschlittelt und von da abgefahren. Diese Aktion ist besonders beispielhaft für den guten Geist der Zusammenarbeit aller naturverbundenen Vereine, Körperschaften und Behörden.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt. Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet frühzeitige (und zahlreiche!) Anmeldungen.

Und im Herbst: Zwei Fahrten ins Blaue:

38

1. Fahrt ins Blaue

Mittwoch, 19. Oktober 1983

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

39

2. Fahrt ins Blaue

Sonntag, 23. Oktober 1983

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Wie seit Jahren finden wieder zwei «**Fahrten ins Blaue**» statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung der Landeshauptstadt Stuttgart, die zwar weniger bekannt ist, aber die Besucher überrascht mit architektonischen, künstlerischen oder geschichtlichen Details. Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHE HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Teilnahme kostenfrei (außer dem Verzehr).

Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHE HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt auf die Geschäftsstelle.

Weitere Veranstaltungen

Stadtführung 1983

Stuttgart-Süd: Geschichte und Gegenwart II

Alt-Heslach

Führung: Hermann Ziegler

Samstag, 14. Mai 1983

Treffpunkt 14.00 Uhr Ecke Schickhardt- und Adlerstraße (Omnibuslinie 42) beim Schwabtunnel

Dauer der Besichtigungen etwa 2½ Stunden

Teilnehmergebühr: DM 5,-

Zwei Jugendstilhäuser und die ältesten Teile des Weilers Heslach, der jahrzehntlang zur Karlvorstadt Heslach aufgewertet worden war, besonders der Bihlplatz und der zweite alte Ortskern, die Böhmisreute, den Friedhof Heslach mit dem Meisterwerk Saluccis, der Benckendorff-Kapelle, und die wechselvolle Geschichte sollen uns diesen Teil des Stadtbezirks Süd näherbringen.